Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Sophie Charlotte,

die philosophische Königin.

Historischer Roman in drei Bänden,

von

Julius Bacher.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königlichem Hofbuchhändler.

1857.

Inhalt des dritten Bandes.

Druck von Duncker & Weidling in Berlin.

Erstes Capitel.

Ein übler Fehlschlag.

Die Königin, von dem Verlangen beseelt, den so aufopfernden Muth ihrer Freunde durch einen glücklichen Erfolg gekrönt zu sehen, der ja, wie wir wissen, auch ihre Wünsche endlich erfüllen mußte, war, ihrem Versprechen getreu, entschlossen, am anderen Tage zum Könige zu fahren. Dieser Besuch durfte durchaus nichts Auffälliges erkennen lassen, damit durch ihn nicht etwa das Mißtrauen des Königs oder die Aufmerksamkeit Wartenberg's rege gemacht wurde.

Sie mußte daher eine Veranlassung ersinnen, welche dem Könige angenehm war und zugleich den Besuch als natürlich und angemessen erscheinen ließ.

Dieselbe sollte bald gefunden sein.

Der Geburtstag des Königs nahte in wenigen Tagen; Sophie pflegte ihm zu Ehren irgend eine besondere Festlichkeit in ihrem Schloß zu veranstalten, wozu sie den König stets einlud und wobei sie ihm angenehme Ueberraschungen, die er liebte, bereitete.

Sie hatte sich mit Fräulein von Pöllnitz darüber berathen und war zuletzt einverstanden, ein komisches Maskenfest in dem Schloßgarten arrangiren zu lassen. Die Jahreszeit war dazu sehr günstig; — überdies bot der Garten den Maskenscherzen die größtmögliche Freiheit, und deren sollte es dieses Mal eine reichliche Anzahl geben.

Nachdem die Königin diesen Entschluß gefaßt, begab sie sich zum Könige nach Berlin, und zwar in einer Zeit, in der er, nach beendigten Berathungen mit Wartenberg, meistens allein zu sein pflegte.

Der Zufall schien ihrem Bemühen günstig zu sein; es war so, wie sie es vorausgesehen und gewünscht hatte. Sie wurde sogleich gemeldet, und der König kam ihr, wie gewöhnlich, sehr freundlich entgegen, etwas überrascht durch den Besuch, da Sophie im Allgemeinen nicht eben häufig bei ihm zu erscheinen pflegte.

„Sie sehen mich sehr erfreut, beste Königin," sprach er, Sophie entgegengehend und sie nach dem Besuchszimmer führend.

„Ich komme heute mit einer Bitte und wünsche recht sehr, Sie möchten mir dieselbe gewähren", hob Sophie an.

„Gewiß mit Vergnügen, wenn ich Ihnen damit eine Freude machen kann", betheuerte der König.

„Allerdings, Majestät! Meine Bitte betrifft eine Einladung an Sie, mir an Ihrem Geburtstage die Ehre Ihres Besuches zu schenken. Ich beabsichtige, ein

Fest zu veranstalten, das Ihnen einiges Vergnügen machen dürfte."

„Ich bin Ihnen für diese Aufmerksamkeit sehr dankbar, beste Königin, und werde herzlich gern an Ihrem Feste Theil nehmen", entgegnete Friedrich.

„Sie erfreuen mich durch diese Antwort recht sehr, und so will ich die Arrangements dazu mit um so größerem Eifer betreiben lassen", bemerkte Sophie.

„Ihr feiner Sinn wird sich dieses Mal wohl wieder übertreffen", sprach der König, Sophien die Hand mit Galanterie küssend, „und gern gestehe ich Ihnen, mit den besten Erwartungen erfüllt zu sein."

„Majestät sind stets so gütig, Ihre Zufriedenheit über die Feste bei mir erkennen zu geben, daß ich dadurch eine doppelte Pflicht für deren Verschönerung fühle", betheuerte Sophie, dem Könige die Hand reichend. Sie erkannte seine sehr gute Stimmung und wollte dieselbe wo möglich noch erhöhen, damit die zunächst folgende wichtige Unterredung einen weniger unangenehmen Eindruck auf ihn machen, und er zum Eingehen und Beherzigen derselben empfänglicher sein möchte.

Um den wichtigen Moment nicht zu beeinträchtigen, beurlaubte sie sich nach einigen Augenblicken, nachdem sie noch hinsichtlich der von ihr so sehr gewünschten Reise des Kronprinzen nach England mit dem Könige Einiges besprochen hatte. Vielleicht wäre diese für sie so dringende Angelegenheit zu einem längeren Verweilen Anlaß gewesen; sie sah aber zufällig den Burggrafen

in das Schloß fahren, und opferte das eigene mütterliche Interesse dem allgemeinen.

Von zwei Hofdamen gefolgt, durchschritt sie eben das Vorgemach, als die uns bereits bekannten Edelleute eintraten und, mit freudigen Mienen sich verneigend, Sophien an sich vorüber gehen ließen.

„Der König, meine Herren, befindet sich in der günstigsten Stimmung, und ich hoffe das Beste“, sprach sie, langsam vorwärts schreitend und grüßend, mit gedämpfter Stimme, so daß sie von den Hofleuten nicht gehört werden konnte.

Die also Angeredeten verriethen noch mehr Freude, und, nachdem Sophie hinausgegangen war, drückten sie sich heimlich die Hände in der angenehmen Aussicht, die so freundliche Verheißung bestimmt in Erfüllung gehen zu sehen.

Der König, dem die Meldung von dem Begehren der Edelleute sogleich gemacht wurde, fühlte sich dadurch ein wenig überrascht. Diese gemeinschaftliche Audienz der angesehensten Männer in seinem Königreich — etwas sehr Ungewöhnliches — ließ ihn sogleich eine wichtige Veranlassung vermuthen. Gerne würde er sich dieser ihn aufregenden Unterredung entzogen haben; indessen er durfte diesen Männern eine solche Bitte nicht abschlagen, und so befahl er, sie in sein Cabinet zu führen.

Bald darauf traten die Edelleute ein, und es fehlte auch nicht Einer; Niemand von ihnen war durch das

Bedenken eines etwa übeln Ausgangs zaghaft gemacht und fortgeblieben; so standen sie, mit dem Staatskleide angethan und allen Decorationen geschmückt, ernst und würdevoll vor dem Könige.

Ihre ehrwürdige Erscheinung machte einen sichtlichen und tiefen Eindruck auf Friedrich; er schaute sie überrascht, ja unruhig an; denn ihre Mienen, ihre Haltung bestätigten nur seine frühere Vermuthung, daß es sich um etwas ganz Besonderes handeln müsse.

„Ich heiße sie willkommen, meine Herren“, sprach er, — und indem er das Auge an ihnen langsam und prüfend vorübergehen ließ, fuhr er fort: „und verhehle ihnen meine Ueberraschung nicht, sie Alle hier vor mir versammelt zu sehen. Sehr wahrscheinlich führt sie ein gemeinschaftliches Interesse hieher —“

„Ja, Majestät“ erwiederte der Burggraf.

„Ich schätze in ihnen die Repräsentanten der ältesten adligen Geschlechter Preußens, und es soll mir eine Freude sein, ihre Wünsche zu gewähren“ —, entgegnete der König, wie es schien, auf das Weitere gespannt. „Betreffen dieselben ihre eigenen Angelegenheiten?“

„Nein, Majestät“, sprach der Burggraf fest.

„Nicht?!“ fragte der König überrascht und schaute ihn an. „Welche denn?“

„Die des Landes —“, entgegnete Dohna mit eben so fester Stimme.

Friedrich's Antlitz verfinsterte sich plötzlich; er schaute den Burggrafen und darauf die anderen Edelleute etwas

unmuthig an, und schien unschlüssig, in welcher Art er die Unterredung fortsetzen sollte; dann, gleichsam sich bezwingend, bemerkte er:

„Sie wissen, daß die Angelegenheiten des Staates sich in den Händen von mir erwählter Diener befinden.“ —

„Die das Vertrauen Eurer Majestät jedoch mißbrauchen, und darauf unseren Landesfürsten aufmerksam zu machen, kamen wir hierher, weil wir das für unsere heilige Pflicht erachten —“, engegnete der Burggraf unerschrocken.

Der König richtete das Haupt auf, während er zugleich einen Schritt zurück that und der über das Vernommene in ihm erregte heftige Eindruck in seinem Antlitz sich malte.

„Und Sie, Graf, wagen dieselben anzuklagen?“ fragte er.

„Wir Alle —“, sprach der Burggraf, während er und die Uebrigen die Hand betheuernd auf die Brust legten und sich tief verneigten.

„Das sieht fast wie eine Verschwörung aus“, sprach der König erregt, die Blicke auf die Versammelten heftend.

„Vergebung, Majestät“, entgegnete der Burggraf mit der ganzen, ihm zu Gebot stehenden Würde“, diesen Namen verdient unsere Absicht nicht. Uns leitete lediglich die Liebe und Anhänglichkeit an das Königliche Haus und unser Vaterland; sie allein haben uns ver=

anlaßt, Rücksprache mit einander zu nehmen, bei welcher der heutige Schritt wohl erwogen wurde." —

Diese Worte, in solcher Weise gesprochen, verfehlten ihren vortheilhaften Eindruck auf Friedrich nicht.

„Welcher Verbrechen wegen glauben Sie denn meine Diener anklagen zu müssen?!" fragte der König beruhigter.

„Unsere heutige Anwesenheit betrifft allein den Grafen Wartenberg, der, wie uns Eure Majestät beipflichten werden, das Regiment im Staate führt", entgegnete der Burggraf mit unerschütterlich festem Ton und ohne sein Auge auch nur für einen Moment von der Person des Königs abzuwenden.

„Sie sind des Grafen Feind —", sprach der König mit Betonung.

„Der Feind des Vaterlandes muß auch der Feind eines jeden wahren Patrioten sein," bemerkte Dohna.

„Ihr Haß gegen meinen treuesten Diener verleitet Sie zu Ungerechtigkeiten, Graf, und überdies scheinen Sie vergessen zu haben, daß nicht er, sondern ich das Regiment führe", entgegnete Friedrich mit großer Erregung.

„Wir sind vor Eurer Majestät mit Beweisen erschienen, die eine Anklage gegen den Grafen vollkommen rechtfertigen und somit auch uns. Die Könige sind genöthigt, durch Diener ihre Gedanken und Befehle ausführen zu lassen; die ausgedehnten Verhältnisse eines Staates erheben einen solchen Beistand zur Nothwen-

digkeit. In das Herz eines Menschen ist schwer zu schauen, und leicht werden selbst in dem Besseren durch das Vertrauen seines Fürsten, der die Macht in seine Hände legt, alle selbstischen Leidenschaften rege, die ihn nur für den eigenen Nutzen schaffen und wirken lassen, unbekümmert um den des Landes. Diese Besorgniß liegt um so näher, wenn der so Bevorzugte kein Landeskind ist, dem die Liebe zu Fürst und Vaterland schon angeboren sein muß. Darum werden Majestät auch gnädigst erwägen, daß der vorherige unterthänigste Ausspruch nicht ungerechtfertigt ist —", sprach Dohna.

„So soll ich also ihnen zu Liebe mich meines treuesten Dieners berauben?" fragte der König, dessen Aufregung sich steigerte.

„Nicht uns, sondern dem ganzen Lande zu Liebe, Majestät; denn wir glauben die Gesinnungen desselben auszusprechen", entgegnete Dohna.

„Womit ist das Land denn nicht zufrieden? Ist nicht unter meiner Regierung Alles geschehen, was heilbringend für dasselbe sein muß? Habe ich nicht das Kurfürstenthum zu einer europäischen Macht erhoben? Blühen Künste, Handel und Gewerbe nicht? Was will man mehr?! Ich sollte meinen, das Land weiß, wie ich stets darauf bedacht gewesen und noch bin, ihm die Segnungen meiner väterlichen Regierung zu Theil werden zu lassen, und darum erkenne es dieselben an und trage nicht unbilliges Verlangen! —"

„Gewiß, Majestät, erkennen wir Alle ohne Aus-

nahme, was Gutes und Vortreffliches durch die Weisheit Eurer Majestät angeordnet worden ist, und ich halte es für eine heilige Pflicht, die Gesinnungen des Landes, wie sie von uns Allen gekannt sind, Eurer Majestät nicht zu verhehlen. Lassen Sie es mich hier aussprechen, Majestät, daß noch selten ein Fürst so ganz des Volkes Liebe sich erworben hat, als eben Sie; das hat sich unverholen in Leid und Freud ausgesprochen und muß von Eurer Majestät bemerkt worden sein. Diese Liebe ist nur die Frucht der Leutseligkeit, Freundlichkeit und Güte unseres theuren Monarchen, die er einem Jeden ohne Unterschied so gnädig zu Theil werden läßt. Wir Alle preisen ihn dafür und danken Gott für ein solches Glück. Aber, sollte ein so mildes, gütiges Herz, womit der Himmel Eure Majestät zum Heil Ihres Volkes gesegnet hat, sollte das nicht durch Personen gemißbraucht werden können, denen nicht des Landes, noch das ihres gnädigsten Herrn, sondern nur ihr eigenes Interesse am höchsten steht?! —"

Der Graf hatte mit Ruhe, aber auch mit großer Wärme gesprochen und die letzten Worte gewichtvoll betont; er hielt jetzt einen Augenblick ein; denn er bemerkte den tiefen Eindruck, den dieselben auf den König erzeugten.

Friedrich schien ergriffen, ja gerührt davon zu sein. Er hatte mit großer Spannung zugehört.

„Darf ich meinen Vortrag zu Ende führen, Majestät?" fragte der Burggraf darauf.

Friedrich neigte bejahend das Haupt.

„So füge ich denn hinzu, daß es sehr nahe liegen muß, wenn diese Personen, statt die segnenden Befehle ihres Monarchen auszuführen, diesen täuschen, und nur dasjenige in's Werk zu setzen bedacht sind, was nicht dem Lande, sondern ihnen selbst Vortheile bringt.“ —

„Sie gehen zu weit, Herr Graf! Wer wagte es wohl, gegen meinen königlichen Willen zu handeln?!“ fragte Friedrich voll Ueberraschung.

„Der Mann, der es verstanden hat, sich das Vertrauen unseres Monarchen in großem Maße zu erschmeicheln —“, entgegnete Dohna fest und kühn.

„Graf!“ fuhr der König auf.

„Vergebung, Majestät, wenn mich die Wärme meiner Empfindung vielleicht zu einem nicht ganz passenden Ausdruck hinriß“, entschuldigte sich dieser.

„Und wer ist dieser Mann, den Sie als geschickt genug bezeichnen, sich durch Schmeicheleien in mein Vertrauen zu stehlen, daß ich es nicht hätte gewahr werden sollen?“ fragte der König, das Auge fest auf Dohna gerichtet.

„Derselbe, Majestät, der im Bewußtsein seiner Schuld stets darauf bedacht war und ist, alle Zugänge zu Ihnen durch sein eigenes Ansehen und mit Hülfe seiner Creaturen Jedem abzuschneiden, der Sie von dem wahren Zustande des Landes zu unterrichten sich gedrängt fühlt. Ihrem königlichen Auge führte er überall Glanz, Pracht und das Schauspiel eines glückseligen

Lebens vor, damit Sie die Beruhigung fühlten, daß das Volk wirklich glücklich sei, wie es Ihr mildes, gütiges Herz stets gewollt, und Sie die Ueberzeugung gewännen, Ihre Regierung sei auch in der That eine segensreiche. — Ists nicht so, meine Herren?" fragte der Burggraf, sich an seine Freunde wendend.

„Es ist so", entgegneten diese fest, sich vor dem Könige verneigend.

„Das ist mehr, als Sie verantworten können!" rief der König, auf das Tiefste ergriffen.

„Wir stehen mit unserer Ehre für die Wahrheit des Gesagten ein", erwiederte der Burggraf würdevoll.

„Wir Alle!" bekräftigten die Anderen.

Der König, von dem ungeahnten Moment auf das Lebhafteste berührt, senkte gedankenvoll das Haupt, ging einige Mal im Zimmer auf und ab und schien das Vernommene bei sich genau zu erwägen. Endlich, nachdem er die ihm nöthige Ruhe zur Fortsetzung des Gesprächs wieder gewonnen hatte, näherte er sich den, in großer Erwartung Harrenden, und einen Jeden einzeln betrachtend, sprach er:

„Ich erkenne in ihnen, meine Herren, nur Biedermänner und gestehe ihnen das; lassen sie es mit dem, was ich gehört habe, genug sein."

Es entstand eine plötzliche Bewegung unter den Versammelten, in deren Mienen man Ueberraschung und Bestürzung über die vernommenen Worte las.

„Das wolle Gott verhüten!" rief Barfuß.

„Sie wollen den Oberkämmerer anklagen, General; vergessen Sie nicht, daß derselbe eben so sehr Ihr als des Burggrafen Feind ist —“, fiel der König rasch und mit Nachdruck ein.

„Ich wiederhole Eurer Majestät,“ betheuerte der Burggraf, „daß uns kein persönliches Interesse hieher führte und schwöre es Eurer Majestät zu, niemals hätte ich mich zu diesem Schritte verstanden, wären mir bei einem meiner Freunde dergleichen kleinliche Motive bekannt geworden; — darum gestatten Sie uns nun auch, vollständig auszureden und die Beweise vorzulegen, damit wir auch in den Augen unseres gütigen und gerechten Königs gerechtfertigt dastehen.“ —

Friedrich schien unschlüssig; ohne zu sprechen, schritt er mehrmals auf und ab, die Blicke nachdenkend auf den Boden geheftet. Es konnte kein Zweifel obwalten, daß die Zuneigung für Wartenberg ihn mit dem Verlangen erfüllte, jede specielle Anklage, womit die Anwesenden drohten, zu verhindern, um dadurch nicht zu auffälligen Schritten gegen den Minister genöthigt zu sein, die möglicherweise eine ihm selbst höchst unangenehme Katastrophe herbeiführen konnten. Darum war er unschlüssig und sann nach, wie er am besten dieselbe zu verhindern im Stande wäre. Aber so sehr er sich auch bemühte, es gelang ihm nicht. Ein Blick auf die ernsten und entschlossenen Edelleute ließ ihn sogleich erkennen, daß er sie hören müßte, stände

auch dabei das Schicksal seines Günstlings auf dem Spiel.

So ergab er sich denn in das Unvermeidliche.

„So sprechen Sie! Wessen klagen Sie den Grafen an?“ fragte er so ruhig als möglich, nachdem er sich dem Burggrafen genähert hatte und vor demselben stehen geblieben war.

Dieser entgegnete: „Majestät, bevor ich die Anklage ausspreche, muß ich bemerken, daß dieselbe nicht etwa von mir allein oder Einem aus unserer Mitte, sondern von uns Allen vorgetragen wird, und daß, wie sie gemeinschaftlich von uns ausgeht, wir auch eben so gemeinschaftlich dieselbe zu vertreten uns berufen fühlen.

Ich sage dies, Majestät, damit nicht etwa die Ungnade Einen oder den Anderen von uns trifft, weil er für schuldiger, als die Anderen erachtet wird; das würde uns tief schmerzen, und darum hielt ich es für meine Pflicht, Majestät darauf aufmerksam zu machen.“ —

„Gut, gut,“ sprach der König etwas ungeduldig, nachdem der Burggraf geendet hatte und, ihn fest anschauend, auf eine Antwort zu warten schien, ehe er weiter sprach; „fahren Sie nur fort!“ fügte er hinzu, die Hände ungeduldig über den Rücken zusammenlegend.

„Wir danken Eurer Majestät, und so erkläre ich denn unverholen, daß wir den Grafen wegen Un-

terschlagung von Staatsgeldern anklagen,“ sprach der Burggraf.

Friedrich’s Auge blieb starr auf den letzteren gerichtet; er zuckte zusammen und trat unwillig von den Edelleuten zurück, die sein Benehmen genau beobachteten.

Eine solche Anklage — obwohl er Schlimmes erwartete — hatte er dennoch nicht vorausgesehen. Dieselbe überstieg durchaus alles Geahnte. Er hätte eher vieles Andere, als dies geglaubt; denn fern lag es seinem vertrauenden Sinn, den Grafen mit dem Verdacht so niedriger Leidenschaften zu belasten. Dazu war Friedrich’s Geist viel zu sehr auf das Große und Edle gerichtet.

„Sie haben da ein sehr gewichtiges Wort ausgesprochen“, bemerkte er nach einer kleinen Pause ernst und würdevoll, zuerst den Burggrafen und dann die übrigen Personen betrachtend, indem er fortfuhr: „und Sie, Graf Dohna, der Lehrer des Kronprinzen, und Sie, Graf Lottum, und Sie, mein General-Kriegs-Commissair, Graf Dönhoff, so wie Sie und Sie, General Barfuß und Herr Hofmarschall — —“ Er hielt ein, während er sie zugleich fortdauernd anschaute.

Die Bezeichneten erwiederten, ohne verlegen zu werden, seinen Blick mit Festigkeit, und Friedrich, der vielleicht eine andere Wirkung seines Verhaltens und seiner Worte vermuthet hatte, sah sich genöthigt, fortzufahren:

„Wie wollen Sie eine so schwere Anklage begründen?“

„Es ist erwiesen, Majestät“, entgegnete der Burg-

graf, „daß der Graf kein Vermögen besessen hat, noch ihm solches auf irgend eine Weise später zugeflossen ist; dennoch läßt er für sich in der Pfalz bedeutende Güter ankaufen. Aus den Ersparnissen seines Einkommens ist das nicht möglich." —

„Sie irren, Graf. Davon ist mir nie Etwas bekannt geworden!" rief der König unmuthig und über das Vernommene höchlich überrascht aus.

„Die Sache verhält sich wirklich so, und Majestät können sich bald davon überzeugen, wenn Sie die Gnade haben wollten, den Grafen darüber zu befragen. Außerdem müssen wir aber noch hinzufügen, daß die Gemahlin des Grafen bedeutende Summen nach England schickt,"— sprach der Burggraf mit Betonung.

Die letztere Anklage verletzte den König aus naheliegenden Gründen tief, und die Wirkung derselben verrieth sich auch sogleich. Sein Antlitz röthete sich stark; um den Mund spielte ein stolzes, geringschätziges Lächeln, und der vorher schon erregte Blick wurde fast stechend. Man bemerkte, daß er sich außerordentlich bemühte, durchaus gleichmüthig zu erscheinen. Darum erwiederte er auch nicht sogleich, obwohl ihn sein Gefühl dazu zu drängen schien, und kämpfte erst seine Aufwallung nieder.

„Ihre Anklage verschont also auch nicht einmal die Gräfin?!" fragte er mit bewegter Stimme.

„Ich darf die Wahrheit nicht verhehlen, um die gegen den Grafen vorgebrachten Anschuldigungen zu rechtfertigen," bemerkte der Burggraf.

„Und wie haben Sie den Grund Ihrer Anklage erfahren?“

„Der Graf und dessen Gemahlin stehen in vertraulichen Verhältnissen zu dem englischen Attaché; durch diesen sollen die Geldsendungen vermittelt worden sein.“—

„Wirklich?“ fragte der König fast ein wenig spöttisch. „Es ist doch wunderbar, daß die Herren, welche dem Grafen viel ferner stehen, als ich selbst, solche Dinge erfahren, während ich mit Allem unbekannt bleibe“, fügte er hinzu. „Wie mag das zugehen? Was zu ihrer Kenntniß gelangt, meine Herren, das, sollte ich meinen, dürfte sich auch der meinigen nicht entziehen können.“ —

Er schaute einen Jeden der Reihe nach an, als verlangte er eine Widerlegung oder doch Antwort; als diese aber nicht erfolgte, fuhr er fort:

„Ich fürchte fast, ihre Anklage ist noch nicht zu Ende, und sie werden mir noch mehr zu sagen haben.“—

„Ja, Majestät,“ sprach der Hofmarschall von Wensen mit fester Stimme, indem er ein wenig vortrat.

„Auch Sie, Hofmarschall, haben Etwas gegen den Grafen?!“ fragte der König, diesen erstaunt anschauend.

„Ich wiederhole es, Majestät“, entgegnete Wensen und fuhr alsdann mit fester Stimme fort: „Zwar weiß ich recht gut, daß ich verloren bin, wenn der Oberkämmerer erfährt, was ich Euerer Majestät zu sagen mich erkühne; jedoch ich erachte ein längeres Schweigen für eine Pflichtverletzung, und darum muß ich sprechen,

sollte ich auch so unglücklich sein, meinem gnädigsten Herrn deshalb nicht zu gefallen.“ —

„So reden Sie, reden Sie! Ich will hören“, sprach der König, auf den Wensen's Worte und Benehmen einen gewissen Eindruck gemacht hatten.

„Eurer Majestät ist bekannt, daß der Graf von dem Hof unterhalten wird; dies geschieht jedoch in einer Ausdehnung, die durch Nichts gerechtfertigt ist, denn der Graf bestreitet nicht die geringsten Ausgaben aus eigener Casse, und die Rechnungen des Küchenschreibers lassen deutlich erkennen, daß die Tafel des Grafen mehr als die Eurer Majestät kostet.“ —

Der König hatte Wensen sehr aufmerksam zugehört und schien, als derselbe endete, wieder völlig ruhig geworden zu sein.

„An dieser Beschuldigung“, sprach er, die Edelleute rings fest anschauend, „erkenne ich, daß Sie, meine Herren, lediglich böswilligen Einflüsterungen Gehör gegeben haben. — Sie wissen, daß die Ausgaben der Haushaltung des Oberkämmerers aus königlicher Casse bestritten werden, wie das mein Befehl ist, und haben nun auf die Rechnung des Küchenschreibers ein zu großes Gewicht gelegt. Herr von Wensen hat sie damit bekannt gemacht; ich frage Sie, Herr Hofmarschall, ob Sie dies in guter Absicht gethan haben. Ich muß daran zweifeln; denn ich weiß, auch Sie hegen für den Grafen keine freundschaftlichen Gesinnungen.“ — —

Wir können uns den niederschlagenden Eindruck dieser

Worte auf die Versammelten denken. Unmuthig schauten sie den König an, und manches Auge, namentlich das des Generals Barfuß, blitzte von höherer Erregung.

Friedrich wendete sich von ihnen ab.

Wensen wurde davon so sehr ergriffen, daß er keiner weiteren Erwiederung fähig war, und sein Verhalten wirkte nachtheilig auf die Uebrigen.

Nichts findet in des Menschen Herz so leicht Eingang, als das Mißtrauen, und so sehen wir auch in diesem Fall die Wirkungen desselben, die durch Friedrich's Worte und Wensen's Verlegenheit wach gerufen wurden.

Aber wir würden der Ehrenhaftigkeit dieser Männer zu nahe treten, wollten wir gestehen, Friedrich's Erwiederung hätte sie wirklich zu einer anderen Ansicht genöthigt. Dies war nicht der Fall. Mochte der König auch die von ihm Begünstigten durch seinen Befehl zu entschuldigen bemüht sein und allerdings Wahrheit in dem von ihm Ausgesprochenen liegen, so war damit doch die allgemein anerkannte Thatsache nicht entkräftet worden, und der Graf blieb in ihren Augen nur der für das selbstische Interesse allein arbeitende Minister, unbekümmert, ob darunter das ganze Land litt.

Diese Ueberzeugung leuchtete aus Aller Augen, nachdem sich der Eindruck von des Königs Worten gemindert hatte.

Barfuß, am meisten davon ergriffen, schien auch am

meisten dadurch zu leiden; er bemühte sich, Etwas darauf zu erwiedern; seine Aufregung war jedoch zu groß, er vermochte es nicht. Anders war es mit dem Burggrafen und Alexander Dohna. Sie hatten sich nicht einschüchtern lassen, wenngleich sie schwiegen, und schienen einen Augenblick zu überlegen, welches Mittel in diesem kritischen Falle das richtige sei, um den König für ihre Ansicht zu gewinnen.

Alexander Dohna hatte sich zuerst gefaßt, und einsehend, daß ein schlimmer Erfolg unausbleiblich und somit Alles verloren wäre, wenn man den König nicht widerlegen könnte, wollte er rasch noch den letzten Versuch machen.

Darum sprach er, den König fest anschauend: „Eure Majestät haben einen Vorwurf gegen uns ausgesprochen, den wir in der That nicht verdienen, und es wird nur billig erscheinen, wenn wir uns deshalb zu rechtfertigen bemüht sind. Es kann uns nicht gleichgiltig sein, wie wir von Eurer Majestät beurtheilt werden, und der Verdacht, als leite uns nur eine feindliche Gesinnung gegen den Grafen, liegt näher, als es scheint. Ich wiederhole daher nicht nur die frühere Versicherung des Burggrafen, sondern füge noch hinzu, daß wir in der Erwartung zu Eurer Majestät kamen, unsere Worte nicht eher beurtheilt zu sehen, bevor deren Gehalt untersucht und festgestellt worden. — Um diese Gnade und Gerechtigkeit müssen wir eben so dringend als gehorsamst bitten.“ —

„Majestät, wir bitten darum, unserer eigenen Ehre und Rechtfertigung wegen!“ fiel Barfuß ein.

„Und Eure Majestät werden unsern Wunsch erfüllen“, sprach der Burggraf würdevoll, „denn sie sind gerecht. Wir sind heute in einer guten Absicht Eurer Majestät genaht; mögen Sie das gnädigst in Erwägung ziehn!“ —

Friedrich, dem es durchaus nicht möglich wurde, so ungeheure Beschuldigungen seines Günstling's anzuerkennen, und der mit den vorigen Worten eigentlich schon sein Urtheil gesprochen hatte, wünschte dringend, die Unterredung zu beenden, und darum erwiederte er mild:

„Seien sie überzeugt, meine Herren, ich erkenne die gute und patriotische Absicht, die sie zu mir führte; aber ich muß sie auch erinnern, daß mir in allen Dingen nur mein königlicher Wille und meine Einsicht maßgebend sind; darum mögen sie diesen vertrauen und bedenken, daß Alles, was geschieht, nicht ohne meine Kenntniß geschieht, und die Diener des Staats auch die Diener meines Willens sind. Ich schätze sie als Patrioten; verharren sie zu mir und dem Staate in dieser treuen Anhänglichkeit, so wird ihnen meine Gnade niemals fehlen.“ —

Mit diesen Worten, die leider keinen günstigen Entschluß für ihre Angelegenheit verriethen, machte der König das Zeichen der Entlassung und schritt darauf nach einer in dem Zimmer befindlichen Thür, um sich zu entfernen.

Schweigend und höchst niedergeschlagen begaben sich die Edelleute in die Behausung des Burggrafen, wohin er sie eingeladen hatte.

„Nun, was sagen Sie, meine Herren?“ fragte dieser, nachdem sie daselbst angelangt waren. „Ich meine, unser Plan ist vollständig gescheitert.“ —

„Sie glauben also, der König könnte keine Nachforschungen über die von uns gemachten Mittheilungen anstellen?“ fragte Barfuß erregt.

„Ich bin überzeugt, wir werden für unseren guten Willen schwer büßen müssen“, entgegnete Alexander Dohna ruhig und lächelnd, indem er den ihm gereichten Wein schlürfte.

„Aber, Graf, es ist doch nicht denkbar, daß der König unsere heutige Unterredung so wenig beachten sollte!“ rief Barfuß.

„Es hatte fast den Anschein—“, bemerkte der Burggraf sehr ernst; denn er fühlte sich von Allen am Tiefsten durch die Ablehnung verletzt, und schaute düster vor sich hin.

„Sie, meine Herren, erkennen jetzt vielleicht, daß meine Besorgniß, wie schwer, ja fast unmöglich es sein würde, das Vertrauen des Königs zu seinem Günstling wankend zu machen, nicht unbegründet gewesen“, bemerkte Alexander Dohna und fügte hinzu: „Sie Alle haben den wenig erfreulichen Eindruck beobachtet, den unsere Worte auf den König machten, und es kann Ihnen nicht entgangen sein, wie wenig Neigung er für Alles

zeigt, was ein Einmischen in die Landesangelegenheiten verräth und überdies seinen Günstling angreift. Scheint es nicht, als sähe er Vieles, wollte jedoch, da ihm eine Erinnerung daran ungelegen kommt, nicht daran gemahnt sein? — Sie sehen, die Gewöhnung, obwohl sie manches Gute hat, kann leicht unsere ärgste Feindin werden, wenn wir ihr zu viel nachgeben."

„Der Graf hat Recht; wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen", sprach Wensen aufgeregt.

„Ich bin überzeugt, Wartenberg erfährt unsere heutige Unterredung bis in alle Einzelnheiten",— bemerkte Alexander Dohna gleichmüthig.

„Dann ist uns auch seine Rache gewiß, und mich wird dieselbe zuerst treffen, da ich directe Beweise gegen ihn zu liefern mich unterfangen habe", entgegnete Wensen.

„Von dem Könige erfährt er wahrscheinlich Nichts; die Andeutung desselben läßt mich das vermuthen", sprach der Burggraf. „Doch gleichviel", fügte er hinzu, „mag der König thun, was ihm gefällt. Wartenberg weiß, wie ich über ihn denke; es ist nicht das erste Mal, daß ich gegen ihn auftrete; er weiß auch, daß ich seine Rache nicht fürchte. Diesen Triumph soll der Emporkömmling nie genießen."

„Wartenberg's Rache ist mir gleichgültig; mich betrübt es nur, daß wir Nichts für das Land, Nichts für unsere Königin haben auswirken können", sprach Alexander Dohna und fügte hinzu: „Es wird jetzt eine trübe Zeit kommen, die ich wahrscheinlich nicht in Berlin

erleben werde. Aber verlassen Sie sich darauf, diese Zeit wird kommen und vielleicht früher, als wir denken. Halten wir auch dann treu und fest zusammen. Jedes Unrecht findet früher oder später seinen Rächer, und dieser wird, däucht mir, auch für den Grafen nicht fehlen. Dann kommt vielleicht auch für uns eine bessere Zeit; — doch", unterbrach er sich, „ich muß nach Lützenburg eilen, um der Königin den mißlichen Erfolg mitzutheilen. Sie erwartet mich. Sie wird davon nicht zu schwer betroffen werden; denn auch sie hegte Zweifel über das Gelingen unseres Plans. Leben Sie wohl, meine Herren, und erwarten Sie mich zu jeder Stunde, falls ich irgend etwas Wichtiges in dieser Angelegenheit erfahre, damit wir unsere weiteren Maßregeln nehmen können."

Er ließ die Freunde in der verschiedensten Gemüthsstimmung über den Ausgang ihrer patriotischen Bemühungen zurück und fuhr sogleich nach Lützenburg zur Königin.

Zweites Capitel.

Die Sendung.

Wir sind dem Leser noch Aufschluß über das Schicksal Franzens schuldig, der sich in der für Hülsen so verhängnißvollen Nacht als ein eben so treuer, wie tapferer Diener bewiesen hatte.

Zuvörderst müssen wir mittheilen, daß sich die Vermuthung Hülsen's, Dupont habe den nächtlichen Ueberfall geleitet, vollkommen bestätigte.

Der Haß des Franzosen war während der Thierkämpfe im Hetzgarten durch den Anblick seines Gegners, dem er seit langer Zeit nicht wieder begegnet war, in helle Flammen gesetzt worden. Schon lange darauf bedacht, sich für die erlittene Schmach an demselben zu rächen, gelang ihm dies dennoch wegen des Mangels einer passenden Gelegenheit nicht. Hülsen entzog sich zu sehr seinen Beobachtungen, und darum konnte er einen Plan für seine Absicht nicht entwerfen. Der heutige Abend schien ihm jedoch günstig sein zu wollen.

Sein, Hülsen stets umlauernder, Blick entdeckte näm=

lich während des Schauspiels das Interesse, mit welchem derselbe die Damen auf der Galerie beobachtete, und dadurch sogleich auf die Vermuthung geleitet, Hülsen hätte ein geheimes Liebesverhältniß, über welches sich beim Entfernen und während des Gedränges vielleicht etwas Bestimmtes würde entdecken lassen, war er bedacht, denselben fortdauernd zu beobachten.

Er wußte, daß solche Gelegenheiten häufig zum Auswechseln von Briefchen oder heimlichen Mittheilungen benutzt wurden, und stützte darauf seine weiteren Hoffnungen.

Er sollte sich, wie wir gesehen haben, nicht täuschen. Hülsen, von seinen Freunden getrennt, blieb auf dem Platz vor dem Hetzgarten stehen, und so entging Dupont die Einhändigung des Billets nicht. Wir sehen ihn darauf nach einer Schänke in der Dorotheenstadt gehen; er wußte daselbst Leute von verdächtigem Charakter versammelt, die er für seinen Plan benutzen konnte, und er gewann sie für denselben.

Von diesem Augenblick an mußten seine Spione Hülsen im Geheimen beobachten, und so entdeckten sie dessen Gang nach dem Wildpark.

Dupont wurde sogleich davon in Kenntniß gesetzt, und wir wissen bereits, wie er diese Gelegenheit benutzte.

Wie wenig sollten sich aber seine böswilligen Absichten erfüllen!

Er war es, der, nachdem das Nahen der Wache

seine Gesellen veranlaßte, von Hülsen abzulassen, mit diesem allein den Kampf fortsetzte. Seine Hitze, von Rachsucht gesteigert, vergaß jede Vorsicht, und so stürzte er endlich, von Hülsen's Degen schwer verletzt, nieder.

Die hinzukommende Wache fand ihn leblos in seinem Blute liegen.

Franz war während dieser traurigen Katastrophe nicht minder thätig gewesen. Zwar verletzt, verließ ihn dennoch sein Muth nicht, und nachdem er nur erst wieder freie Hand gewonnen hatte, setzte er seinem Angreifer tüchtig zu. Es dauerte nicht lange, so vernahm er nach einem kräftig geführten Hieb einen in französischer Sprache ausgestoßenen Fluch von seinem Gegner; zugleich sprang derselbe zurück, stützte den linken Arm mit der Rechten, und machte sich alsdann schnell auf und davon.

„Hast Du, französische Bestie, endlich genug bekommen?!“ rief ihm Franz im Siegestriumph nach. „Was der lange Kerl rennen kann! Ich glaube, er hört nicht einmal, was ich ihn frage“, fügte er hinzu. „Hol' diese Franzosen der Teufel, und mit den Engländern“,— fügte er in der Erinnerung seines Zusammentreffens mit Toms hinzu, über dessen Nationalcharakter ihn sein Herr aufgeklärt hatte, — „ist am Ende auch Nichts anzufangen.“ — Aber zu dergleichen Betrachtungen war, wie er einsah, in dem jetzigen Augenblick keine Zeit. Er wußte seinen Herrn in Gefahr und mußte daher zu dessen Beistand rasch nacheilen; ohne sich also lange zu bedenken, führte er dieses lobenswerthe Vorhaben auch sogleich aus.

Sein Bemühen sollte jedoch vergeblich sein. So viel er sich auch umhertummelte, weder sein Herr, noch sonst eine lebende Seele war zu entdecken. Er glaubte, nicht zu irren, wenn er annahm, der Erstere würde mit den Leuten fertig geworden und nach Hause gegangen sein. Denn daß der Kampf nicht mehr lange gedauert haben konnte, ließ ihn das Hinzukommen von Personen, deren Geschrei er gehört hatte, vermuthen.

So begab er sich denn nach Hause, freilich ohne seine Erwartung bestätigt zu sehen.

Das war ihm gar nicht recht, und so litt es ihn nicht mehr lange daselbst. Kaum nahm er sich in seinem Pflichteifer so viel Zeit, Etwas für seine Verwundung zu thun, und ein kühlender Verband mußte vorläufig genügen; alsdann begab er sich wieder auf die Straße, die er in allen Richtungen durchirrte, nachdem er vorher nochmals das Kampfterrain genau durchsucht hatte.

Ganz entmuthigt von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen und der Besorgniß um seinen Herrn, kehrte er nach Hause, überlegend, was er unter diesen Umständen thun sollte.

Er gedachte, so zeitig als möglich dem Grafen Schwerin Nachricht zu geben und — sollte sein Herr nicht zurück kehren — nach den Anordnungen desselben alsdann das Weitere zu thun. Der Morgen war bereits angebrochen, als er sich sorgenvoll der Wohnung näherte.

Einige Häuser noch von derselben entfernt, hörte er plötzlich eine Thür aufschließen. Dadurch aufmerksam

gemacht, richtete er das gebeugte Haupt in die Höhe und war sehr überrascht, die Thür seines eigenen Hauses sich öffnen zu sehen. Unwillkürlich blieb er stehen, ohne den Blick davon zu wenden.

Er glaubte, der Morgennebel habe seine Augen geschwächt, oder sein erhitztes Blut ihm allerhand dumme Gestalten vorgeführt; denn was ihn der nächste Moment schauen ließ, ging über alle Begriffe und Erwartungen eines gesunden Menschen hinaus.

Das Erste, was er zu thun sich gedrungen fühlte, war, sich dicht an die Mauer zu drücken, — das Zweite, seine beiden Augen mit dem groben Rockärmel tüchtig auszuwischen, dann aber auch sogleich wieder hinzuschauen.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln blieb sich jedoch die Scene durchaus gleich, und Franz, zum klarsten Bewußtsein gelangt, ließ jeden Glauben an Morgennebel, böses Blut und die daraus resultirenden Phantasmagorien fahren.

Es war die vollkommen plastische Gestalt seines Rivalen, des Friseurs, der aus der Thür trat.

Die Erscheinung desselben um diese Zeit war für ihn doppelt interessant; denn er gewahrte, daß derselbe den linken Arm in der Binde trug, über welchen er einen kurzen Mantel geworfen hatte, der den ersteren jedoch nur zum Theil verhüllte.

Was diesen jungen Ausländer verleitet haben konnte, in einem ihm fremden Hause zu übernachten, war jeden=

falls eine sehr kitzliche Frage, in Anbetracht, daß in diesem Hause auch Babette wohnte. Aber er sollte darauf bald eine durchaus genügende Antwort erhalten. Denn der Friseur erschien nicht allein, sondern, nachdem sich die Hausthür geöffnet hatte und derselbe herausgetreten war, vernahm Franz eine weibliche Stimme, die dem Fortgehenden verschiedene französische Adieu's zurief.

Die weibliche Stimme hatte so viel Liebliches, Frisches, Mädchenhaftes, daß sich ein jedes Herz darüber hätte freuen müssen, und dennoch klang sie Franz, — der, beiläufig gesagt, wahrscheinlich in Folge der Morgenluft gerade jetzt einen sehr starken Frost in allen Gliedern verspürte, — so mißtönig und schrill, daß ihm die rauhen Glockentöne der Petrikirche, die eben die vierte Morgenstunde verkündeten, dagegen wie das sanfte Pfeifen einer Golddrossel erschienen, das er nämlich sehr liebte, und mit welchem er alle ihm angenehme Musik zu vergleichen pflegte.

Diese höchst eigenthümliche Erscheinung hatte aber ihren Grund in einer Ahnung, welche die Stimme plötzlich in ihm erzeugte, indem sie ihn zu glauben verleitete, sie sei Babetten's Eigenthum.

„Adieu, mon coeur!“ rief dieselbe und zwar zwei Mal, während sich zugleich zwei runde, weiße Arme und Hände mit dem Mantel des Franzosen etwas zu schaffen machten. Darauf neigte der letztere den Kopf ein wenig nach der Thür zurück; es trat eine augenblickliche, sehr verdächtige Pause ein.

Doch gab Franz weitere Untersuchungen darüber auf, da für ihn der wichtige Moment nahte, seinen Gesichtssinn gänzlich zu entzügeln, und er von dieser Operation einen absonderlichen Erfolg zu erwarten schien.

So sehr aber auch dieser Moment drängte, konnte sich Franz doch immer nicht dazu entschließen. Mehrmals hatte er deshalb seinen Hals schon incommodirt, aber stets unzulänglich, wie er das sehr gut fühlte und sich auch überzeugte; denn bis jetzt hatte er von der Besitzerin der „Stimme" Nichts weiter, als die weißen Arme und Hände gesehen.

Es war ein glücklicher Zufall, daß dieselbe, gleichsam ihm zum Gefallen, noch länger verweilte, weil sein Verlangen sonst wahrscheinlich unerfüllt geblieben wäre. Es mußte derselbe also benutzt werden; er faßte sich ein Herz.

Schon in dem nächsten Augenblick sahen wir sein Haupt einen weiten Bogen durch die Morgenluft beschreiben, die unnatürlich erweiterten Augen der Thür zugewendet.

Jetzt war eine Täuschung, ein Entrinnen dieser „Stimme" nicht mehr möglich. Franz hatte vermöge seiner sich weit ausdehnenden Blicke den Ausgang gewissermaßen umsponnen; jeder irgend sichtbare Gegenstand, bis zum Schlüsselloch in der Thür herab, hing an denselben, wie die Insecten an den fixirenden Nadeln des Entomologen.

Fast sinnverwirrt durch das, was er geschaut hatte,

konnte Franz erst allmälig sein klares Bewußtsein von sich selbst und der ihn umgebenden Wirklichkeit wiedergewinnen. Nur langsam zerrann das Traumgewebe, das ihn umfing, und dessen Fäden theils aus längst verflossenen Zeiten, theils aus der für ihn räthselhaften Gegenwart gesponnen waren. Doch kaum hatte er den sicheren Boden der Wirklichkeit wieder betreten, als diese ihm kalt und nüchtern den Namen „Babette"! zuflüsterte.

Das war genug, ihn fest und entschlossen zu machen. Er that einen krampfhaften Pfiff, schlug an seinen Degen, und da es ihm nicht möglich war, seinen Fuß jetzt in dieselbe Thür zu setzen, in welcher kurz vorher Falschheit, Hinterlist und Eigennutz ihren unmoralischen Triumph gefeiert, so schlug er den Weg nach dem Schloß ein, während zugleich der frühere Pfiff in ein ruckweises, zusammenhangloses Pfeifen überging, das jeglichen melodischen Gehalt entbehrte.

Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß Franz in dieser Nacht die Rolle des geprellten Liebhabers zu übernehmen genöthigt wurde; auf eine solche Katastrophe nicht im Entferntesten vorbereitet, wirkte dieselbe um so gewaltiger auf ihn ein. Von Zorn und Schmerz über den unerhörten Betrug gestachelt, verdoppelte er seine Schritte, und zu seiner Freude gewahrte er seinen Herrn sehr bald, der auf ihn zuschritt.

Bald befand er sich an dessen Seite, theilte ihm Alles, was mit ihm vorgefallen war, mit, und fühlte

sich nicht wenig von dem Lob über seine Tapferkeit geschmeichelt, womit ihn Hülsen beehrte.

„Laß uns nach Hause eilen, damit wir Deine Wunde verbinden können“, sprach dieser, der das bleiche Gesicht seines Dieners nur dem erlittenen Blutverlust zuschrieb.

„Das kommt zeitig genug,“ entgegnete Franz lachend, ohne der Aufforderung zu folgen. „Der Franzose führte den Degen, wie Sie sich denken können, nur schwach, und also ist die Wunde auch nur klein; denn der lange Hasenfuß ließ es zu einem gehörigen Hieb gar nicht einmal kommen“, fügte er verächtlich hinzu, schien sich darauf plötzlich auf Etwas zu besinnen, und bemerkte erregt: „Ich glaube, ich habe diesen Kerl wieder gesehen.“ — „Wie wäre das möglich? Es war ja dunkel“, gab Hülsen zu bedenken.

„Während des Kampfes nicht, aber vor wenigen Augenblicken“, bemerkte Franz, dem es plötzlich klar wurde, daß der von ihm verwundete Gegner Niemand anders als der lange Friseur sein könne, der sich in der Angst wahrscheinlich zu Babetten geflüchtet hatte, und dann heimlich entlassen worden war.

„Und wo hast Du ihn gesehen?“

„Hier so herum, — dort auf dem Platz, — nicht sehr weit von unserem Hause“, entgegnete Franz verlegen und stotternd, in der Erinnerung an das kurz vorher Erlebte. Aber einmal von der Ueberzeugung erfüllt, Niemand, als der Friseur, habe sein gutes Schwert

kosten müssen, fühlte er eine angenehme Genugthuung; denn der Bursche, das sah er jetzt ein, hatte die Lection dreifach verdient. Und wenn er noch weitere zehn Mann kampfunfähig gemacht hätte, es würde ihm diesen einzigen Sieg nicht aufgewogen haben.

Von diesem Bewußtsein neu belebt, hatte er die Wohnung erreicht. Er schloß die Thür auf, trat alsdann zurück, um seinen Herrn voran gehen zu lassen, und folgte selbst mit einiger Ueberwindung.

Franzens Verwundung war nicht ganz unbedeutend, und machte die Hülfe eines Feldscheerers nöthig. Was ihn dabei am meisten schmerzte, war, die Pflege der Pferde fremden Händen überantwortet zu sehen, da er zur Ausübung derselben vorläufig unfähig war. Doch ließ er es sich nicht nehmen, die Oberaufsicht über seinen Substituten zu führen, der, ein Diener Schwerin's, sehr bald seine ganze Zuneigung gewann, besonders, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein College die Sache fast eben so gut, als er selbst machte.

Das letzte Abenteuer hatte für ihn einen doppelten Nutzen, denn er hatte die Gewißheit erlangt, daß nicht Alles, was glänzt, Gold sei, und eben so wenig auch ein hübsches Mädchen immer ein gutes und treues sein müsse. Kamen bisweilen Anwandlungen von Schwäche vor, die Babetten's freundliches Benehmen, ihre liebliche, feine Stimme in ihm erregten, so tönten fast unwillkürlich die drei Worte: „Adieu, mon coeur!“

in seiner Seele wieder, und stählten seinen Willen stets so weit, daß er über dergleichen Verlockungen den Sieg davon trug.

Er hatte nämlich im Lauf des folgenden Tages die erste Gelegenheit zu der Frage an seinen Herrn benutzt, was die Bedeutung der obigen Worte, von denen ihm eben nur das „Adieu!" bekannt war, sei, und unter welchen Umständen man dieselben wohl zu gebrauchen pflegte, und darauf die lächelnde Antwort erhalten, daß Liebende wohl so zu einander sprächen. Damit, wie es schien, vollständig zufrieden gestellt, war er zu Hülsen's Ueberraschung schnell aus dem Zimmer gegangen, ohne sich auf Weiteres einzulassen.

Seit dieser Zeit pfiff Franz sehr viel, und gab als Entschuldigung dafür an, der Feldscheerer habe ihm das angerathen, um dadurch die durch seine Verwundung mangelnde Körperbewegung zu ersetzen.

Babette verschwendete vergebens die ausgesuchteste Freundlichkeit, die zärtlichste Theilnahme für seinen Zustand, die kokettesten Blicke. Franz blieb gegen alle diese verführerischen Angriffe kalt, lediglich seinem Selbstgefühl und der Erinnerung an die drei bedeutungsvollen Worte folgend.

Weitere Betrachtungen leiteten ihn überdies zu der Ueberzeugung, daß es durchaus nichts tauge, wenn Nationen, durch die Sprache von einander getrennt, durch Neigungen etwa veranlaßt, in eine nähere Verbindung träten, was, wie es die gegenwärtigen politischen Ver-

hältnisse zur Evidenz bewiesen, ganz absonderlich bei den Deutschen und den Franzosen der Fall wäre, die besonderen Fälle gar nicht einmal gerechnet.

Der Friseur ließ sich wegen seiner Verwundung nicht wieder in dem Hause sehen; er mochte dazu auch noch andere gewichtige Gründe haben. Denn er war es, der, von Dupont gedungen, vermöge seiner Bekanntschaft mit Babetten sich in die Nähe Hülsen's begab, denselben auf die bequemste Weise beobachtete und dann verfolgte; ihm verdankte es Dupont vorzugsweise, daß er mit Hülsen's nächtlichem Ausgang bekannt wurde und danach den mißglückten Ueberfall entwerfen konnte.

Hülsen war am folgenden Morgen sogleich bedacht, den Baron aufzusuchen.

Der alte Herr sprach unverholen seine Verwunderung aus, ihn so früh und nach so langer Zeit endlich einmal wiederzusehen.

„Nun, Hülsen, Ihr tragt ja schon seit Jahr und Tag und länger das prächtige Hofkleid, und seht darin ganz manierlich aus!" — so redete er ihn nach der Begrüßung an. „Ihm verdanke ich es wahrscheinlich, wenn Ihr den alten Baron fast ganz vergessen zu haben scheint", — fügte er mit einem eigenthümlichen Augenzwinkern hinzu.

„Richten Sie mich nicht zu strenge", bat Hülsen, „und messen Sie auch den Verhältnissen einige Schuld bei!" —

„Nun, nun, was habt Ihr Euch um mein Gerede zu kümmern! Der Hofdienst gefällt Euch und giebt Zerstreuung und Fröhlichkeit genug; das konnte ich voraus wissen, und die Jugend will genießen", entgegnete der Baron begütigend und lächelnd. „Müßt meine Worte nicht zu genau nehmen." —

„Ich danke Ihnen für Ihre Nachsicht", sprach Hülsen; „denn ich fühle zu wohl, wie sehr ich dieselbe zu meiner Entschuldigung bedarf. Seien Sie überzeugt, mein ferneres Verhalten soll Alles wieder gut machen. Heute führt mich ein bei Weitem ernsteres Geschäft hieher."

„Darauf bin ich neugierig. Habt Ihr vielleicht wieder einen Ehrenhandel mit einem Franzosen? Gebt ihm einen Denkzettel, wie dem Dupont. Das wird mir das Herz erfreuen", entgegnete der Baron, dessen Franzosenhaß sich deutlich verrieth.

„Nein, Herr Baron. Ich will diesen Händeln fern bleiben; der König hat dieselben, wie Sie wissen, streng verboten, und überdies hat man mich seit jenem mit Dupont möglichst in Ruhe gelassen", bemerkte Hülsen und fügte hinzu: „Mein heutiger Besuch bezweckt eine Mittheilung, die Sie und ganz besonders Fräulein Anna betrifft". —

„Was? Meine Tochter?!" rief der Baron voll Erstaunen, indem er einen Schritt zurücktrat. „Unmöglich!" fügte er hinzu, nachdem ihm Hülsen gesagt, was er gehört und erfahren hatte.

Seine Entrüstung darüber war furchtbar. Anfangs

vermochte er kein Wort hervorzubringen. Sie gab sich in seiner ganzen Erscheinung kund, und hastig durchschritt er das Zimmer, unverständliche Worte murmelnd.

Hülsen, der einen solchen Sturm vorausgesehen hatte, blieb ruhig; endlich gewann der Baron wieder so viel Beherrschung, um sprechen zu können.

„Da seht Ihr nun die Wahrheit von alledem, was ich Euch gesagt habe. So weit ist es schon gekommen"! polterte er heraus. „Aber," unterbrach er sich lachend, „da schreie ich wie ein ungezogener Knabe Mord und Element, und vergesse darüber, daß es in diesem Fall nicht mit Schreien abgethan ist. Jetzt muß gehandelt werden und zwar rasch; denn das Otterngezücht ist in allen Dingen schlau, wie die Schlangen"!

„Gebieten Sie über mich", bat Hülsen.

„Ihr seid mir heute ein dreifacher Freund, mein braver Hülsen, und Ihr könnt und sollt helfen", entgegnete der Baron.

„Was kann, was soll ich thun"? fragte Hülsen schnell, und sein Auge leuchtete von Entschlossenheit und der Freude, sich für Anna's Wohl nützlich machen zu können.

„Anna muß sogleich Nachricht von Allem bekommen und bleiben, wo sie ist", sprach der Baron.

„Sie befindet sich also nicht in Berlin"?

„Nein. Sie und meine Frau sind auf dem Landsitz meiner Schwester, drei Meilen von hier."

„So will ich hin und Ihre Bestellungen dort ausrichten“, sprach Hülsen.

„Wenn es Ihnen der Dienst erlauben sollte, wäre mir das sehr erwünscht“, bemerkte der Baron.

„Ich gehe sogleich, mir den nöthigen Urlaub zu verschaffen.“ —

„Thun Sie das; ich will während dieser Zeit meiner Frau das Nöthige schreiben; — seien Sie jedoch vorsichtig, damit man nicht etwa muthmaßt, was wir beabsichtigen, und danach auch die weiteren Pläne schmiedet. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß wir es mit der Rotte Korah zu thun haben, welche kein Mittel scheut, ihren Zweck zu erreichen“, erinnerte der Baron und fuhr fort: „Wer weiß, was eigentlich dahinter steckt! Vielleicht hat es ein reicher Wüstling auf sie abgesehen, dem alle Mittel zu Gebote stehen. Man hat Beispiele davon. Seien Sie also vorsichtig. Niemand, als wir Beide, dürfen von der Sache wissen. Selbst meine Frau und Tochter dürfen nur das Nothwendigste erfahren.

Hülsen versicherte, in allen Dingen gehorchen zu wollen, und befand sich bald darauf auf dem Wege zu seinem Chef, den er um den gewünschten Urlaub bat.

Derselbe wurde ihm, wie er es vorausgesehen, freundlich bewilligt, und ohne sich von seinen Freunden zu verabschieden, eilte er darauf wieder zu dem Baron, der ihm den Brief einhändigte und ihn darauf mit der väterlichen Warnung entließ, sich gehörig mit Waffen

zu versehen, da das Gut, auf welchem sich Anna befand, einsam gelegen und die Landstraßen nicht sicher wären. Von den Segenswünschen des bekümmerten Barons begleitet, schied Hülsen, ließ sich in aller Stille das Pferd satteln und eilte ohne Franzens Begleitung, den er wegen der Verwundung nicht mitnehmen konnte, allein fort, obwohl unter den obwaltenden Umständen ein Reisegefährte nicht überflüssig, ja vielleicht nothwendig war.

Hülsen mußte dieselbe Straße einschlagen, die er bei seiner Herreise nach Berlin gekommen war. Zwei Meilen ritt er auf derselben fort; dann führte eine weniger befahrene Seitenstraße nach dem, noch ungefähr eine Meile entfernten Landsitz. Das Verlangen, den empfangenen Brief so schnell als möglich in die Hände der Baronin zu legen, damit zur Vorbeugung des schändlichen Plans Nichts verabsäumt würde, und zugleich das beglückende Bewußtsein sich gegen denselben bethätigen zu können, noch mehr aber der heiße Wunsch, Anna endlich zu sehen und zu sprechen, ließen ihn den sandigen Weg rasch zurücklegen.

Als die Sonne sich neigte, befand er sich bereits in der Nähe des einsam gelegenen und mit dichten Waldungen umgebenen Landsitzes.

Anna stand zufällig an dem geöffneten Fenster und schaute auf den Weg, der zu dem letzteren führte. Sie war nicht wenig überrascht, einen Reiter in scharfem

Trabe daher kommen zu sehen und rieth hin und her, wer derselbe sein könne.

Bald erkannte sie an seiner Haltung und Erscheinung, daß er dem vornehmen Stande angehören mußte, und ihre Erwartung steigerte sich noch mehr. —

Sie strengte ihr Auge an, ihn zu erkennen, und in dem nächsten Augenblick übergoß eine tiefe Röthe ihr feines Antlitz; was sie für unmöglich gehalten, sollte Wirklichkeit sein: der nahende Reiter war Hülsen.

Ihr Herz klopfte ungestüm. Ueberraschung, Freude und doch wieder Besorgnisse aller Art durchstürmten ihre Brust. Die nächste in ihr sich erhebende Frage war natürlich die, welche Gründe ihn hieher geführt haben könnten, da Hülsen ihren Verwandten durchaus fremd war. Es mußte ihn also irgend ein Geschäft, vielleicht ein Auftrag ihres Vaters zu dem Besuch veranlaßt haben. Der nächste Augenblick gab ihrem Denken jedoch schnell eine andere Richtung, als Hülsen, schon von fern grüßend, das erhitzte Roß vor der Thür anhielt, rasch abstieg und, dasselbe der Obhut eines hinzukommenden Dieners überlassend, schnell die Stufen hinauf ging und in dem nächsten Moment vor ihr stand. Anna vermochte ihre große Ueberraschung nicht zu verbergen; erwartungsvoll schaute sie Hülsen an, der wiederum, durch die so ganz unvorhergesehenen Umstände, noch mehr aber durch Anna's Liebreiz ein wenig in Verwirrung gerieth.

Einen Augenblick blieben beide wortlos vor einander

stehen; ein Jeder schien von des Anderen Blick vollkommen in Anspruch genommen zu werden; erst nach wenigen Secunden gelangten sie zum Bewußtsein ihrer eigenthümlichen Situation, und ein tieferes Roth, das sich auf ihre Wangen ergoß, schien dies anzudeuten.

Hülsen erinnerte sich seines Auftrags und leitete durch die Mittheilung desselben sogleich ein Gespräch ein.

Anna dankte freundlich und bat ihn, ihr in das Zimmer ihrer Tante folgen zu wollen, woselbst sich ihre Mutter befand.

„Ich bringe Dir einen Freund des Vaters, der die Güte hat, sich für Dich zu bemühen", — sprach Anna, nachdem sie Hülsen ihrer Mutter vorgestellt hatte.

Die Baronin war gleichfalls überrascht, einen so ungewöhnlichen Boten und obenein Hülsen, den sie sehr gut kannte, vor sich zu sehen, und verhehlte ihm das nicht.

„Ich muß wohl annehmen, daß entweder der Zufall oder besondere Gründe den Baron veranlaßt haben, Sie mit einem solchen Auftrag zu beschweren", sprach sie, den Brief empfangend.

„Ich bitte, meine Mühe nicht zu hoch anzuschlagen, und vermuthe, das Letztere sei wirklich der Fall", — entgegnete Hülsen, den Dank ablehnend.

Die Baronin ging in ein Nebenzimmer, um den Brief zu lesen, und Hülsen wurde von Anna's Tante, die gleichfalls anwesend war, in ein Gespräch gezogen.

Anna war während dessen bedacht, den lieben Gast mit Erfrischungen zu bedienen, und that dies mit so vieler Freundlichkeit und Anmuth, daß sich Hülsen dadurch außerordentlich angenehm berührt fühlte.

Bald trat die Baronin wieder ein, und ihre Züge verriethen die durch den Brief in ihr erzeugte Unruhe.

Anna bemerkte das sogleich und forschte besorgt in dem Auge der Mutter nach der Ursache derselben.

„Wir sind Ihnen, Herr von Hülsen, zum doppelten Dank für Ihre Güte verbunden; denn wie ich eben erfahren, verdanken wir Ihnen das Abwenden einer nicht geringen Gefahr von unserem Kinde, und um so willkommener heiße ich Sie hier", sprach die Baronin.

Anna, durch diese Worte überrascht, schaute abwechselnd ihre Mutter und Hülsen an. Sie hatte von einer Gefahr, in der sie schwebte, keine Ahnung und eben so wenig von dem Charakter derselben, und mußte nun um so begieriger sein, zu erfahren, was geschehen sei und auf welche Weise gerade Hülsen ihr Retter habe sein müssen. Dieses Bewußtsein that ihr sehr wohl; denn wem hätte sie wohl lieber den Dank für eine so wichtige That zollen mögen! —

Die Baronin wünschte von ihm näheren Aufschluß über diese Angelegenheit zu erhalten; Hülsen jedoch, treu seinem Versprechen, beschränkte sich auf wenige Erläuterungen, indem er das Weitere von dem Willen des Barons abhängig machte.

Anna schien diese ausweichende Antwort nicht zu befriedigen; sie hatte mit Bestimmtheit der Erfüllung ihres durchaus natürlichen Verlangens entgegengesehen und mußte nun mit Andeutungen und dem Wunsch ihres Vaters, vorläufig auf dem Gut zu bleiben, zufrieden sein.

Das Alles erregte ihre Unruhe; aber auch sogleich erkennend, daß ihren Vater und Hülsen in der beobachteten Zurückhaltung lediglich eine gute Absicht leite, gab sie sich bald zufrieden, und dankte letzterem von ganzem Herzen für eine Bemühung, der er sich, wie sie erst jetzt erfahren, allein zu ihren Gunsten unterzogen hatte.

Wie im Fluge verging dem glücklichen Hülsen der Abend. Von der freundlichen Begegnung der Baronin und der übrigen Hausgenossen auf das Angenehmste berührt, von dem eigenen Gefühl zu Anna hingezogen, die in schöner Unbefangenheit die Schätze ihrer Seele und ihres Geistes entfaltete, hatte sein eigenes gefälliges und ungezwungenes Wesen den vortheilhaftesten Eindruck auf Alle erzeugt, und als die späte Stunde zum Aufbruch mahnte, trennte man sich von ihm wie von einem lieben alten Bekannten.

Hülsen blieb zur Nacht auf dem Gut, und so vereinte ihn der nächste Morgen wieder mit den Hausgenossen.

Anna, so schien es ihm, strahlte heute in bezaubernder Schönheit, und er irrte sich nicht. Die Liebe, die

Alles verschönt, breitet auch ihren Zauber über unsere Seele aus und giebt darum auch der äußeren Form einen verschönerten Ausdruck. Anna liebte, wie wir wissen, und jenes Etwas, das aus einem liebenden Herzen zum Geliebten spricht und ihm die Ahnung, die Hoffnung, ja die Gewißheit bringt, geliebt zu sein, jenes Etwas hatte auch aus Hülsen's Wesen, Ton und Worten zu ihrem Herzen gesprochen.

Ungeahnt war ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen, und um so beglückter fühlte sie sich. Wir wissen, daß Anna, wenngleich sie auch bisweilen an den Lustbarkeiten des Hofes Theil nahm, dennoch sehr zurückgezogen lebte, und daß dies nicht etwa elterlicher Zwang, sondern durchaus freier Wille war. Ihr sagten die lauten Feste nicht zu.

Für die damalige Zeit außergewöhnlich gebildet, von Natur für die Kunst empfänglich, lebte sie im Kreise ihrer Eltern und einiger Befreundeten harmlos dahin, und genoß dadurch den Vortheil, von dem zügellosen Leben der höheren Stände wenig berührt zu werden. Fern dem Tummelplatz entzügelter Leidenschaften, blieb ihr Sinn rein und schön in angeborener Ursprünglichkeit.

Hülsen erkannte diese Tugenden und war um so glücklicher, als auch er während seines Zusammenseins mit Anna einen Blick in ihre Seele gethan hatte, der ihm die Hoffnung gab, das eigene Gefühl von ihr getheilt zu sehen.

Er dehnte seinen Besuch so lang als möglich aus, und, obwohl es sein Vornehmen gewesen, schon am Vormittag abzureisen, geschah dies dennoch erst am späten Nachmittag.

Man wollte ihm einen Diener zur Begleitung mitgeben, was er jedoch nicht annahm, und mit einer, ihm durchaus neuen, beseligenden Hoffnung für die Zukunft erfüllt, schlug er den Heimweg wieder ein. Ihn begleitete ein liebes Bild: Anna's freundlicher Blick und Abschiedsgruß.

Ohne zu eilen, ritt er fort, die Seele mit den empfangenen, so angenehmen Eindrücken beschäftigt. Nicht drängte sich die beunruhigende Ahnung in seine Träumereien, daß und wie bald er durch die Verhältnisse aus dem Zauberkreis seiner Liebe gerissen werden sollte, ehe sein Herz noch durch die Gewißheit der Gegenliebe beruhigt und beglückt worden war, und welche Todesgefahren schon die nächste Zeit für ihn mit sich bringen werde.

Ob und wie er Anna wiedersehen würde, wer konnte diese schmerzliche Frage beantworten! — —

Drittes Capitel.

Der überraschte Liebhaber.

Der 12. Juli, der Geburtstag des Königs, war gekommen.

Wenige Stunden vor dem Beginn des Maskenfestes, welches, wie wir wissen, Sophie dem Könige zu Ehren veranstaltet, und wozu sie ihn unter so eigenthümlichen Verhältnissen persönlich eingeladen hatte, war es sehr still in dem Schloß geworden.

Die Königin und die übrigen, in Lützenburg anwesenden Damen hatten sich bereits zum Ankleiden zurückgezogen, und jegliche Dienerin war mit der Toilette ihrer Herrin vollauf beschäftigt. Nicht minder waren es die mit den Arrangements zum Fest betrauten Personen, die sich theils in den bestimmten Räumen des Schlosses und des Theaters, woselbst die Maskerade stattfinden sollte, theils in den entfernten Theilen des Parks gegenwärtig zu thun machten, sich um das, was sich außerhalb ihrer Sphäre zutrug, durchaus nicht kümmernd.

Es mochte ungefähr 7 Uhr sein; da hielt eine verdeckte Chaise unweit des Schlosses an einer, durch Bäume und Gebüsch so verborgenen Stelle des Weges, daß sie von dem Schloß aus nicht bemerkt werden konnte. Ein junger Herr, der, tief in eine Ecke gedrückt, darin saß und mit einem leichten Mantel verhüllt war, bog den Oberkörper vorsichtig aus dem Wagen, indem er hastig rings umherschaute und dabei die Absicht erkennen ließ, unentdeckt das Terrain zu untersuchen. Indem er seinen Mantel ein wenig zurückschlug, bemerkte man, daß er ein grelles und phantastisches Kostüm trug.

Niemand war zu sehen; dem Herrn schien das gelegen zu kommen. Er rief dem Diener ein paar Worte zu, sprang aus dem Wagen, und war in dem nächsten Augenblick in dem Gebüsch verschwunden, indem er dabei einen sich darbietenden Fußsteig benutzte.

Die Chaise wendete und fuhr rasch nach Berlin zurück.

Ungefähr zehn Minuten darauf bemerken wir den bezeichneten Herrn, dessen rascher, elastischer Tritt Jugend und Eile verrieth, in der Nähe des Schlosses wieder. Er streckt, den Körper vom Gebüsch verhüllt, den Kopf vorsichtig hervor, beobachtet nochmals die Umgebung und kommt, als ihm Alles sicher zu sein scheint, rasch hervor, überspringt den kurzen Raum bis zu einer Hinterthür des Schlosses und ist in dem nächsten Augenblick darin verschwunden.

Auf dem Corridor angelangt, scheint ihm die rings=um herrschende Stille ganz besonders zuzusagen; das blitzende Auge und die freundlichen Mienen verrathen das. Leise und vorsichtig, doch hastig und unruhig eilt er weiter. Niemand läßt sich sehen; kein Mensch tritt ihm auf seinem geheimnißvollen Gange hindernd ent=gegen. Seine Freude scheint sich zu steigern. Er bleibt einen Augenblick stehen, schöpft tief Athem und geht dann, jedoch langsamer und vorsichtiger, weiter, während er sich zugleich tiefer in den Mantel hüllt. Je weiter er vorwärts schreitet, desto unsicherer, zögernder und ängstlicher werden seine Schritte.

Plötzlich bleibt er wie gelähmt stehen. Er ist in die Nähe einer ein wenig geöffneten Thür gekommen; Frauen=stimmen tönen aus dem Innern des Zimmers an sein Ohr. Diese müssen sein ganzes Interesse in Anspruch nehmen; denn sein schon natürlich scharfes Auge blitzt, sein Mienenspiel wird noch bewegter, und verräth das dringende Verlangen, sich von dem Gehörten durch Hineinschauen in das Gemach zu überzeugen, aber auch den innern Kampf, ihm nachzugeben; darum zögert er.

Das Geplauder in dem Gemach dauert fort, ist heiter und wird häufig durch Lachen unterbrochen.

Die Thür scheint lediglich der Kühlung wegen ein wenig geöffnet zu sein, und die in dem Zimmer befind=lichen Damen scheinen keinen Lauscher zu fürchten; denn ihre Plaudereien verrathen große Ungezwungenheit.

Nachdem der Herr einige Augenblicke, seine Stelle

behauptend, gelauscht, wagt er sich vorsichtig der Thür ein wenig näher, offenbar mit dem Entschluß, den Anblick der Damen unter allen Umständen jetzt zu gewinnen.

Dies ist ihm in der nächsten Secunde wirklich gelungen. Ganz dem dargebotenen Genuß hingegeben, scheint er dennoch die Vorsicht nicht zu vergessen, und wirft abwechselnd scheue, hastige Blicke nach allen Seiten. Niemand stört ihn, und er nimmt seine Beobachtungen mit um so größerem Genuß wieder auf.

Die Unterhaltung der Damen wurde in einem neben dem Vorgemach befindlichen Zimmer geführt, dessen Thüren vollständig geöffnet waren.

„Ich begreife nicht, wie Du Geschmack an diesem Knaben finden kannst", bemerkte eine der Damen.

„So ganz Knabe denn doch nicht mehr, — nenne ihn wenigstens Jüngling; er ist ja fast siebenzehn Jahre alt, obenein allerliebst und erfüllt mit dem ganzen Feuer seiner Jugend", entgegnete eine andere weibliche Stimme.

„Und das Beste hast Du noch vergessen, weshalb der ungeberdige Knabe dieser oder jener Dame durchaus gefallen soll, nämlich daß er" — sprach die erste Stimme, die letzten Worte jedoch so gedämpft, daß man dieselben nicht verstehen konnte.

Darauf lachten Beide hell auf.

Der lauschende Herr schien seinen ganzen Gehörsinn anzustrengen, damit ihm kein Wort entging. Bei der letzten Bemerkung streckte er den Kopf weit vor; ob er

die leise gesprochenen Worte gehört, wir wissen es nicht, vermuthen es jedoch, da das Leuchten seiner Augen einen ungewöhnlichen und plötzlichen Eindruck verrieth.

„Du hast Recht. Denn bei solchen Aussichten läßt sich Vieles übersehen, und ich verdamme gerade hier Deinen Eigensinn, der solche Vortheile gänzlich außer Acht läßt", meinte die zweite Dame.

„Laß' mir meinen Willen"! erwiederte die Andere erregt.

„Nein, nein! Du kannst es nicht leugnen, er ist Dir vor allen anderen Damen gewogen, und so solltest Du — denn auch die Königin wünscht es — freundlicher zu ihm sein. Werden Dir dadurch nicht die besten Aussichten eröffnet"?

„Eine Königin zu werden, allerdings. Aber mir ist es nicht um diesen Rang zu thun. Ich muß, wenn ich mich vermählen soll, den Mann auch lieben; sonst will ich ledig bleiben, und dieser Prinz, gestehe ich Dir ganz offen, ist mir unausstehlich." —

Der Herr schrack sichtlich zusammen, als er diese Worte vernahm. Seine Hände ballten sich, und das Antlitz färbte eine tiefe Röthe.

Obwohl ihn das Vernommene sehr unangenehm berührt zu haben schien, zeigte er dennoch keine Lust, sein Lauschen aufzugeben; vielmehr verrieth sein Auge eine noch erhöhtere Spannung.

„Du bist wirklich in seiner Beurtheilung ungerecht",

bemerkte die erste Dame. „Was hast Du an ihm auszusetzen“?

„Nicht mehr als Alles“! erwiederte die Andere lachend.

„Das ist ja unerhört“! rief die Erste und fragte: „Hat er nicht ein feines und liebliches Antlitz“? —

„Allerdings, das hat er; aber das haben auch die Pagen“, entgegnete die Andere und setzte hinzu: „Ich will einen rechten, ächten Mann und nicht einen Knaben, der so gar mädchenhaft aussieht.“

„Die Zeit reift, wie Du das an Dir selbst erfahren wirst“, erinnerte die Erstere.

„Du hast Recht“! erwiederte die andere Dame lachend, und fuhr dann fort: „Wollte ich auch davon absehen, so habe ich noch ganz andere Bedenken. Denn, sage selbst, hat der Prinz wirklich irgend Etwas in seinen Manieren oder seinem Benehmen, was einer Dame gefallen könnte“?

„Es ist wahr, er scheint kein Freund feiner Sitten zu sein; dafür aber hat er viel Eigenthümliches“, — entgegnete die Erstere.

„Ja wohl, Eigenthümliches“! spöttelte die Zweite. „Sein Soldatensinn und die rohe Art, wie er mit den Cadets umgeht, sind auch Originalität. Gut denn, mag er sie behalten und seinen Geiz dazu. Mir behagt sie nicht, da sie obenein als Deckmantel seiner Schwächen, Fehler und schlechten Neigungen dienen soll.“

„Liebste, Liebste, solche Worte würde Dir der Prinz nicht vergeben, hörte er sie“! erinnerte die Erstere.

„Mag er; ich behalte deshalb doch Recht“, erwiederte die Andere, und fügte hinzu: „An einem Hof zu leben, der die feinsten Sitten beobachtet, eine so geistvolle Mutter zu haben, die sich alle erdenkliche Mühe mit ihm giebt, und doch nicht Geschmack an Kunst, Musik, den Wissenschaften und Vergnügungen edler Art zu finden, hier, wo den feinsten Mann der höchste Genuß beglückt! Ist das nicht unerhört“?

„Freilich, es ist nicht zu begreifen. Aber ich denke, die Liebe könnte den Prinzen am ehesten in alle diese Mysterien einweihen“, bemerkte die Erstere.

„Vielleicht; doch mich mag er mit der Anmaßung verschonen, seine Führerin zu sein“!

„Du bist in der That sonderbar“! entgegnete darauf die erste Dame und fügte hinzu: „Aber ich glaube den Grund Deiner großen Abneigung zu kennen: Dein Herz hat bereits gewählt.“ —

Die also angeredete Dame lachte hell auf. „Welche Entdeckungen Du da gemacht hast“! spöttelte sie.

„Vielleicht nicht ich allein“, meinte die Andere.

„Da wäre ich wirklich neugierig, worin dieselben bestehen. Sprich nur“, forderte sie auf.

„Nun, Dir gefällt Prinz Georg, das ist der Grund“, sprach die Aufgeforderte.

Statt aller Antwort lachte die erste Dame, und zwang dadurch auch ihre Gesellschafterin, mit einzustim-

men, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie sich wieder beruhigten.

Das schon vorher so bewegliche Mienenspiel des lauschenden Herrn wurde nach den letzten Worten noch viel auffälliger und leidenschaftlicher. Zorn, Schmerz, Täuschung und der Kampf, fortzustürzen und doch wieder auf der eingenommenen Stelle zu verharren, spiegelten sich darin treu ab und wurden überdies noch durch die Haltung des Körpers unterstützt.

Das Antlitz, vorher tief geröthet, war jetzt bleich. Die Lippen bewegten sich, und er fuhr sich mit der Hand wiederholt über die mit Schweiß bedeckte Stirn.

Er war der Thür einen Schritt näher getreten und zeigte die Absicht, in das Gemach zu gehen; ganz von der Situation beherrscht, schien er jede Vorsicht und die obwaltenden Verhältnisse vergessen zu haben, und faßte bereits nach der Klinke. Es war ihm dabei entgangen, daß ein ältlicher Herr in der gewöhnlichen Hoftracht in dem Gange erschienen war, der, hastig vorwärts kommend, besorgt und spähend umher blickte, dann, den Lauscher gewahrend, rasch, jedoch leise näher kam und in dem nämlichen Augenblick bei demselben anlangte, als jener in das Gemach schreiten wollte.

Er faßte rasch den Arm des Herrn und hielt denselben fest.

„Um Gott, Hoheit, was wollen Sie thun"? rief er leise und besorgt, während er den Genannten von dem Eingang fortzuziehen sich bemühte.

Blitzschnell hatte sich dieser umgewendet. Heller Zorn flammte aus seinen Augen.

„Was untersteht Er sich“! schrie er und faßte den Hofherrn an dem Kragen des Rocks.

„Bedenken Sie, Prinz, was Sie thun“! Sie lauschen an der offenen Thür der Markgräfin“, stotterte der Hofherr.

„Er Hallunke, Er wagt es, mir nachzuspüren!“ schrie der Prinz und schüttelte den Hofherrn in der höchsten Wuth.

„Sie wollten ja eben etwas Ungehöriges thun“, entschuldigte sich der geängstigte Mann, vergeblich bemüht, aus den Händen des Prinzen frei zu werden.

„Ich will es Ihm anstreichen!“ schrie der Prinz, und in dem nächsten Augenblick hatte er den Hofherrn nach der nahen Treppe gedrängt und trotz aller Gegenwehr denselben hinuntergestürzt.

Er selbst eilte rasch über den Corridor fort, sprang die am Ende desselben befindliche Treppe hinunter, schlüpfte durch die nur angelegte Thür in's Freie und verlor sich alsdann in den dunkelen Laubgängen des Gartens.

Der geneigte Leser wird wahrscheinlich bereits geahnt haben, daß der Lauscher Niemand anders, als der Kronprinz, Friedrich Wilhelm, war.

Wir wissen, daß ihn eine tiefe, aber, wie er wenigstens glaubte, der Welt sorglich verhehlte Neigung für die Markgräfin von Anspach erfüllte. Dieselbe, nicht er-

widert, ja gewissermaßen mit Geringschätzung aufgenommen, steigerte sich bei seinem von Natur leidenschaftlichen und leicht erregbaren Charakter um so mehr, als er sie so viel als möglich zu verbergen suchte.

Je weniger er sich von der Markgräfin beachtet sah, um so heftiger ward in ihm das Verlangen, sich ihre Gunst zu erwerben. Gerade diese Sprödigkeit spannte ihn an, selbst über das, wie es schien, Unmögliche zu siegen.

Er liebte die schöne Markgräfin leidenschaftlich; aber das Streben, sie seinem Wunsch und Willen geneigt zu machen, war unter den obwaltenden Umständen fast noch heftiger, als seine Liebe.

Wir finden schon in dieser ersten und natürlichsten Regung des königlichen Jünglings den ursprünglichen Quell, aus welchem später der bizarre und eiserne Charakter des Mannes hervorging.

Jenes Verlangen wurde noch durch andere Momente fortwährend aufgeregt, und für ihn fast bis zur Unerträglichkeit gesteigert.

Die Markgräfin schien gar Nichts auf ihn zu halten. Das verletzte seine Selbstliebe im höchsten Grade, und wenn die Königin sich über sein, den Damen gegenüber oft verletzendes Auftreten beklagte, so entging es ihr, daß dasselbe lediglich eine Folge der erlittenen Zurücksetzung von Seiten der Markgräfin war, die den dadurch tiefgekränkten Prinzen zu den extremsten Handlungen und einem oft wunderlichen Benehmen verleitete.

Hätte sie seine Neigung getheilt, und wäre ihm freundlich entgegen gekommen, vielleicht würde dadurch sein Charakter eine vortheilhafte Aenderung erfahren haben und er zugänglicher und zutraulicher geworden sein. Jetzt fand das umgekehrte Verhältniß statt, und sein heftiges Wesen machte sich in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit Luft.

Ein zweites Moment, das sein Verlangen steigerte, war, wie es in solchen Fällen meist zu sein pflegt: Eifersucht.

Er hatte, wie wir gehört haben, einen begünstigten Rivalen, den Prinzen Georg von Hannover, nachmaligen König von England. Derselbe war fünf Jahr älter, als er, und maßte sich, als er früher zum Besuch am hannöverschen Hofe war, ein gewisses Uebergewicht über ihn, den Jüngeren, an.

Es kam zu bedeutenden Reibungen zwischen den beiden Knaben, die damit [illegible]digten, daß Friedrich Wilhelm, der die Autorität d[illegible] Prinzen in keiner Weise anerkannte, in bitterer Feind[illegible]ft von ihm schied.

Diese dauerte fort, und [illegible]rde obenein durch die Vermuthung in ihm stets wach e[illegible]ten, die Markgräfin, der Gegenstand seiner ersten, hefti[illegible] Liebe, begünstige seinen Rivalen.

Er hatte seitdem unabläßig nachge[illegible]men, auf welche Weise er endlich seiner Liebe einen e[illegible]rechenden Ausdruck geben solle, da ihm der ungew[illegible] Zustand kaum mehr erträglich dünkte. Er wollte de[illegible] äußersten Ver=

such machen, der Markgräfin seine Liebe zu gestehen, um dadurch entweder sein Ziel zu erreichen, oder doch Gewißheit und mit dieser zugleich Ruhe zu gewinnen. Ihm schmeichelte dabei die Hoffnung, die Markgräfin würde in der lockenden Aussicht, einst Königin zu werden, seinen Antrag nicht eben ungern hören. Denn er meinte es in der That mit demselben sehr ernstlich, und wäre sein Wunsch erfüllt worden, so ist nicht zu zweifeln, daß diese Wahl ihn außerordentlich glücklich gemacht hätte.

Angeborene Scheu, der Mangel einer passenden Gelegenheit hinderten ihn bisher an der Ausführung seines Vorhabens. Endlich schienen ihn die Umstände zu begünstigen.

Das heutige Fest in Lützenburg kam seinem Wunsch entgegen; ganz abgesehen davon, daß eine Maskerade dergleichen Anträge erleichterte und seine Scheu bewältigte, verlor auch ein Abschlagen des ausgesprochenen Wunsches unter sochen Umständen an Härte und Bedeutung.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, mußte er darauf bedacht sein, die Maske der Markgräfin kennen zu lernen, damit er seinen Plan auch mit Sicherheit ausführen könnte. Sich eines Vertrauten dazu zu bedienen, lag nicht in seiner Natur; er glaubte sich dadurch zu leicht zu verrathen und vielleicht gar lächerlich zu machen, und dieser Gedanke war ihm fürchterlich. So entschloß er sich, Alles auf eigene Hand zu thun,

und, nachdem er vergeblich bemüht gewesen, die Maske der Markgräfin auszukundschaften, hielt er es für das Beste und zugleich Sicherste, sich im Geheimen nach Lützenburg zu begeben, und dort auf irgend eine Weise, im äußersten Fall selbst durch die Königin die gewünschte Nachricht zu erhalten.

Er entfernte sich daher heimlich aus dem Schloß in Berlin, und wir haben ihn in Lützenburg eben so heimlich ankommen und handeln sehen.

Der Zufall wollte es, daß er, an der zu den Gemächern der Markgräfin führenden Thür vorübergehend, die letztere geöffnet fand, die Stimme der ersteren erkannte, und dadurch zum Lauschen veranlaßt wurde.

Die Prinzessin unterhielt sich mit einer ihr befreundeten Dame, und, da sie sich in dem Zimmer allein befanden, und das Gespräch zufällig auf die Herzensneigungen gekommen war, so mußte der unglückliche Lauscher ohne alle Beschönigung die lauterste, für ihn so niederbeugende, Wahrheit hören.

Daß er nicht, gar nicht geliebt wurde, schmerzte ihn weniger, als die erhaltene Gewißheit, in den Augen der Markgräfin nichts mehr, als nur ein Knabe ohne alle Sitte und Vorzüge zu sein, und obenein seinem Rivalen hintan gesetzt zu werden.

Sein Seelenzustand war in diesem Augenblick ein furchtbarer. Er wollte in das Zimmer der Markgräfin stürzen und sie mit den heftigsten Vorwürfen über ihre Lieblosigkeit und Geringschätzung seiner Person überschüt-

ten, — er wollte sie fragen, ob das, was sie gesprochen, wirklich wahr und ihre Ueberzeugung sei, er wollte — er wußte zuletzt selbst nicht, was er Alles wollte, — so furchtbar war der Eindruck, den das Vernommene auf ihn erzeugte. Es schwirrte und summte ihm im Kopf; er fühlte nur, daß sich sein aufgestacheltes Gefühl auf irgend eine Weise frei machen mußte, gleichviel, an wem oder wie. Da führte der Zufall, oder vielmehr die Lage der Dinge den Hofherrn herbei.

Derselbe war der Unterhofmeister des Prinzen, Herr von Brand.

Die heimliche Abreise des Ersteren war diesem sehr bald bekannt geworden, und beauftragt, derselben nachzuforschen, war er durch den rückkehrenden Wagen auf die richtige Spur des Prinzen geführt worden.

Er besann sich keinen Augenblick, diesem nachzueilen, und so mußte der unglückliche Hofmeister der Gegenstand werden, an welchem der Prinz seine Heftigkeit in einer Weise ausließ, die alles Maß überschritt und das Leben des völlig unschuldigen Mannes in die höchste Gefahr brachte.

Der Prinz, dessen Hitze durch die rasche That abgekühlt worden war, eilte, wie wir gesehen haben, in den Garten, noch ehe Jemand zu Hülfe gekommen war.

Das Stöhnen des beschädigten Hofmeisters zog mehrere Diener herbei, und auch die Markgräfin und ihre Gesellschafterin wurden durch das Geräusch und

laute Sprechen veranlaßt, sich von der Ursache desselben zu überzeugen.

Die Hinzukommenden waren nicht wenig überrascht, den Hofmeister mit gequetschten Gliedern am Boden liegend zu finden, und konnten nicht begreifen, wie es möglich gewesen, von einer so bequemen Treppe hinunter zu fallen. Denn, um den Prinzen nicht bloß zu stellen, hatte Herr von Brand zur richtigen Beurtheilung seines Zustandes angegeben, sein Fuß sei beim Hinaufgehen der Treppe zufällig ausgegleitet, und er hinunter gestürzt.

Man glaubte ihm, da man sich nicht eine andere und noch weniger die wirkliche Veranlassung denken konnte, und schaffte ihn nach einem Zimmer, da der arme Mann die heftigsten Schmerzen fühlte.

Ein so unglücklicher Vorfall konnte natürlich auch der Königin nicht lange verborgen bleiben, und die Milde ihres Herzens veranlaßte sie, zu Herrn von Brand zu gehen, ihm ein paar freundliche Worte zu sagen, und sich von seinem Zustande, sowie von den zur Linderung desselben herbei geschafften Mitteln zu überzeugen.

Es war bereits nach einem Arzt geschickt worden. Der Hofmeister, von der Güte der Königin tief gerührt, hielt es für seine Pflicht, sie mit der eigentlichen Veranlassung seines Falles bekannt zu machen, damit der Prinz von ähnlichen Gewaltthaten durch eine Verwarnung abgehalten würde, oder, falls eine krankhafte

Reizbarkeit etwa daran Schuld war, dagegen die zweckentsprechenden Mittel angewendet werden könnten.

Als er daher der Königin den Dank für ihre Güte abgestattet hatte und sie eine nähere Erklärung über den Unglücksfall wünschte, zögerte Herr von Brand damit, weil er der Königin keine Unwahrheit sagen wollte, und bat, ihm nach seiner Genesung eine gnädige Audienz zu verstatten, um sodann die näheren Umstände des Vorfalls mittheilen zu können.

Die Königin mußte durch ein solches Gesuch natürlich überrascht werden, bewilligte dasselbe jedoch, nachdem der Hofmeister ihr Verlangen nach einer sofortigen Mittheilung mit Bestimmtheit abgelehnt hatte.

Den Herrn von Brand leitete dabei die sehr lobenswerthe Absicht, die Königin bei der Nähe des Festes nicht zu verstimmen.

Ein königlicher Wagen brachte ihn bald auf Befehl der Königin nach Berlin zurück.

Das Interesse, das man an der in der nächsten Stunde beginnenden Maskerade nahm, und ebenso die für das Kostüm und andere Dinge noch zu treffenden Arrangements ließen den unangenehmen Vorfall bald vergessen; ein Jeder war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um noch an so traurige Dinge denken zu können.

Der Kronprinz war in dem höchsten Zorn fortgeeilt und durchstrich die einsamsten Gänge des Gartens. Nirgend fand er Ruhe. Das eben Vernommene, sowie seine rasche That peinigten ihn unabläßig.

Er glaubte den Verstand verlieren zu müssen, so entsetzlich däuchte ihm die Ueberzeugung, seine heiße Liebe verschmäht, und sich selbst seinem Rivalen hintan gesetzt zu sehen.

Zugleich bedauerte er wieder seine Heftigkeit gegen Herrn von Brand; aber seine Aufregung in jenem Moment war eine so furchtbare gewesen, daß er sich wahrscheinlich selbst zum Fenster hinausgestürzt hätte, fand dieselbe nicht eine Ableitung in der an dem Hofmeister verübten That, den er übrigens durchaus nicht für schuldlos erachtete und dem er schon längst einen Possen zu spielen beabsichtigte. Denn es war nicht das erste Mal, daß er denselben auf dergleichen Schleichwegen überrascht hatte, und so hegte er auch jetzt die Ueberzeugung, nicht eine gute Absicht, sondern lediglich Neugier und Liebedienerei hätten den Hofmeister zum Lauschen veranlaßt. Der Gedanke, derselbe könnte und würde nun aus Rache für die erlittene Strafe der Markgräfin Alles verrathen, brachte ihn in einen solchen Aufruhr, daß er wie wahnsinnig umherrannte, die ihm zunächst hängenden Zweige zerknickte, mit den Füßen stampfte, und endlich, von seinen Gefühlen überwältigt, sich auf einen Rasenplatz warf, wo ein reicher Thränenstrom seine Qualen erleichterte.

Mit der heutigen bittern Erfahrung, die er so ungeahnt hatte machen müssen, gab er die Liebe zur Markgräfin auf. Sie sah ihn selten oder niemals wieder in ihrer Nähe; noch weniger verrieth ihr sein Benehmen

die frühere so heiße Neigung. Aber, was er Schmerzliches von ihr hatte erdulden müssen, trug er auf das ganze Geschlecht über.

Seit dieser Zeit floh er die Frauen, und sie haben ihm auch später nie viel Interesse abgewinnen können.

Der Prinz hatte seine erste und vielleicht auch seine einzige Liebe für immer begraben. —

Viertes Capitel.

Das Maskenfest in Lützenburg.

Die Königin, in dem Streben, ihrem Gemahl eine angenehme Stunde an dem festlichen Tage seiner Geburt zu bereiten, hatte weder Mühe noch Kosten gespart, das dazu bestimmte Maskenfest so glänzend als möglich zu machen.

Ein Jeder der Eingeladenen kannte ihren Wunsch und bemühte sich, denselben in jeder Hinsicht zu erfüllen.

Sophie Charlotte befand sich jedoch heute in keiner, dem Vergnügen entsprechenden Stimmung. Sorgen aller Art erfüllten ihr Herz, welche der mißglückte Versuch ihrer Freunde erzeugt hatte. Aber, mit starkem Willen ihre Stimmung beherrschend, war sie nur bedacht, dem Könige so freundlich und unbefangen als möglich entgegen zu kommen, theils, um seinen Genuß nicht zu beeinträchtigen, theils aber auch, ihm ihr Einverständniß mit den Sachführern gegen Wartenberg vorläufig noch zu verbergen. Denn sie erachtete es für zweckdienlicher, ruhig abzuwarten, bis er selbst Veranlassung nehmen würde, mit

ihr darüber zu sprechen, indem sie alsdann für ihre Freunde besser zu wirken hoffte.

Seit jenem verhängnißvollen Tage hatte sie ihn nur einmal auf wenige Augenblicke gesehen und gesprochen, ohne daß er sich bewogen fand, jene Angelegenheit zu berühren.

So war der Geburtstag gekommen.

Das Fest sollte auf dem Theater und in den daran stoßenden Sälen stattfinden, und diese Localitäten waren zu diesem Zweck mit einander vereinigt worden.

Verschwenderische Pracht hatte diese Räume ausgestattet, und nichts mangelte, das Auge zu überraschen und anzuziehen.

Die Scene stellte den Marktplatz eines Kirchdorfs dar, den alle Arten von Verkaufsläden, allerliebst arrangirt, umgaben. Den Hintergrund bildete eine decorative Fernsicht auf Kirche und Wohngebäude.

Das Fest sollte nämlich einen Jahrmarkt in einem Dorf vorstellen, und die bei demselben mitwirkenden Personen mußten in entsprechenden Masken erscheinen. Die Königin, von dem Verlangen erfüllt, allen Zwang, wie er leicht durch die obwaltenden Verhältnisse herbeigeführt werden konnte, bei dem Fest zu entfernen und dasselbe dadurch um so genußvoller und ansprechender zu machen, hatte bestimmt, daß jeglichem Herrn eine Dame durch ein gezogenes Loos bezeichnet werden sollte; dies war geschehen, und der Zufall hatte dabei sein wunderliches Spiel getrieben.

Die Säle waren bereits mit den Geladenen angefüllt, die sich in ungezwungener Heiterkeit, der Ankunft des Königs gewärtig, bewegten.

Die für die Darstellung bestimmten Personen befanden sich in den Räumen neben dem Theater, von wo aus die Masken ihren Einzug halten sollten.

Etwa um 8 Uhr wurde der König gemeldet. Bald darauf erschien er in der Tracht eines holländischen Matrosen und begab sich in die für ihn bestimmte Loge neben dem Theater.

Als er sich daselbst zeigte, empfing ihn ein lebhaftes „Vivat", welches das Orchester mit Trompetengeschmetter begleitete. Er schien in der heitersten Stimmung zu sein und dankte mit der ihm eigenthümlichen Leutseligkeit.

Nun leitete ein fröhlicher Marsch den Maskenzug ein, und wenige Augenblicke darauf kam derselbe aus dem Hintergrunde des Theaters hervor.

Voran schritt ein italienischer Doctor, — Geheime Rath, Herr von Osten, — der an der Hand einen Elephanten, reich mit Schellen, Decken und allerlei auffälligen Gegenständen beladen, führte.

Ihn begleiteten mehrere Harlekins und Springer, ebenfalls in komischer Tracht, allerlei Operations-Instrumente in colossalem Maßstabe und Medicinkasten tragend. Unter ihnen befand sich der Markgraf Albert, der Graf Solms und Herr von Wassenaer. Darauf kam die Frau des Doctors, nicht minder wunderlich gekleidet und äußerst

reich mit Schaustücken, Perlschnüren behängt und mit Brillantringen geziert, unter einem Baldachin sitzend, den sechs Orientalen trugen.

Das war die Königin, welcher das Loos den bezeichneten Herrn bestimmt hatte.

Eine Zigeunermutter, von stattlicher Gestalt, umgeben von Leuten ihrer Art, folgte. Die Trachten derselben waren eben so bizarr als prächtig.

Sie führten Esel, welche mit allerlei, zu ihrem vagabundirenden Leben erforderlichen Effecten bepackt waren: Kessel, Blasebälge, Kleider und dergleichen mehr.

Die Mädchen trugen Tamburins, die Männer Degen und Pistolen.

Sie zogen dem Tact ihrer wunderlichen und geräuschvollen Musik nach, wobei sie eigenthümlich-tanzende Bewegungen ausführten.

Die Zigeunermutter stellte die Prinzessin von Hohenzollern dar.

Ein sehr beredter Zahnbrecher, aus dessen Taschen Medicinflaschen hervorblickten, folgte ihnen, eine ungeheure Zange tragend. Er pries mit sehr geläufiger Zunge seine Kunst und Wundermittel an und schwur hoch und theuer, daß ein Jeder davon gesunden müßte. Es war der französische Gesandte des Alleurs. Ihm zur Seite ging dessen Frau, nicht minder wunderlich gekleidet, als er selbst, — die Gräfin Lottum, — und unterstützte ihn in den lauten Anpreisungen.

Eine Menge Landleute beiderlei Geschlechts folgte

nach, ihnen allerlei witzige und persiflirende Bemerkungen zurufend, woran sich jedoch das überaus eitle und kokettirende Zahnbrecherpaar nicht im Geringsten kehrte.

Als Gegensatz zu diesem kam ein steifer, langer Astrolog, mit Brille und Teleskop bewaffnet, der durch sein sternverziertes, langes, dunkles Gewand, den mit allerlei wunderlichen Figuren gestickten Gürtel, und den hohen, spitzen Hut, sonderbar genug von dem in Scharlach und Gelb gekleideten Zahnbrecher abstach. Er benahm sich äußerst gemessen und würdevoll, und erregte darum Spott und Gelächter. Derselbe war der Graf Wittgenstein. Ihm folgte ein sehr beleibter Wursthändler, mit einer Menge Schinken und Würsten beladen. Dann kam ein Scheerenschleifer mit seinem Karren, der sich Kunden anrief und seine Geschicklichkeit in witziger Weise kund machte.

Mehrere Landmädchen, Körbchen mit Blumen und Früchten tragend, erschienen sodann, in ihrer Mitte eine Kartenlegerin, die ihre Kunst, aus gegossenem Zinn, Kaffeesatz und den Karten die Zukunft vorauszusagen, mit kreischender Stimme anpries, und dafür tüchtig geneckt wurde.

Unter den Landmädchen befand sich die Markgräfin von Anspach.

Die Kartenlegerin war Frau von Bülow.

Ein höchst phantastisch gekleideter Puppenspieler, der einen Puppenkasten trug, folgte dann. Ihm zur Seite ging dessen Frau, eine Tabuletkrämerin, vor sich ein

Kästchen mit allerlei Gegenständen tragend, unter ihnen höchst witzige sogenannte Propheten.

Der Erstere war Hülsen, die Letztere Fräulein von Pöllnitz.

Ihnen schloß sich ein Zuckerbäcker an, in die lichten Farben seines Standes gekleidet und mit einem Kasten voll Confitüren beladen, die er, seine vortreffliche Waare feilbietend, unter das Publikum warf.

Drei, höchst originell gekleidete und sehr lustige Dorfmusikanten, mit einer Geige, einem Baß und einer Trompete erschienen und spielten ein, keineswegs melodisches, Stück, wobei die Trompete meist die obligate Stimme führte.

Es war das ein höchst wunderliches Kleeblatt, und seine Erscheinung so komisch, daß, wer es schaute, sich des hellen Gelächters nicht enthalten konnte. Auch selbst der, sonst nie laut lachende, König vermochte dem Eindruck nicht zu widerstehen und lachte sich herzlich satt.

Unter diesen Musikanten befanden sich Schwerin und Bülow, welche sich diese Rollen ersonnen hatten.

Auch fehlte der auf Dorfmärkten stets anwesende Guckkastenmann nicht, der seinen Kasten auf dem Rücken trug, und sich als ein alter Soldat mit einem Stelzfuß präsentirte.

Eine Menge anderer Masken, in dem Charakter von Verkäufern auf einem Dorfjahrmarkt, folgte und nahm, nachdem der Umzug durch den Saal gehalten worden war, die aufgestellten Buden ein, indem sie

daselbst ihre Waaren auspackten und dann feil hielten. Außerdem sah man Boutiquen, in welchen Schinken, Würste und sonstige Fleischwaaren, Wein, Limonade, Thee, Kaffee, Chocolade und allerlei Zuckerwerk verkauft — d. h. unentgeltlich verabreicht wurden. Unter den Verkäufern befand sich der Bruder des Königs, der Markgraf Christian Ludwig, der holländische Gesandte, Herr von Obdam und der General du Hamel.

Der Doctor hatte gleichfalls seine Bude eingenommen, um unter dem Beistand seiner Gehilfen, des Springers und Harlekins, welche die Zuschauer durch ihre komischen Vorstellungen sehr belustigten, seine heilkünstlerischen Operationen zu beginnen.

Dies geschah neben einer Stelle, auf welcher die Königin Wundermittel, Salben, Theriak und dergleichen Dinge feil hielt.

Die Zigeuner hatten sich in dem Saal vertheilt; einige gingen umher und wahrsagten aus den Händen; andere führten kunstvolle Tänze nach Begleitung der Tambourins aus.

Die Männer lungerten umher und paßten die Gelegenheit zu einem offenen Diebstahl ab, und ließen sich dabei ertappen. Es gab polizeiliche Verhandlungen, die der Dorfschulze mit einem Schreiber leitete, und die wohl damit endeten, daß der Beschuldigte sich auf eine geschickte Weise unsichtbar zu machen wußte, indem ihn seine Kameraden dabei unterstützten.

Sehr ergötzlich war der Zahnbrecher, der einer

Dame, — der Prinzessin von Hohenzollern, — welche über kranke Zähne klagte, mit seiner Hufschmiedszange unter komischen Handbewegungen in der für ihn besonders hergerichteten und erhöhten Bude einen fast armdicken Zahn auszog. Seine Frau verkaufte während dessen die vorräthigen Pillen und Instrumente.

Der Astrolog ging umher und stellte den Leuten das Horoskop.

Der Puppenspieler führte ergötzliche Komödien auf seinem kleinen Theater auf, wozu er einen höchst drolligen Dialog improvisirte, der allgemeinen Beifall erntete.

Die Tabuletkrämerin bot ihre Waaren feil, vertheilte die gedruckten „Propheten" in feiner Auswahl und überraschte die beschenkten Personen durch das Treffende in denselben.

So alle übrigen, zur Darstellung gehörigen Masken; jegliche hatte ihren Platz eingenommen und bemühte sich, auf die lustigste und witzigste Weise Käufer anzulocken und ihre Waaren zu verkaufen.

Landleute aller Art und beiderlei Geschlechts strömten herbei, und begannen zu kaufen; indem sie aber getäuscht wurden, entstanden heftige Wortwechsel, die geschlichtet werden mußten. Die Dorfmusikanten spielten; der Scheerenschleifer schliff. Jeglicher bot mit lauter Stimme seine Waaren feil.

Ein Schulmeister erschien, eine große Ruthe in der Hand, womit er die neugierige Jugend in die Schule zu treiben suchte.

Der Guckkastenmann sang Lieder ohne Ende, welche die grausamsten Räuber- und Mordgeschichten enthielten; und Leidende aller Art holten sich von dem Quacksalber Rath und Arzeneien, welche Sophie verabfolgen ließ; kurz, der Markt bot ein sehr lautes und bewegtes Leben und Treiben dar.

Die Gäste waren zugleich die Besucher und Käufer des Jahrmarkts, und man wird daraus auf die Mannichfaltigkeit der vorkommenden Situationen, so wie auf die reiche Gelegenheit zu witzigen Bemerkungen, lustigen Scherzen für jeden Einzelnen schließen können.

Mit jeder verrinnenden Stunde wurde das Getümmel auf dem Markt größer, die Unterhaltung lebendiger und geräuschvoller, so daß man Mühe hatte, sein eigenes Wort zu verstehen.

Selbst der König wurde zuletzt veranlaßt, sich aus seiner Loge nach dem Markt zu begeben und daselbst, wie alle Anderen, zu kaufen und sich die Scherze gefallen zu lassen.

Endlich trat einige Ruhe ein, und es bildete sich ein freier Raum. Die Zigeuner traten vor und führten ein sehr gracieuses Ballet aus, sich mit den Tamburins begleitend.

Dann kam die Zigeunermutter zu Sophieen und bat, ihr aus der Hand wahrsagen zu dürfen. Gern willigte die Königin ein.

Die Prinzessin nahm ihre Hand, und dieselbe eine kleine Weile aufmerksam betrachtend, sprach sie alsdann:

„Es zeigen sich vor meinem Blick
Der Linien viele, schön gestaltet,
Sie deuten, daß zu reichem Glück
Dein Geist hier auf der Erde waltet.“

Und auf eine und die andere Linie der Hand deutend, fuhr sie fort:

„In dieser Linie offenbart
Sich mir ein hohes Geistesstreben,
Dem sich der Künste Pflege paart,
Dem huldvoll sich Dein Sinn ergeben.“

„Und diese hier versichert mich,
Der Schönheit Wurzel tief entsprossen,
Daß allen Liebreiz über Dich
Der güt'ge Himmel ausgegossen!“ —

Und die Königin darauf bewundernd anschauend, sprach sie:

„Und wahrlich, ich hab' recht geseh'n!
Das Auge darf Dich nur erschauen,
Um voll Entzücken zu gesteh'n,
Es sah die Schönste aller Frauen!“

Dann aber, den Blick wieder auf die Hand neigend und diese betrachtend, fuhr sie in schmeichelnd-pikantem Tone fort:

„Doch ist mir meine Kunst recht kund,
Zeigt dieser Strich, der so zertheilet,
Daß Du viel Tausend' zwar verwund't,
Allein noch Keinen hast geheilet!“ —

Die Prinzessin endete mit dieser treffenden Bemerkung, und der König, so wie die übrigen Nahestehenden,

welche die Worte gehört hatten, klatschten der Zigeunerin reichen Beifall zu.

Sophie lächelte über dieses feine Compliment, dankte der Prinzessin für eine so gütige Deutung, und beschenkte sie alsdann mit Mancherlei aus ihren Vorräthen, indem sie ihr scherzend ein Fläschchen hinreichte und dabei bemerkte:

„Zwar, liebste Mutter, hat Euch der Himmel mit der schönen Gabe bedacht, den Menschen etwas Angenehmes zu sagen, und das muß Euch beliebt bei ihnen machen; damit Ihr aber diese Gabe zur Freude der Menschen noch recht, recht lange benutzen könnt, nehmt dies Fläschchen mit Lebenselixir, gebraucht's, und Ihr werdet ein hohes Alter erreichen.“ —

„Verzeiht, Madame“, entgegnete die Zigeunerin, das Fläschchen nehmend, „wenn ich Euch bitte, mir nun auch ein wenig von jener Tinctur zu schenken, welche die Kraft Eurer eigenen Liebenswürdigkeit enthält; so hoffe ich sicherer vor den Menschen zu bestehen.“ —

Lächelnd nahm Sophie ein anderes Fläschchen und reichte es der Prinzessin.

Die Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick von einem Taschenspieler in Anspruch genommen, der sich, nur klein von Person, herangeschlichen hatte, und in dem Moment, als die Zigeunerin das Fläschchen ergreifen wollte, unter dem Arm derselben das letztere auf sehr geschickte Weise entwendete.

Die Prinzessin und auch die Königin stießen fast zu

gleicher Zeit einen Laut der Ueberraschung aus; dies veranlaßte die Nahestehenden, den auf der Flucht begriffenen Taschenspieler zu verfolgen und zurück zu bringen.

Derselbe that sehr trotzig, und erwiederte auf die Frage der Königin, warum er das gethan:

„Seht, Madame, das ist mein Geschäft. Die Zigeunerin besitzt, wie Ihr selbst gesagt, schon die Gabe, sich bei den Leuten beliebt zu machen; ich aber habe nichts davon; Ihr werdet also ein geneigtes Einsehen haben“. — Die Königin und selbst der König bezeigten über diese Entschuldigung großes Wohlgefallen.

„Ich dächte, wir ließen dem jungen Taschenspieler den Raub, da er mit demselben eine so gute Absicht verbindet“, — sprach der König.

„Ihr müßt ein sehr gutes Herz haben, Herr, wenn Ihr auch nur ein Matrose seid; ich danke Euch, daß Ihr Euch in's Mittel legt“, sprach der Taschenspieler und fügte hinzu: „denn ich muß Euch nur gestehen, es will mir nicht recht gelingen, den Menschen zu gefallen“. —

„Das liegt an Eurem Handwerk“, bemerkte Sophie.

„Ihr irrt, Madame, ich glaube vielmehr, an meinen hohen Absätzen, die ich unter meinen Schuhen trage, — und die mancher Dame unerträglich sind“, entgegnete der Taschenspieler.

Diese Anmerkung erzeugte ein allgemeines Gelächter.

„So will ich Euch die Tinctur schenken; aber Ihr

müßt mir auch versprechen, dieselbe zu gebrauchen", sprach die Königin.

„Sogleich!" rief der Taschenspieler in wilder Laune, entsiegelte das Fläschchen und that zur großen Heiterkeit der Zuschauer einen Zug daraus.

„Wer mich nun nicht liebenswürdig findet, den soll der Teufel holen"! rief er darauf lachend und sprang davon.

Allgemeiner Beifall folgte ihm nach. — In dem nächsten Augenblick war er in dem Gedränge verschwunden.

Der König nahte sich Sophieen und bemerkte vertraulich und in der besten Stimmung:

„Ihr werdet da ein gutes Werk mit Eurer Tinctur stiften".

„Gebe es der Himmel"! sprach die Königin, und fügte hinzu: „Vergeßt jedoch nicht, der junge Mensch ist ein Taschenspieler."

„Und wie ich bemerken muß, in der ungebundensten Laune", fiel der König ein.

„Es muß ihn wieder Etwas gereizt haben", bemerkte Sophie.

„Ich habe den Prinzen noch niemals so gesehen", — sprach der König etwas bedenklich.

„Der Astrolog, der Astrolog"! rief man in diesem Moment; der König, dadurch aufmerksam gemacht, wendete sich um.

Würdevoll schritt der Sterndeuter auf Friedrich zu,

verneigte sich tief und bat, ihm das Horoskop stellen zu dürfen.

„Du wirst einem Matrosen nicht viel Erfreuliches zu sagen haben. Einen nassen Tod, Schiffbruch, — nicht wahr?“ scherzte der König.

„Vertrauet meiner Kunst“, sprach jener, und seinen Stab über den König schwingend, begann er:

„Zwar seh' ich Dich im schlichten Kleide,
Doch birgt es Deine Hoheit nicht;
Auch ohne Purpur und Geschmeide
Die Würde stets zum Auge spricht.

Ich seh' auf Deinem Haupte glänzen
Der Königskrone laut'res Gold,
Das Siegesruhm und Weisheit kränzen,
Dem laut die Welt Bewund'rung zollt.

Was Du gepflanzt mit weisen Händen
Wird Kraft und Weisheit weiter bau'n,
Und nimmer wird das Glück sich wenden
Von Preußens segensreichen Au'n.

Aus Friedrich's königlichem Stamme
Ein herrliches Geschlecht erblüh't,
Deſſ' Glanz, gleich einer Oriflamme,
Hellstrahlend an dem Himmel glüht.

Und stets wird Preußens Ruhm sich mehren,
Durch milde Fürsten hoch beglückt,
Die aller Zonen Völker ehren,
Die würdevoll Dein Erbe schmückt“! —

Kaum hatte der Astrolog die letzten Worte gesprochen, als zwei Landleute, ein Holländer und ein Pommer — Herr van Obdam und von Flemming, — welche dieselben gehört hatten, schnell das Haupt entblößten, und jubelnd ausriefen:

„Vivat Friedrich und Charlott'!
Wer's nicht recht meint, ist ein Hundsfott"!

Dieser Toast, wenn auch in etwas derber Manier, die jedoch durch den Charakter der Masken entschuldigt werden mußte, fand bei Allen sehr großen Beifall. Ein Jeder schwenkte den Hut und unter lautem Jubel und einer Orchester=Fanfare wurde der Toast wiederholt, vielleicht zum Mißbehagen des Grafen von Wittgenstein — des Astrologen, — weil der Eindruck seiner Lobesworte dadurch geschwächt schien.

Dies war jedoch nicht der Fall. Sie hatten dem Könige sehr wohl gefallen, und, nachdem der Jubel ein wenig verhallt war, wendete sich derselbe sehr leutselig zu dem Astrologen und sprach:

„Mögen die Sterne zu Preußens Heile Wahrheit gesprochen haben"!

„Vertrauet ihnen; sie täuschen nicht, und ich fühle mich glücklich, der Verkünder solcher Botschaft sein zu dürfen", entgegnete der Graf betheuernd und sich tief verneigend.

Da ertönte plötzlich neben der Bude der Königin ein Gesang. Einer der Matrosen — Obdam — sang ein Lied zum Preise des Theriaks und seiner Verkäuferin,

indem er versicherte, daß durch die Wunderkräfte, welche die Verkäuferin dem Theriak zu verleihen gewußt, jeder Leidende genesen müßte.

Sein Gesang endete folgendermaßen:

„Herbei, herbei, ihr lieben Leut',
Kommt schnell herzu gelaufen,
Was solche Doctorin Euch beut,
Kriegt nirgends ihr zu kaufen!

Laßt preisen ihren Ruhm uns laut,
Um ihre Huld uns werben,
Wer ihrem Theriak vertraut,
Wird nie des Todes sterben."

Noch waren die letzten Strophen nicht verhallt, als der Guckkastenmann sich hervordrängte und rief: „Laßt den Guckkastenmann auch 'was verdienen"!

Man machte ihm Platz, und er stellte seinen Kasten in der Nähe des Königs auf, und sich an diesen wendend, sprach er, die Mütze in der Hand und sich tief verneigend: „So es Euch beliebt, Herr, schaut hinein, und ich hoffe, Ihr werdet mit dem, was ich Euch zeige, zufrieden sein." —

Lächelnd nickte der König und nahm dann auf einem ihm dargereichten Sessel Platz. Der Guckkastenmann ließ an seinem Auge verschiedene Momente, aus dem Leben des Königs, kunstvoll dargestellt, vorübergehen, indem er zugleich die dazu nöthigen Erklärungen gab.

Friedrich war in der Figur des Kaiser Titus dargestellt und jegliches Bild ein Panegyrikus auf des Königs milde und ruhmvolle Regierung.

Während hier Wartensleben — denn derselbe war der Guckkastenmann — den König mit Schmeicheleien überhäufte, sah man den lustigen Taschenspieler, die geraubte Tinctur in der Hand, einen Kreis von Landmädchen umschleichen, die sich an Hülsen's Puppenkomödie erlustigten.

Er spielte ihnen das Stück vor: „Chloe und Damon, oder die spröde Geliebte“, worin sich Damon durch die rührendsten Bitten bemüht, Chloe für sich zu gewinnen, diese ihn aber zu Gunsten eines Anderen verschmäht. Das ganze Stück war durchaus komisch gehalten und lediglich auf die Lachlust der Zuschauer berechnet, wenn sich auch zuletzt der unglückliche Liebhaber das Leben nahm und in's Meer stürzte. Der Taschenspieler benutzte die Aufmerksamkeit der Zuschauerinnen, um aus den Körbchen, die sie trugen, verschiedene Kleinigkeiten zu entwenden, oder ihnen auch wohl eine Schleife abzuhäkeln, ohne daß sie es bemerkten.

Unter denselben befand sich auch die Markgräfin von Anspach. Sie trug, wie alle Anderen, ein Körbchen, in welchem ein Blumenstrauß lag.

Schon oft hatte der Taschenspieler versucht, ihr denselben zu entwenden, ohne seinen Zweck zu erreichen,

denn jedesmal schien ihm die Hand zu zittern und er nicht das rechte Geschick zu haben; vielleicht empfand er eine gewisse Scheu, oder etwas Anderes trat ihm hemmend entgegen.

Endlich gelang es ihm dennoch, und, hastige Blicke um sich werfend, verbarg er den Strauß rasch in seinem Busen.

In diesem Moment endigte das Stück; Damon stürzte sich zu lautem Jubel der Zuschauer in's Meer und Chloe in die Arme ihres Geliebten.

„Sie kriegen sich, sie kriegen sich!“ schrie der Taschenspieler wie toll und stampfte mit den Füßen. Er war hinter der Märkgräfin stehen geblieben und hatte das Ende der Komödie mit angesehen.

Erschreckt fuhr die Prinzessin auf und schaute sich um. „Mein Gott, wie erschrecken Sie mich“! sprach sie unwillig, den Taschenspieler finster anblickend.

„Wahrhaftig, theuerstes Mädchen“? fragte der Escamoteur mit gut gespielter Ueberraschung, und fügte mit Ironie hinzu: „Ich freute mich ja nur mit Dir, daß sie sich kriegten.“ —

„Dazu braucht man nicht so laut zu schreien“, meinte die Markgräfin.

„Ich dachte Dir damit gerade eine Freude zu machen“, — bemerkte der Taschenspieler.

„Mir“? — fragte die Markgräfin.

„Ja, und heute recht liebenswürdig zu sein“, — entgegnete er.

„Sie, und woher glauben Sie das"?

„Weil ich eben eine Portion Liebenswürdigkeit — Tinctur getrunken habe. Siehst Du, hier"! entgegnete der Taschenspieler, das Fläschchen zeigend, und fuhr alsdann fort: „Sieh' mich doch 'mal recht an, Mädchen; findest Du mich heute nicht überaus liebenswürdig"?

Die Markgräfin und ihre Begleiterinnen lachten und sahen sich bedeutungsvoll an.

„Du lachst? — So ist die Tinctur wirklich gut, und ich muß der Frau Doctorin für dies Geschenk danken", entgegnete der Taschenspieler und fuhr dann in scheinbarer Betrübniß fort: „Aber ich will doch nicht eher daran glauben, bis Du mir sagst, daß ich Dir gefalle." —

„Da können Sie lange warten"! entgegnete die Markgräfin lachend.

„Siehst Du, so hat mich die Doctorin doch betrogen, und ich erlebe es noch, Du heirathest einen Anderen, liebste Chloe", sprach der Taschenspieler in äußerst bizarrer Weise und lachte hellauf.

„Das könnte sein, lieber Damon", erwiederte die Markgräfin, ihre Begleiterin anschauend, „und dann stürzest Du Dich gewiß auch in's Meer" — setzte sie ironisch hinzu.

„Nein", versicherte der Prinz, indem er sich auf die Brust schlug, daß diese dröhnte.

„Was wirst Du denn aus Schmerz thun, lieber Damon"? fragte die Markgräfin.

„Eine Andere heirathen“! schrie der Taschenspieler, lachte hell auf und sprang davon. Er ward seit diesem Augenblick nicht mehr auf dem Ball gesehen.

Erstaunt sahen die Damen ihm nach, und eine derselben bemerkte: „Dem Prinzen scheint Etwas widerfahren zu sein. Er geberdet sich ja wie rasend.“ —

„Die Komödie wird seine Nerven wahrscheinlich so angegriffen haben“, entgegnete die Markgräfin lächelnd.

In heiterem Geplauder begaben sich die Damen darauf fort.

Der Taschenspieler war wirklich der Kronprinz, und sein, Allen auffälliges und so ungewöhnliches, Benehmen findet die natürliche Erklärung in der Stimmung, in welcher er heute das Fest mitmachte. Seine Lustigkeit, sein Humor waren lediglich Folge des großen Schmerzes, den er empfand.

Eine Zeit lang, nachdem er sich aus dem Saal entfernt hatte, irrte er noch durch den Garten, dann ließ er sich in raschem Galopp nach Berlin zurückfahren. Er war zu dem Fest mit dem bestimmten Vorsatz gekommen, sich auf jede Weise eine Genugthuung von der Markgräfin zu verschaffen, und wir haben gesehen, welcher Art diese war.

Seit dieser Zeit sprach er nie wieder mit ihr.

Der Tanz begann, und allmälig mischten sich die Verkäufer, ihre Buden und Rollen verlassend, in die Gesellschaft.

Es wechselten kleine Ballets mit allgemeinen Tän-

zen ab, und Lust und Fröhlichkeit herrschten in allen Räumen.

Auch Hülsen hatte sich von seiner Dame getrennt und in das Gewühl der Masken begeben, bemüht, seine Freunde zu entdecken und in ihrer Nähe den Abend zu verleben.

Viele Damen hatten zum Tanz die Masken gewechselt und erschienen jetzt in anderen, kleidsameren Trachten, so daß man versucht war, zu glauben, man sei in eine ganz andere Gesellschaft versetzt worden.

So eben hatte Hülsen, ein kühleres Gemach aufsuchend, ein mit Blumen reizend decorirtes Cabinet betreten, und athmete durch das geöffnete Fenster die frische Nachtluft ein, die aus dem Park hereindrang; liebliche Bilder zogen an seiner Seele vorüber, in denen Anna den Mittelpunkt bildete. Eine reizende Zukunft lag vor ihm ausgebreitet, reich, so überaus reich mit Allem geschmückt, was sich das liebende Herz nur wünschen konnte.

Ihn überwältigte der Gedanke seines Glücks. Wie rasch war ihm der Wunsch, angestellt zu werden, erfüllt worden! Wie glücklich durfte er sich schätzen, Zutritt zu den Festen der so überaus gnädigen Königin zu haben! Wie werth und theuer war ihm die so bald erlangte Freundschaft Schwerin's und Bülow's! Und nun, um sein Glück vollständig zu machen, ließ ihn ein gütiges Geschick eine Jungfrau finden, deren große Vorzüge ihm die herrlichste Zukunft verhießen, — die Tochter eines

Biedermannes, den sein Vater einst Freund nannte, und der ihm mit Liebe und Wohlwollen entgegen kam. —

Ein leises Geräusch von Tritten unterbrach seine so angenehmen Betrachtungen; er wendete sich um und erblickte eine weibliche Maske in der Tracht einer Sternenkönigin, deren blendender Busen und Arme sehr entblößt waren, und deren Kostüm von Brillanten funkelte. Eine schwarze Halbmaske verhüllte ihr Gesicht. Ein schwarzer, mit Silberstreifen gestickter Schleier wallte von dem Hinterhaupt herab und hob das frische Incarnat ihres Busens und Nackens noch mehr hervor.

Goldspangen mit Brillanten zierten die Oberarme. Sie trug ein Silberstäbchen, an dessen Ende sich ein strahlender Stern befand, und der überdies mit Hieroglyphen bemalt war.

Die Maske war in seiner Nähe stehen geblieben und schien sein Umwenden abgewartet zu haben.

„Den Puppenspieler müssen sehr angenehme Gedanken bewegen", sprach sie mit offenbar verstellter Stimme.

„Woher glaubst Du das, Sternenkönigin"? fragte Hülsen, etwas überrascht.

„Ich lese das in Deinem glücklichen Gesicht", entgegnete die Maske.

„Du kannst nicht Unrecht haben", sprach Hülsen und fügte hinzu: „Aber wenn Du die Kunst besitzest, in das Herz der Menschen zu schauen, so mußt Du auch wissen,

ob Das, was in mir so angenehme Gefühle erregt, dereinst auch in Erfüllung gehen wird."

Die Maske schien eine plötzliche, heftige Bewegung zu unterdrücken, welche durch Hülsen's Bemerkung in ihr erzeugt worden war.

Ihr Auge blitzte hell und fast zornig auf, gewann aber sogleich wieder den früheren Ausdruck. Sie schaute Hülsen einige Augenblicke fest an, dann sprach sie: „Das wirst Du früher erfahren, ehe Du es erwartest."

„Mit dieser Ausrede entkommst Du mir nicht", scherzte Hülsen; „darum rede, denn ich hoffe, Deine Kunst ist wirklich echt."

Der wogende Busen der Maske verrieth eine neue Bewegung; sie zögerte mit einer Antwort, dann aber rang sie die Worte hervor: „So wisse, Nichts wird in Erfüllung gehen"!

Hülsen fühlte sich betroffen. Er betrachtete die Maske genau, ohne doch irgend Etwas in ihrer Erscheinung zu entdecken, was ihn die Person hätte errathen lassen.

„Du betrübst mich mit dieser Prophezeihung; aber wenn mir so viel Uebles bevorsteht, so sprich, durch welche meiner Handlungen ich dasselbe verdient habe", — sprach Hülsen, die Maske unverwandt anblickend.

„Frage Dein Herz und, wenn Du ein Gewissen hast, auch dieses, so erhältst Du Antwort", — entgegnete die Maske mit Erregung.

„Beide machen mir keine Vorwürfe“.

„Das macht, weil Du ein Puppenspieler bist“, — preßte die Maske hervor.

„Königin“! drohte Hülsen.

„Untreue verdient Strafe“! sprach die Maske heftig.

„Wem hätte ich die Treue gebrochen“?

„Jemandem, der Dich verderben kann“! entgegnete die Maske mit gesteigerter Heftigkeit.

„Du erkühnst Dich, mir Vieles aufzubürden; Du hast aber Unrecht, und ich sehe, Deine Sterne täuschten Dich“, — sprach Hülsen, dauernd bemüht, die so sonderbare Maske zu erkennen.

„Wer mir solche Dinge zu sagen wagt, muß mir auch sein Antlitz zeigen. Du scheinst meine Feindin zu sein, aber Aug' in Auge“, — fügte er hinzu und trat der Maske näher.

Diese wich einen Schritt zurück, und mit dem Stäbchen durch das Fenster deutend, sprach sie:

„Du wirst erfahren, daß die Sterne nicht täuschen. Schau' sie an, so hell sie dort oben strahlen, so gewiß erfüllen sich meine Worte“. —

Hülsen hatte sich unwillkürlich dem Fenster zugewendet und einen Augenblick hinaus gesehen; als er sich wieder nach der Maske kehrte, bemerkte er, daß dieselbe verschwunden war.

Er fragte sich, was diese, wie es schien, absichtliche Begegnung bedeuten sollte. Daß es nicht auf einen einfachen Scherz dabei abgesehen war, konnte ihm nicht

entgehen; das Benehmen, das rege Interesse der Dame hatten ihm das nur zu deutlich verrathen. Wer aber konnte diese sein, und welche Gründe hatten sie zu dem Allen veranlaßt. —

Ihm fiel seine Dame und deren Eifersucht ein, und je länger er nachdachte, um so wahrscheinlicher dünkte es ihm, sie wäre die Maske gewesen; darum aber glaubte er auch ihren Worten eine größere Bedeutung beilegen zu müssen, und konnte sich einer gewissen Unruhe nicht erwehren.

Entschlossen, die Maske aufzusuchen und sich eine weitere Erklärung zu erbitten, war er eben im Begriff, sich zu entfernen, als zwei Zigeunerinnen eintraten.

Leicht grüßend wollte er an ihnen vorübergehen.

„Hältst Du so wenig von unserer Kunst, daß Du uns nicht einmal ein Geschenk verdienen lassen willst"? fragte Eine derselben scherzend, und bei Hülsen verweilend.

„Vergebt, ich habe Eile"! entschuldigte sich Hülsen, indem er zögerte.

„Erwartet Dich Jemand"? fragte die Zigeunerin.

„Nein. Ich suche die Sternenkönigin".

„Die Sternenkönigin?!" fragte die Erstere mit Betonung. „Nicht wahr, sie stellt Dir nach?"

„Das nicht; sie hat mir Worte gesagt, über die ich Aufklärung verlange". —

„Traue ihr nicht; sie ist falsch", — bemerkte die Zigeunerin bedeutsam.

„Du kannst Recht haben. Ich will mich hüten“, — entgegnete Hülsen.

„Thue das. Doch jetzt reiche mir Deine Hand; ich will darin lesen; vielleicht kann ich Dich beruhigen“, sprach die Zigeunerin und ergriff die ihr dargebotene Hand.

„Bei Gott, Du scheinst sehr viele Untugenden zu haben“! sprach sie nach einigen Augenblicken.

„Das ist möglich“, scherzte Hülsen. „So nenne mir dieselben.“

„Du bist undankbar“, — fuhr die Zigeunerin heiter fort.

„Ich betheure Dir, das ist mein Fehler nicht“!

„Und dennoch ist es so“, widersprach die Erstere und erläuterte: „Du hast einer Dame zu danken vergessen, die Dir einst einen wichtigen Dienst leistete.“

„Daß ich nicht wüßte“! entgegnete Hülsen, von dieser Beschuldigung betroffen.

„Du weißt nicht, daß dies jemals geschehen?“

„Ich schwöre es Dir. Denn vergebens strenge ich mein Gedächtniß an; mir ist nicht bekannt, daß mir eine Dame je einen wichtigen Dienst geleistet“! — betheuerte Hülsen.

Die Zigeunerinnen sahen sich verständigend an.

„Ich will Dir glauben; denn Du sprichst aufrichtig, und so kann ich Dich auch mit der Versicherung beruhigen, daß Dir die Dame vergeben hat“, sprach die Zigeunerin gütig.

„Aber“, fuhr sie, in Hülsen's Hand schauend, mit drolligem Ernst fort, „hier lese ich, daß Du einst ein Verbrechen begangen hast“. —

„Das gewiß eben so unschuldig sein wird, als meine Undankbarkeit“, entgegnete Hülsen lachend.

„Nein, nein“! entgegnete die Zigeunerin, und fuhr behauptend fort: „Du hast einen Raub begangen“. —

„Sage mir, an wem, und ich will sogleich die gerechte Strafe erleiden“, sprach Hülsen, das Haupt neigend.

„Wiederum an einer Dame, und das unter sehr erschwerenden Umständen.“

„Und wie waren dieselben“?

„Du wolltest die Dame gegen einen räuberischen Anfall schützen, und raubtest ihr dabei sehr geschickt einen Handschuh,“ — redete die Zigeunerin lächelnd.

„Das also ist mein Verbrechen“?! fragte Hülsen lachend, zugleich durch diese Anklage überrascht, die ihn an jenen, jetzt schon so fern liegenden, bei seinem Einzuge in Berlin stattgehabten Vorfall erinnerte, von welchem doch nur seine Unbekannte Kenntniß haben konnte.

„Deine Kunst“, fuhr er scherzend fort, „ist trüglich; denn sonst müßtest Du wissen, daß nicht mein Wille, sondern der Zufall den Raub verschuldet hat“.

„Deine Entschuldigung ist zweifelhaft“, scherzte die Zigeunerin; „warum beeiltest Du Dich nicht, der Dame ihr Eigenthum zurück zu geben“? —

„Wiederum verräthst Du die Trüglichkeit Deiner Kunst“, entgegnete Hülsen; „Dein Vorwurf trifft mich nicht; denn das ist in der That geschehen.“ —

Die Zigeunerinnen sahen sich überrascht an.

„So Du die Wahrheit sprichst, bist Du getäuscht worden. Die wirkliche Eigenthümerin des Handschuhes hat denselben nicht zurück erhalten“, — bemerkte die Zigeunerin.

„Vielleicht hast Du Recht; denn ich habe mir denselben von der Dame erbeten, da ich eine gute Vorbedeutung für mein Glück daran knüpfte“.

„Um doppelt getäuscht zu werden“ —

„Wie das? Jener Dame wäre der Handschuh ursprünglich nicht zugehörig“?

„Nein“.

„So nenne mir die wirkliche Eigenthümerin, damit ich meinen Fehler schnell wieder gut machen kann“, bat Hülsen.

Die Zigeunerin schaute ihre Gefährtin lächelnd an; sie schien einen Augenblick über die zu gebende Antwort unschlüssig zu sein; dann erwiederte sie scherzend: „Du kennst sie, und sie will Dir wohl; darum vergiebt sie Dir, und da Dir der Handschuh wegen der guten Vorbedeutung von Werth ist, schenkt sie Dir denselben; — aber sie warnt Dich, Diejenige zu fliehen, die Dich betrogen hat“!

„So bist Du die gütige Dame selbst“! rief Hülsen

erfreut und überrascht, indem er näher trat und sein Auge forschend auf der Maske ruhte.

„Glaube, was Du willst“, entgegnete dieselbe lächelnd, neigte das Haupt anmuthig und entfernte sich darauf mit ihrer Begleiterin; denn es wurde in diesem Augenblick das Beginnen des Feuerwerks gemeldet. Betroffen schaute ihnen Hülsen nach. Wer konnte die Dame sein, und auf welche Weise war sie mit seinen Verhältnissen bekannt geworden! —

Die letzten Worte, der Ton, in welcher dieselben gesprochen wurden, die Anmuth, welche trotz der Verhüllung die Erscheinung der Dame umgab, hatten in ihm die beglückendste Vermuthung erregt. Sein strahlendes Auge verrieth, wie tief er davon bewegt worden war. Er glaubte jedoch einer angenehmen Täuschung zu unterliegen; denn er kannte nur eine Dame in Lützenburg, an der er diese Vorzüge bewunderte, und von dieser durch so viele Gunst beglückt zu sein, dünkte ihm fast ein zu kühner Glaube.

Ein leises Geräusch störte ihn in seinen Betrachtungen. Er wendete sich eiligst um, und sah zu seiner Ueberraschung die Sternenkönigin hinter einer Gewächsgruppe schnell hervortreten.

Flüchtig traf ihn ihr zornglühendes Auge; dann entfernte sie sich eilig, und ehe Hülsen, befangen von den sich so rasch auf einander folgenden Eindrücken, ihr zu folgen vermochte, hatte sie das angrenzende Gemach bereits erreicht, und als er ihr dahin nacheilte, fand er

statt ihrer zwei weibliche Domino's, die anscheinend unbefangen aus dem Zimmer gingen.

Es konnte für ihn kein Zweifel sein, daß die, wie es schien, ihm feindlich gesinnte Sternenkönigin seine Unterredung mit der Zigeunerin belauscht hatte; das war ihm jetzt, nachdem er die letztere erkannt zu haben glaubte, doppelt unangenehm.

Er fürchtete, die Prophezeihung der Sternenkönigin könnte sich erfüllen. —

Die Gäste strömten bei der Meldung des Feuerwerks in den Garten, und auch Hülsen folgte.

Es war eine überaus schöne Nacht, und die Frische und Kühle derselben that ihm in seinem erregten Zustande sehr wohl.

Kanonendonner verkündete bereits den Beginn des Feuerwerks, das auf der, dem Schloß gegenüber liegenden Spree-Wiese abgebrannt wurde.

Dem Kanonendonner folgten eine Menge Raketen, Luft-, Stern-, Wasser- und Feuerkugeln, welche mit ihrem Glanz die Luft erhellten.

Ein Triumphbogen, der in weißem Feuer brannte, enthielt eine, den Tag und die Person des Königs bezeichnende, schmeichelhafte Inschrift. Ihm zur Seite standen Pyramiden, in blauem Feuer brennend, mit dem königlichen Wappen, Lorbeerzweigen und sinnreichen Worten geziert, und vervollständigten das Bild. Zuletzt kam ein Schiff angefahren, dessen lange Wimpel lustig flatterten. Als dasselbe den Gesichtskreis der Zu-

schauer erreicht hatte, ward es durch eine vom Lande abgesendete Rakete entzündet, und in dem rings auf demselben verbreiteten Licht erblickte man den Kriegsgott Mars, der das Steuerruder führte. Vor dem Schiff flog die Göttin des Sieges mit brennender Fackel. Um das Schiff schwammen Schwäne und Tritonen, welche das Feuer auszublasen sich bemühten. Die Segel ließen die Inschrift lesen:

„Uns führt Gerechtigkeit und Kraft und Milde,
Wir landen an des Ruhmes und des Sieg's Gefilde."

Die Feuerwerkskunst —, durch den König sehr begünstigt, da er dergleichen Belustigungen liebte, weshalb sie auch bei keiner Festlichkeit fehlen durften, — war damals zu einer großen Vollkommenheit ausgebildet, und Sophie versäumte daher auch nicht, der Neigung des Königs durch ganz ausgezeichnete Arrangements zu huldigen.

Mit der größten Accuratesse wurden dieselben ausgeführt, und jedes einzelne Stück des Feuerwerks gelang vortrefflich, so daß der König, der von einer am Ufer hergerichteten Tribüne zuschaute, ihr wiederholt seinen Beifall über dasselbe aussprach, und gestand, die Künstler hätten sich selbst übertroffen. Von dem ganzen Fest sehr befriedigt, fuhr er später nach Berlin zurück.

Hülsen, obwohl mit seinen Gedanken beschäftigt, wurde dennoch von dem Reiz des Schauspiels an=

gezogen, und sein Genuß wurde noch durch die Vereinigung mit Schwerin erhöht, den er endlich aufgefunden hatte.

In dem Schatten einer Baumgruppe stehend und isolirt von den übrigen Zuschauern, theilten sie sich das bisher Erlebte mit, und Hülsen, von der Erinnerung an das Gespräch mit der Zigeunerin beglückt, bemerkte voll freudiger Empfindung: „Wie glücklich sind wir doch, Theilnehmer dieser Feste sein zu dürfen"!

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als eine weibliche Stimme hohnvoll hinter ihm sprach: „Du zum letzten Mal"!

Erschreckt wendete sich Hülsen rasch nach der Sprecherin; sein von dem Feuerwerk geblendetes Auge entdeckte jedoch Niemanden; nur dichte Finsterniß starrte ihn an. —

Fünftes Capitel.

Die sonderbare Enthüllung.

„Ich habe Ihnen auf Befehl Seiner Majestät etwas, wie ich fürchte, nicht eben Angenehmes mitzutheilen“,— sprach General Dohna zu Hülsen, bei welchem er in Folge einer Einladung so eben eingetreten war.

„Sie überraschen mich, Herr General; ich wüßte in der That nicht, wodurch ich mir das Mißfallen Seiner Majestät zugezogen haben sollte“, entgegnete Hülsen, von dem Eingang dieser Unterredung nicht wenig überrascht.

„Das glaube ich Ihnen, und ich selbst habe dem Könige mein Befremden über Ihre Versetzung zur Kriegsarmee nicht verbergen können“, bemerkte Dohna.

„Zur Kriegsarmee“?! fragte Hülsen erstaunt, und unwillkürlich gedachte er der Warnerin bei dem Lützenburger Fest. Sie hatte also doch die Wahrheit gesprochen.

„Sie sollen zu dem Wartensleben’schen Regiment, und zwar in wenigen Tagen von hier abgehen“,— ent-

gegnete Dohna, Hülsen mit großer Theilnahme betrachtend. „Die Sache scheint Eile zu haben", fügte er mit einem bedeutsamen Lächeln hinzu, als er Hülsen's nachdenkliches Antlitz gewahrte.

„In der That, mein General, so scheint's"! entgegnete dieser, ohne seine Bitterkeit über das Vernommene zu verhehlen. „Aber", setzte er hinzu, „darf ich die Gründe zu dieser so unfreiwilligen Versetzung nach dem Kriegsschauplatz nicht vielleicht erfahren? Ich scheue die Kriegsgefahren nicht; aber ich habe meines Wissens niemals den Wunsch ausgesprochen, meine jetzige Stellung mit irgend einer anderen zu vertauschen."

„Ich weiß das, bester Hülsen; Sie werden aber einsehen, unter den obwaltenden Umständen dem Befehl des Königs folgen zu müssen", bemerkte Dohna.

„Das unterliegt keiner Frage, obwohl ich aufrichtig gestehe, ich würde zu jeder anderen Zeit diesen Befehl mit mehr Vergnügen empfangen haben", erwiederte Hülsen, der es schmerzlich empfand, durch diese Versetzung von Anna getrennt zu werden, deren näherer Umgang für ihn zu den angenehmsten Hoffnungen gehörte.

„Sie mögen Ihre Gründe dazu haben, und ich bedauere daher recht herzlich, Sie aus der Compagnie zu verlieren", entgegnete Dohna und fügte begütigend hinzu: „Sie müssen jedoch diese Angelegenheit so nehmen, wie sie liegt, und bedenken, daß man Ihnen vielleicht Gelegenheit zum raschen Avancement verschaffen will."

„Das wäre allerdings ein Grund, mich zu beru-

higen, obwohl ich aufrichtig gestehe, keinen rechten Glauben daran zu haben", meinte Hülsen offen.

„Ich kann Ihnen das nicht verdenken und theile Ihre Ansicht. Auch mir scheint, als wäre man dabei nicht eben auf Ihren Vortheil bedacht gewesen", sprach Dohna lächelnd. „Der König, kann ich Ihnen sagen, hat sich stets sehr lobend über Sie ausgesprochen; ihn dürfen Sie also nicht als die eigentliche Ursache Ihrer Versetzung betrachten; es müssen dabei andere Personen im Spiel sein; — Sie haben wahrscheinlich heimliche Feinde"? —

„Das wäre nicht ganz unmöglich, obgleich ich nur Einen wüßte, dem ich die Absicht, mir zu schaden, zuschreiben könnte, entgegnete Hülsen und erzählte, was ihm mit Dupont passirt war.

„Der ist viel zu unbedeutend, um Ihnen in dieser Art schaden zu können; es müssen Personen von Distinction dabei betheiligt sein", gab Dohna zu bedenken.

„Ich gestehe ganz offen, mein General", sprach Hülsen nach einigem Nachdenken, „daß ich Niemand wüßte, dem ich irgend wie durch Wort oder That nahe getreten wäre". —

„Glaube es Ihnen gern; aber ich dächte, Sie hätten bereits die Erfahrung gemacht, wie rasch man hier emporkommen und eben so rasch aus seiner Stelle wieder verdrängt werden kann. Suchen Sie den Feind unter Ihren Freunden, vielleicht lösen Sie dann das Ihnen so wichtige Räthsel leichter", bemerkte Dohna, der, wie

es schien, seine bestimmte Ansicht von der Angelegenheit hatte, dieselbe aber zurückhielt.

„Sie machen mich besorgt, Herr Graf; meine Freunde sind treu, wie Gold“, betheuerte Hülsen.

Statt einer Antwort lächelte Dohna eigenthümlich und sprach: „Ueberlegen Sie sich die Sache; vielleicht gewinnen Sie zuletzt doch noch ein sicheres Urtheil darüber. Ich denke, Sie werden in Ihrer neuen Bestimmung nicht lange verbleiben und ich die Freude haben, Sie bald wieder in Berlin zu sehen.“

Er reichte Hülsen die Hand.

„Wir sprechen uns noch vor Ihrer Abreise, und ich gebe Ihnen schon jetzt die Versicherung, für Ihre baldige Rückkehr alle mögliche Sorge zu tragen“, fügte er hinzu.

Hülsen dankte seinem biederen General und empfahl sich. In der eigenthümlichsten Stimmung kehrte er nach Hause zurück. Gedanken aller Art bewegten ihn. Daß es auf eine Kränkung in diesem Fall abgesehen war, konnte für ihn gar nicht mehr zweifelhaft sein; wen er aber so schwer beleidigt haben sollte, daß sich derselbe jetzt und zwar auf diese Weise an ihm zu rächen suchte, blieb ihm durchaus verborgen. Er eilte zu Schwerin, er suchte Bülow auf, er sprach mit allen Bekannten, von denen er irgend Aufschluß zu erhalten hoffte, allein vergeblich; Niemand vermochte ihm auch nur einen Fingerzeig darüber zu geben.

Ganz entmuthigt von der Ueberzeugung, aus Berlin

scheiden zu müssen, ohne seinen Feind kennen lernen und sich rechtfertigen zu können, noch mehr aber durch die Gewißheit niedergeschlagen, Anna nicht wieder zu sehen und damit die Gelegenheit einzubüßen, durch ein näheres Beisammensein ihr Herz zu erforschen, um ihrer Liebe gewiß zu werden, saß er bei seinem treuesten Freunde, Schwerin. Dieser, Hülsen's üble Stimmung erkennend, trat, nachdem sie sich eine längere Zeit über die obschwebende Angelegenheit unterhalten hatten, an das Clavier und spielte in dem liebevollen Vorsatz, seines Freundes Unmuth zu verscheuchen, ein Lieblingsstück desselben.

Plötzlich hielt er inne.

„Wir haben bis jetzt nur an Deine Feinde gedacht", sprach er, rasch aufstehend, „ich glaube, daß Dohna's Bemerkung alle Beachtung verdient und es die Umstände erfordern, auch einmal an Deine Freundin zu denken."

„Mir ist sie beiläufig eingefallen; aber ich habe durchaus nicht die geringste Veranlassung, anzunehmen, meine plötzliche Entfernung könnte ihr wünschenswerth sein", entgegnete Hülsen.

„Du freilich mit Deinem biederen, offenen Sinn nicht; aber vielleicht hat sie zu einem solchen Wunsche Gründe. Das Geheimniß, in welches sie sich bis jetzt zu verhüllen bemüht gewesen, hat mir immer nicht recht gefallen. Es steckt Etwas dahinter, verlaß Dich darauf."

„Schade, daß wir neulich auf eine so unbequeme Weise unterbrochen wurden; sonst könnte ich Dir viel-

leicht heute genauen Bescheid geben", entgegnete Hülsen und fuhr, nachdem er ein wenig nachgesonnen hatte, fort: „doch wenn ich mir die letzte Unterredung mit der Dame genau überlege, so scheint Deine Vermuthung allerdings nicht unbegründet zu sein. Sie ist jedenfalls eifersüchtig."

„Nun, ist dem so, so zweifle auch nicht länger, daß sie mehr oder weniger die Schuld an Deiner Versetzung trägt. Du weißt, die Eifersucht verleitet das Weib zu den unerhörtesten Dingen, auch wenn es selbst darunter leiden sollte", bemerkte Schwerin mit Wärme, und fuhr dann fort: „Sie hat Deine Aufmerksamkeit für Anna vielleicht bemerkt, Du bist ihr wahrscheinlich kälter erschienen, als sonst, das sind schon genügende Gründe, eine stolze Frau zur Rache anzuspornen, und dem bevorzugten Gegenstand die beglückende Nähe des Verehrers zu entziehen, in dem sie vielleicht schon ganz sicher den Bräutigam erkennt."

„Wäre das der Fall, so sei überzeugt, daß ich gern und mit frohem Herzen Anna dieses Opfer brächte", sprach Hülsen mit tiefem Gefühl, in welchem sich seine Liebe unverholen zu erkennen gab.

„Benutze die erste Gelegenheit, Dich von der Wahrheit meiner Vermuthung zu überzeugen", schlug Schwerin vor. „Sprich offen mit ihr, aber vorsichtig."

„Ich will es, obwohl ich bezweifle, noch vor meiner Abreise eine Einladung zu erhalten", entgegnete Hülsen.

„So suche sie auf. Deine Abreise entschuldigt das Verlangen, sie zu sprechen und ihr Lebewohl zu sagen, was Du doch thun müßtest.“

„Ich werde noch heute die Frau in dem Häuschen zu sprechen suchen, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen“, sprach Hülsen, der sich schnell entschlossen hatte.

Es stand überdies bei ihm fest, vor seiner Abreise die Dame aufzusuchen und ihr Lebewohl zu sagen; zugleich war es sein Wunsch, das bisher unerfüllt gebliebene Versprechen endlich erfüllt zu sehen und sie kennen zu lernen.

Als es dunkelte, begab er sich nach dem Wildpark und dem Häuschen.

Das unscheinbare Gebäude, das in seinem Innern so viele ausgesuchte Pracht verbarg, lag so friedlich und harmlos, ringsum von Gebüsch umgeben, da, daß es Niemanden mit der Ahnung erfüllte, welchem Zweck es eigentlich diente.

Er betrat dasselbe heute zum letzten Mal, was, wie wir wissen, auch geschehen wäre, wenn ihn die Verhältnisse nicht gezwungen hätten, Berlin zu verlassen.

Der Zufall begünstigte ihn; die Frau war anwesend, und er erhielt auf seine Nachfrage die beruhigende Antwort, die Dame sei in jedem Augenblicke zu erwarten.

Er entschloß sich daher, zu bleiben, und wurde von der Dienerin in das Vorgemach geführt.

Er konnte von da aus einen Theil des Platzes vor dem Eingange überschauen, und war gespannt, ob ihm der Zufall dieses Mal günstig sein würde, um das Antlitz der, seine Anwesenheit nicht ahnenden Dame schauen zu können. Das Abendlicht war noch hinreichend, die Züge eines Menschen zu erkennen.

Er sollte nicht lange warten; denn nach kurzer Zeit gewahrte er eine Sänfte, die herbeigetragen und in der Nähe des Hauses niedergelassen wurde.

Hülsen's Auge hing mit Spannung an der Thür der Sänfte, die sich bald öffnete. Wirklich erblickte er die Dame, die, ohne sich weiter um die Träger zu kümmern, sofort ausstieg und sich nach dem Hause begab.

Getäuschte Hoffnung! — Ein dichter Schleier verhüllte ihr Gesicht und machte ein Erkennen unmöglich. Ohne von der Dienerin empfangen zu werden, trat sie ein und war im nächsten Augenblick in den Räumen des Häuschens verschwunden.

Hülsen verharrte in dem Gemach, ohne ihr entgegen zu gehen, weil er das unter den obwaltenden Umständen für das Beste erachtete; überdies durfte er erwarten, daß die Dienerin kommen und ihn wie sonst zu der Dame führen würde. Er irrte in dieser Voraussetzung; weder die Dame noch die Dienerin erschien, und selbst ein längeres Harren führte das gehoffte Resultat nicht herbei.

Das fiel ihm auf. Er hatte bis jetzt niemals so lange warten dürfen, und es befremdete ihn, daß das

gerade heute und bei einer Gelegenheit geschah, wo ihn nicht Zuneigung, sondern lediglich Mißtrauen zu der Dame führte. Die Verzögerung seines Empfangs steigerte dasselbe noch mehr, da er sich keinen genügenden Grund dafür anzugeben wußte, und, wenn ein solcher wirklich vorhanden war, die Dame ihn damit schnell hätte bekannt machen können. Schon war er im Begriff, durch Klopfen an die Tapetenthür Einlaß zu begehren, als dieselbe von Innen, wie er vernahm, geöffnet wurde und die Dame erschien.

Kaum hatte sie einen Schritt in das Zimmer gethan und Hülsen erblickt, als sie laut aufschrie und sogleich zurücktreten wollte.

„Ich habe Sie erschreckt?! So war Ihnen meine Anwesenheit nicht bekannt“? fragte Hülsen, der sich ihr rasch nahte und sie dadurch am Zurückgehen hinderte.

„Sie sind hier“?! fragte die Dame im höchsten Erstaunen.

„So habe ich Sie also überrascht, und kann daher nur wünschen, es möchte Ihnen nicht unangenehm sein“, bemerkte Hülsen, ihr in das Cabinet folgend, in das sie sich zurückzog. Die Dame betrachtete ihn schweigend mehrere Augenblicke lang, prüfte namentlich den Ausdruck seiner Züge und seines Auges, und schien von der ungezwungenen Offenheit seines Wesens betroffen zu sein.

Der Schleier verhüllte noch ihr Antlitz.

Nach einer längeren Pause, in der sie offenbar be=

müht war, Fassung zu gewinnen, winkte sie Hülsen, Platz zu nehmen; aber das geschah nicht mit der gewöhnlichen Freundlichkeit und Zutraulichkeit, sondern es lag in Ton und Geberde eine fast verletzende Kälte.

Hülsen wußte nicht, wie er sich das Alles deuten sollte. Diese plötzliche Aenderung der Gesinnung, dieser so offen zur Schau getragene Haß ließen ihn irgend einen besonderen Grund vermuthen, und sogleich fielen ihm Schwerin's Worte ein.

„Sollte es denn möglich sein" — dachte er bei sich, während er durch den dichten Schleier die Züge der Dame vergebens zu erkennen suchte.

„Ich bedauere, wenn ich Ihnen, wie es den Anschein hat, so ungelegen komme", sprach Hülsen, in dem Bemühen, die ihn quälende Spannung, in welche er sich durch das Benehmen der Dame versetzt sah, so schnell als möglich aufzuheben. „Ich habe zu meiner Entschuldigung nur hinzuzufügen, daß ich es für meine Pflicht erachtete, ehe ich scheide, Ihnen für Ihre Güte zu danken und dann Lebewohl, vielleicht für immer, zu sagen." —

Die Dame zuckte zusammen.

„Für welche Güte"? fragte sie nach einer kleinen Pause kalt.

„Soll ich Ihnen dieselbe näher bezeichnen"? fragte Hülsen lächelnd, von der Frage überrascht.

„Ich würde Ihnen diesen Dank jedenfalls erspart haben, hätte mich die Dienerin mit Ihrer Anwesenheit

vorher bekannt gemacht", entgegnete sie in fast höhnischem Ton.

„Wie soll ich das verstehen"?! fragte Hülsen im höchsten Erstaunen über das Vernommene.

„Das scheint nicht schwer zu sein", erwiederte sie und fügte mit Nachdruck hinzu: „Ich habe schon Ihren Dank." —

„Meinen Dank? Wüßte ich doch nicht, Ihnen denselben abgestattet zu haben", — bemerkte er mit Befremden.

„Dennoch thaten Sie es, aber an einem anderen Ort und in einer anderen Weise", entgegnete die Dame höhnisch.

„Sie setzen mich durch diese Bemerkung in das höchste Erstaunen, und ich versichere Sie, von alledem nicht das Geringste zu verstehen", betheuerte Hülsen in erhöhter Verwunderung.

„Sie sind kühn genug, Hülsen, mir gegenüber so Etwas zu behaupten"?! fragte sie und fuhr dann in steigender Erregung fort: „so will ich Sie denn erinnern, daß ich mich überzeugt habe, Ihre neuliche Bitte, meinen Namen und mein Antlitz kennen zu lernen, war nur eine List, um mich bequemer und sicherer hintergehen zu können. Sie kannten mich sehr gut, und die Wahrheit meiner Worte haben Sie dadurch erwiesen, daß Sie, als ich gezwungen war, Sie in das verborgene Cabinet zu führen, damit Sie sich entfernen konnten, Dasjenige, was ich während des Besuchs besprochen, sogleich meinen

Feinden und besonders der Königin verriethen, weil Ihr Eigennutz Sie berechnen ließ, daß Sie daraus mehr Vortheil, als aus der Verbindung mit mir, ziehen könnten. Aber Sie können sich verrechnet haben; vielleicht hätte ich Ihnen nützlicher sein können, als die Königin selbst, die nicht mächtig genug sein wird, Ihre Versetzung zur Kriegsarmee zu verhindern, so sehr Sie auch von ihr protegirt werden. Versuchen Sie, abzuwarten, was sie zum Dank für den Dienst, den Sie ihr geleistet haben, und der ihr sehr erwünscht gekommen ist, für Sie thun wird und — — kann.“

„Also doch Sie“! rief Hülsen in der höchsten Ueberraschung, als die Dame, Athem schöpfend, inne hielt. Sie hatte sich verrathen und ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie mehr oder weniger Veranlassung zu seiner Versetzung gegeben; wenigstens war sie genau damit vertraut.

„Ja, ich“! wiederholte sie kalt und fest und fügte hinzu: „Ihre Freunde werden es erfahren, daß man mich nicht ungestraft angreifen darf. Sie sind der Erste, der es fühlen soll, und Ihnen werden noch Mehrere folgen — verlassen Sie sich darauf — zum warnenden Beispiel für Andere! Wer mit mir kämpfen will, muß wenigstens die Macht eines Königs besitzen, wenn er Hoffnung haben soll, mich zu besiegen“, endete sie in stolzem Ton, während sie die Hand gebietend nach ihm ausstreckte.

Wir wissen, wie durchaus schuldlos Hülsen war, ja,

wie wenig er den eigentlichen Zusammenhang eines Vorfalls kannte, auf welchen die Dame anspielte; darum mangelte ihm auch gegenwärtig jegliches Verständniß der von ihr gegen ihn ausgesprochenen Anschuldigungen. Er sollte sie ihren Feinden, der Königin zum eigenen Nutzen verrathen, sollte sie schon früher gekannt, also eigentlich ein hinterlistiges Spiel mit ihr gespielt haben, — das waren für die Reinheit seines Charakters und seiner Handlungen ungeheuere Verdächtigungen.

Ihm mangelte jeder Ausdruck, sein Erstaunen, seine Entrüstung zu erkennen zu geben; zu ungeahnt und auch zugleich zu furchtbar war Das, was er hatte vernehmen müssen. Starr schaute er die Dame an, die dieses Schweigen für einen Beweis seiner Schuld nahm und siegsbewußt fortfuhr:

„Fühlen Sie sich getroffen? Reicht Ihre Kühnheit nicht aus? Nicht wahr, es ist Ihnen jetzt leid, sich in eine solche Gefahr begeben zu haben, und Sie möchten mich nochmals täuschen und sich selbst wo möglich in meinen Augen als unschuldig darstellen? — Sie haben mich für ein gewöhnliches Weib gehalten, das sich leicht durch Schmeichelworte bethören läßt; aber erfahren Sie jetzt zu Ihrem Schaden, daß man eine Dame von meinem Range, die Sie des nähern Umgangs würdigte, nicht ungestraft hintergehen kann“! —

„Schweigen Sie, wer Sie auch immer sein mögen“! rief Hülsen in der höchsten Entrüstung. „Ehe ich weiter mit Ihnen spreche und auf die mir gemachten Beschul-

digungen eingehe, muß ich wissen, mit wem ich spreche. Darum will ich den Schleier von Ihrem Antlitz ziehen, falls Sie es nicht freiwillig thun", fuhr er mit Energie fort, während er aufsprang und sich der Dame näherte.

„Kokettiren Sie mit Ihrer Unwissenheit nicht! Sie werden mich dadurch nur noch mehr gegen sich aufbringen", sprach die Dame in gebieterischem Ton, die Hand gegen ihn ausstreckend. „Wagen Sie es nicht, mich anzurühren"! gebot sie mit fester Stimme.

Hülsen zauderte, sein Vorhaben auszuführen; er sah ein, daß sich die Dame nicht freiwillig dazu verstehen würde, und verwarf jede Gewaltthat. Er trat zurück, suchte seine innere Aufregung so viel als möglich zu bemeistern, und sprach dann:

„Ich sehe, eine vorgefaßte Meinung über mein Denken und Thun leitete bisher Ihr Urtheil und bestimmt dasselbe auch noch jetzt. Wie Sie dazu gelangt sind, vermag ich nicht zu begreifen; denn meines Wissens gab ich Ihnen niemals dazu eine Veranlassung, das sage ich Ihnen auf Cavaliers Ehre"!

„Wie, Sie unterstehen sich, vor mir das Alles zu leugnen"?! fragte die Dame entrüstet, und selbst der dichte Schleier vermochte jetzt nicht, ihr zornblinkendes Auge ganz zu verbergen.

„Hören Sie mich ruhig an. Denn ich betheuere Ihnen, nicht werde ich dieses Gemach verlassen, bis ich Sie, meine Feindin, von Angesicht gesehen habe, mögen

auch hundert Diener Ihrem Winke zu Gebot stehen; ich muß Sie kennen lernen, wenn es mir nicht gelingt, Sie von meiner Unschuld zu überzeugen", entgegnete Hülsen kalt und mit tiefem Ernst, der die Dame einzuschüchtern schien.

„So sagen Sie, was Sie zu Ihrer Entschuldigung anzuführen vermögen", sprach sie mit gepreßter Stimme.

„Zuvörderst", entgegnete Hülsen, „erkläre ich, weder Ihren Namen noch Stand zu wissen, und eben so wenig den mir gemachten Vorwurf zu begreifen. Sie sind entweder getäuscht worden, oder haben sich durch irgend Etwas selbst getäuscht; Ihnen gegenüber und in dem vorliegenden Fall bin ich durchaus schuldlos". —

Diese mit Ruhe und Nachdruck gesprochenen Worte verfehlten ihren Eindruck auf die Dame nicht. Sie schien in ihrer Ansicht wankend zu werden; wenigstens konnte man ihr nachdenkliches Schweigen als eine Folge davon ansehen.

„Ehe ich auf Ihre Entschuldigung eingehe, beantworten Sie mir die Frage: Was vernahmen Sie von dem an jenem Abend meines Besuches geführten Gespräch"? sprach sie und schaute Hülsen fest an.

Dieser, dem das Gehörte bereits aus der Erinnerung geschwunden war, sann einige Augenblicke nach, und es fiel ihm ein, daß der Gast der Dame seine

Dienste angeboten hätte, und er zögerte nicht, ihr das offen zu gestehen.

„Also täuschte ich mich dennoch nicht"! rief sie erregt, und fragte dann: „Kannten und kennen Sie meinen damaligen Gast"?

„Nein. Doch muß ich nach der eigenthümlichen Aussprache desselben vermuthen, es sei ein Engländer gewesen", bemerkte Hülsen unbefangen.

„In der That, Sie haben ein feines Ohr", fiel die Dame höhnisch ein; „aber wenn Sie sich auch nicht entblödeten, mir die Wahrheit zu gestehen, so geschah das doch nur, um dadurch den Vorwurf des Verraths von sich zu weisen; denn Niemand außer Ihnen konnte darum wissen."

„Was aber ist geschehen, das Sie vermuthen läßt, ich müßte dazu die Hand geboten haben"? fragte Hülsen, der in seiner Schuldlosigkeit und Unkenntniß der von der Dame so oft berührten Angelegenheit zu keiner Ahnung des eigentlichen Vorfalles gelangen konnte.

War es die selten ausbleibende Wirkung, welche Unschuld und Wahrheit auszuüben pflegen, war es die offene feste Haltung, welche Hülsen der Dame gegenüber behauptete, — genug, es schien die Ueberzeugung von seiner Unschuld allmälig Eingang in ihr Herz zu finden. Schweigend und prüfend schaute sie ihn, ohne auf seine Frage zu antworten, eine Weile an; dann fragte sie:

„Sie sind in den Zirkeln der Königin gern gesehen, Sie müssen mit dem Grafen Dohna bekannt geworden sein; sollte das Alles nicht seinen Einfluß auf Sie ausgeübt haben? Die Gunst einer so schönen Königin, die sich einst selbst für Ihre Anstellung bei der Musketiergarde verwendete, kann wohl auch zu einem Verrath selbst der besten Freunde verleiten", fügte sie in beißendem Ton hinzu.

„Die Königin sollte sich für meine Anstellung interessirt haben"?! fragte Hülsen, von dieser so ungeahnten Mittheilung in das höchste Erstaunen gesetzt.

Die Dame überhörte aber seine Frage absichtlich, und fuhr, von ihrer Erregung fortgerissen, fort:

„Sophie Charlotte versteht es, in solcher Weise ihren Einfluß geltend zu machen. Sie sind noch zu wenig in die Verhältnisse und Intriguen des Hofes eingeweiht, und so ließen Sie sich zu einem Werkzeug von Racheplänen leicht gewinnen"! —

„Lassen Sie die herrlichste und tugendhafteste der Königinnen aus dem Spiel, Madame, wenn ich bitten darf"! rief Hülsen voll Entrüstung aus. „In meiner Gegenwart soll es Niemand wagen, Sophieens edlen Character anzutasten, ohne daß ich als Rächer einer solchen Unbill auftrete. Sie schützt Ihr Geschlecht und darauf hin wagen Sie es, also zu sprechen. Aber ich sage Ihnen, Ihre Worte verrathen Neid, Selbstsucht und Befangenheit, und diese sind schuld, wenn Sie zu dergleichen durch nichts gerechtfertigte Anschuldigungen

sich verleiten lassen. Kannten Sie die Königin, wie ich, Sie müßten über Ihre Schwäche schamroth werden!"

„Da hört man es", entgegnete die Dame in sarkastischem Ton, „daß sich die Königin einen neuen Anbeter gewonnen hat"!

Hülsen achtete auf diese Bemerkung nicht; von dem Verlangen erfüllt, die Begründung der früher gemachten Mittheilung zu erfahren, sprach er in dringendem Ton:

„Sie bemühen sich vergeblich, mich durch Ihre Bemerkungen zu reizen; Alles, was ich von Ihnen zu wissen wünsche, ist, ob sich die Königin wirklich für meine Anstellung verwendet hat"!

Die Dame lachte und entgegnete in etwas wegwerfendem Ton:

„Wollen Sie auch mit mir Komödie spielen? Freilich, Sie haben viel Talent dazu. Ihnen sollte, was Sie schon erfahren mußten, unbekannt geblieben sein? Thorheit! Mich betrügt Ihre treuherzige Miene nicht. Was ich weiß, das weiß ich genau; denn mir wagt man nicht, Etwas vorzulügen; dazu fürchtet man mich zu sehr". —

Diese Worte erweckten in Hülsen einen plötzlichen Gedanken; zugleich tauchte in ihm die Erinnerung an einen Vorfall auf, über den sich verschiedene Gerüchte umher trugen; auf das Heftigste davon ergriffen, malte sich Entrüstung und Ueberraschung in seinem Antlitz.

Die Dame war erstaunt, statt einer Erwiederung auf ihre Worte, seine Züge plötzlich verändert, sein Auge

blitzend und stechend auf sich gerichtet zu sehen, — in dem bewegten Mienenspiel einen kurzen, heftigen Kampf, in den Falten seiner Stirn einen finsteren, drohenden Ernst und Entschluß zu entdecken. Sie konnte nicht zweifeln, daß irgend eine Katastrophe eintreten würde, und dadurch beängstigt und gespannt, schaute sie Hülsen erwartungsvoll an.

„Was wollen Sie thun"?! fragte sie ängstlich, indem sie sich ein wenig von ihm abneigte.

„Die Feindin der Königin entlarven"! sprach Hülsen mit furchtbarer Kälte.

Während dieser Worte hatte er sich der Dame blitzschnell genähert und ihr mit einer eben so raschen Bewegung den Schleier von dem Gesicht gestreift.

„Ha, so täuschte mich meine Ahnung doch nicht"! rief er fast erschreckt aus, das bleiche Antlitz der Dame anblickend. Beide schauten sich einige Augenblicke fest und prüfend an, ohne eine Miene zu verändern, den Blick zu bewegen oder ihre Empfindungen durch ein Wort auszudrücken. —

Unter wie veränderten Verhältnissen und Gefühlen wurde Hülsen's Wunsch endlich erfüllt! Der Contrast zwischen der Vergangenheit und Gegenwart war zu schroff, lag so außer aller Berechnung, daß er sich tief erschüttert fühlte.

Der Dame entging das nicht; doch blieb sie ruhig, obwohl keine Lebensröthe in das bleiche Antlitz zurückkehrte.

„Und was wollen Sie nun“? fragte sie darauf kalt, seinem erregten Blick ruhig begegnend. „Gehen Sie und verrathen Sie mich zum zweiten Mal“, fügte sie hinzu.

„Das also ist es?! Jetzt wird mir Alles klar“, preßte Hülsen hervor, dessen Spannung etwas nachließ, obwohl er sich von seiner Ueberraschung noch nicht ganz erholen konnte, und sein Auge, wie gefesselt, an dem Antlitz der Dame hing.

Wie schön war diese Frau, selbst schöner noch in ihrer Unruhe und Aengstlichkeit, gebleicht von der Furcht des Kommenden, eine Schönheit, die selbst niedere Leidenschaften nicht zu verkleinern vermochten! Und doch, wie sehr ihn auch früher ihre melodische Stimme berauscht, die Anmuth ihres Wesens bezaubert, ja selbst mit dem Gefühl der Liebe getäuscht hatte, — was war von dem Allen jetzt übrig — Und wäre sie noch reizender gewesen, als sie es war, hätte ihr Auge noch verführerischer gestrahlt: in Hülsen's Herzen würden diese Vorzüge keine Stelle mehr für ihre Macht gefunden haben; da klang Nichts mehr wieder, was die so jäh ausgelöschte Flamme auf's Neue hätte anfachen können.

Selbst im Besitz eines edeln Charakters, allen niederen und kleinlichen Leidenschaften fern, konnte Nichts seinen Unwillen so sehr erregen, als eben die Ueberzeugung, jene in einer Menschenbrust vereint zu wissen, und so sah er in dem reizenden Antlitz, in den üppigen, schöngeformten Gliedern der Dame Nichts mehr, als

ein gewöhnliches Weib, verunziert durch die häufigsten Untugenden ihres Geschlechtes, und dieser Eindruck sprach sich unverkennbar in seinem Antlitz aus.

Sie beobachtete ihn dauernd und schien alle seine Gedanken und Empfindungen richtig zu erkennen.

Ihr Stolz erwachte. Sie warf die Oberlippe höhnisch auf; der Zorn, sich verachtet zu sehen, röthete ihre Stirn; so blickte sie ihn herausfordernd an.

Es trat eine beengende Pause ein, die Niemand zu unterbrechen den Willen zeigte.

Endlich sprach die Dame, deren ganze Fassung wiedergekehrt zu sein schien, mit sarkastischem Ton, während Schadenfreude aus ihrem Antlitz leuchtete:

„Gehen Sie jetzt und rühmen Sie sich, mein Liebhaber gewesen zu sein; das wird Sie interessant machen; vielleicht entdecken Sie bei dieser Gelegenheit auch die Eigenthümerin des Handschuhes, für welche Sie mich hielten.“ —

Hülsen bekämpfte seine Aufwallung, und entschlossen, diese Scene so rasch als möglich zu enden, sprach er ruhig und gefaßt:

„Sie fügen zu einem Betrug auch noch Hohn, und nehmen mir dadurch die letzte gute Meinung, welche ich mir so gern bewahrt hätte. Sie glauben sich von mir beleidigt; aber so wenig ich Ihre Nähe suchen werde, eben so wenig ist Ihre Vermuthung begründet. Niemand hat von mir ein Wort oder auch nur eine Andeutung von dem Gehörten erfahren. Getäuscht durch

Ihren eigenen Charakter, beurtheilen Sie Andere nur nach sich selbst und trauen darum auch mir nur Schlechtes zu. Jetzt weiß ich, daß Sie es sind, durch deren Vermittlung meine Versetzung zur Kriegsarmee erfolgt ist. — Das ist Ihre Rache. Aber ich bin Ihnen dankbar dafür; denn Sie haben mich dadurch einer Verpflichtung überhoben, die, nachdem ich Sie kennen gelernt, für mich unter allen Umständen eine peinigende und erniedrigende sein mußte. Ihre weitere Verfolgung fürchte ich nicht, wenn ich auch weiß, welche Macht Sie besitzen. Ich habe meinen offenen Feinden noch stets frei in's Auge geblickt. Versuchen Sie Ihre Rache auch ferner gegen mich, wenn dieselbe etwa noch nicht befriedigt sein sollte, und nehmen Sie hiemit das Bekenntniß entgegen, daß, hätte ich Sie wirklich vorher gekannt, Sie sich niemals meiner Freundschaft hätten rühmen dürfen; denn ich erachte es für keine Ehre, der Freund der Gräfin Wartenberg zu sein.“ — —

Mit diesen Worten entfernte sich Hülsen.

Die Gräfin war, von seiner Rede auf das Heftigste entflammt, mit blitzenden Augen aufgesprungen, da schloß sich die Thür hinter Hülsen, und sie hörte, wie er festen Schrittes das Haus verließ. Sie streckte die bebenden Arme nach ihm aus; Zorn, Schmerz, Verzweiflung verzerrten ihr Antlitz; so rang sie einige Augenblicke; dann stürzte ein heftiger Thränenstrom aus ihren Augen, und sie fiel auf die Ottomane, in welche sie das Antlitz barg. —

Mit welchen Empfindungen Hülsen das Haus verließ, in das ihn keine niedere Leidenschaft, sondern der Ton der Liebe gelockt, dürfen wir nicht näher bezeichnen, da wir seinen Charakter genügend kennen. Sein Zustand war ein schrecklicher; denn die Enttäuschung war eine zu ungeahnte, furchtbare gewesen.

Jetzt erst entwirrte sich vor seinem sinnenden Geist der ganze Zusammenhang dieses Truggewebes.

Die Gräfin, von seiner Person angezogen, benutzte den von ihm selbst bezeichneten Vorfall mit dem Handschuh, um ihn in dem Glauben zu erhalten, sie sei diejenige Dame gewesen, der er einst den Ritterdienst geleistet, und dadurch ein Liebesverhältniß mit ihm anzuknüpfen. Sie unterhielt diese Täuschung, da es ihr schmeichelte, Hülsen gewonnen und für sich sogar Liebe in ihm erweckt zu haben; konnte sie doch hoffen, ihn dadurch dauernd an sich zu fesseln.

Es war die Gräfin jene Dame, welche Hülsen mit so verführerischen Blicken gedankt hatte, nachdem er beim Zusammenfahren der Equipagen in der Königsstraße zum thätigen Beistand herbeigeeilt war. Sie sah ihn bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal, und ihr für die männliche Schönheit empfängliches Herz erglühte in heißer Leidenschaft für den schönen jungen Mann, dessen Erscheinung noch die ganze Kraft seines Alters bekundete. Derselbe gewann an Interesse für sie, nachdem sie durch ihren Gemahl erfahren, daß sich Sophie für dessen Anstellung bei dem Könige bemüht hatte. Sie witterte

dahinter sogleich allerlei Intriguen und Wünsche der Königin und war auch eben so schnell bedacht, dieselben sogleich zu hintertreiben.

Hülsen konnte einst für sie, wie die Verhältnisse sich gestalteten, ein sehr nützliches Werkzeug ihrer Pläne werden. Die Gunst der Königin erlaubte alle mögliche Combinationen für die Folge.

So zögerte sie nicht, ihn nach dem verborgenen Häuschen einladen zu lassen, und Hülsen, in dem Glauben, die Eigenthümerin des Handschuh's wolle ihm danken, säumte nicht, der Einladung Folge zu leisten.

Das Uebrige weiß der geneigte Leser.

An jenem verhängnißvollen Abend, wo Hülsen von der Dame genöthigt wurde, sich durch eine verborgene Thür zu entfernen, und Franz in so unangenehmer Weise mit Toms, dem Engländer, zusammentraf, war es Mylord Raby gewesen, der englische Attaché, welcher, mit der Gräfin und dem Premier bereits vertraut, der Ersteren einen Besuch machte, und ihr für ihre Gunstbezeigungen seine Dienste anbot.

Wir wissen, welche Bedingungen die Gräfin dagegen stellte, und auch, wie sie den Lord mit Versprechungen für die Zukunft verabschiedete. Dann ließ sie sich nach der Dorotheenstadt zum Fest der rothen Teufel tragen, um hier, wie wir gleichfalls erfahren haben, einen Plan mit einem ihrer Vertrauten auszuspinnen, durch dessen Ausführung sie Hülsen fester an sich zu fesseln und seine

Neigung für Anna, die sie richtig erkannt hatte, auf alle Zeit zu untergraben hoffte.

Hülsen hatte sich nicht getäuscht; es war die Gräfin, welche ihm von den beiden Teufelinnen zugeführt wurde und die ihn zu kennen vorgab, und mit welcher er nachher durch den Saal wandelte, um die von ihm gesuchte Dame zu entdecken. Die Gräfin hielt das für das beste Mittel, unerkannt zu bleiben, und als der Zufall sie dennoch in Gefahr brachte, wußte sie eben so eilig als geschickt sich seinen Blicken zu entziehen, so daß er in Ungewißheit über ihre Person bleiben mußte.

Den Plan mit Anna mußte sie vorläufig hinausschieben, da dieselbe nicht in Berlin anwesend war.

Nach kurzer Zeit erfolgte die so wichtige Anklage der Gräfin und ihres Gemahls von Seiten der näher bezeichneten Edelleute.

Wir haben gesehen, daß Graf Wartenberg, mehr oder weniger darauf vorbereitet, dem zu seinem Sturz geführten Schlag schon vorher bei dem Könige in schlau berechneter Weise zu begegnen gewußt hatte. Der Grund dazu war folgender: Wir hörten, wie sich der Lord an jenem Abend erbot, für die Gräfin Geldsendungen nach England zu befördern. Nur Hülsen konnte das gehört haben, und die Gräfin war, als die Anklage erfolgte, überzeugt, er habe das Gehörte ihren Feinden verrathen, und dadurch sei das Complot gegen sie und den Grafen angezettelt worden. Es bestärkte sie in diesem Glauben

vorzugsweise die Gunst, welche die Königin Hülsen erwiesen hatte. Sie kannte deren Gesinnungen zu gut, um nicht auch ihre Macht zu fürchten. So sah sie sich, von Mißtrauen erfüllt, veranlaßt, dem Grafen ihre Besorgniß, Hülsen könne sie verrathen haben, mitzutheilen und ihn zu den nöthigen Schritten für ihre beiderseitige Sicherheit zu veranlassen. Zugleich mußte ihr das Entfernen eines so gefährlichen Mitwissers ihrer Geheimnisse nothwendig erscheinen.

Doch zögerte sie noch damit; denn sie wollte erst abwarten, ob ihre Vermuthung sich wirklich bestätigte, woran sie übrigens nicht zweifelte, da sie annahm, Hülsen würde Alles aufbieten, ihren Rang und Namen zu erfahren, nachdem er so wichtige Dinge vernommen, die ihm leicht den Stand der Personen verrathen konnten.

Der gefürchtete Schritt erfolgte nun, wie wir wissen, wirklich, und für die Gräfin konnte es durchaus nicht mehr zweifelhaft sein, daß derselbe eine Folge von Hülsens Verrath sei.

Sie hatte dazu überdies ihre besonderen Gründe.

Es war ihr nicht unbekannt geblieben, daß Hülsen Zutritt zu dem Hof der Königin erlangt hatte und sich der Gunst derselben rühmen durfte. Das Gerücht hatte, wie gewöhnlich, auch diese vergrößert und ihre ganze Eifersucht, aber zugleich auch Besorgniß erweckt.

Sie beurtheilte den Einfluß Sophiens durchaus richtig, und, von Hülsen's Persönlichkeit vollkommen ein-

genommen, konnte es für sie gar keine Frage sein, daß dessen Erscheinung und Benehmen auch für die Königin ganz besonders interessant sein müßte, und es lag die Besorgniß nahe, Hülsen würde sie früher oder später verlassen und der treueste Verehrer der Königin werden.

Das duldete ihre Eifersucht nicht, noch weniger die Sorge, daß ihr dadurch in Hülsen vielleicht früher oder später ein Verräther erwachsen könnte. Ehe sie den schönen Mann als den Verehrer der Königin wissen mußte, wollte sie ihn lieber selbst entbehren.

Jetzt erfolgte die nicht geahnte und für die damaligen Verhältnisse wirklich kühne Anklage. Daß die Königin darum wußte, war für die Gräfin keine Frage.

Das Vertrauen des Königs machte den gefahrdrohenden Schritt erfolglos; überdies war der Graf zur Abwendung der Gefahr bereits thätig gewesen.

Aber von dem Bewußtsein der Schuld geängstigt, und, wie alle intriguante Naturen, rachsüchtig, war auch die Gräfin sofort bedacht, Hülsen jetzt für alle Zeit aus ihrer Nähe zu verbannen, da sie einen doppelt gefährlichen Feind in ihm zu erkennen glaubte, und so hatte sie seine plötzliche Versetzung zur Kriegsarmee zu vermitteln gewußt.

Sie besaß zu viel Macht über den König, um nicht einen solchen Wunsch durch ihn erfüllt zu sehen. Ohne daß derselbe den eigentlichen Zusammenhang ahnte, wurde Hülsens Versetzung durch den Grafen auf geschickte Weise bewirkt. —

Wir haben die Gräfin in einem aufgeregten Zustande verlassen. Nach einiger Zeit richtete sie sich wieder auf, und schaute sinnend vor sich hin. In ihrem bleichen Antlitz sprach sich eine gewisse Resignation aus, aber auch der Schmerz über den erlittenen Verlust. Sie fühlte denselben in diesem Augenblick heftig und tief, da sie zu der Einsicht von Hülsen's Schuldlosigkeit gelangt war, und vergaß darüber die Verachtung, mit welcher er von ihr geschieden.

Sie hatte ihn für immer verloren, — diese Wahrheit stand in ihr fest, und die charakterlose Frau, die nur der augenblicklichen Neigung folgte, leichtsinnig, verschwenderisch, rachsüchtig und dann wieder ganz Hingebung war, wohin sich ihr Herz gezogen fühlte, diese Frau vergoß jetzt helle Schmerzensthränen, als der Gedanke an Hülsen's Verlust sie übermannte.

Wie bald hatte dieser ihren Zorn besiegt, eine nie gefühlte Sehnsucht in ihr erweckt und sie in einen ihr ganz neuen Zustand versetzt, in dem das Verlangen nach Genugthuung für das Erlittene mit dem nach der Vergebung des so heiß geliebten Mannes kämpfte und sie rath- und thatlos machte!

Sie begriff diesen Zustand, ja sich selbst nicht, und zweifelte, richtig zu denken; aber aus dem Gewirr ihrer Empfindungen drängte sich die einzige Ueberzeugung mit einer bis jetzt noch nie gekannten Heftigkeit und Innigkeit in ihr Bewußtsein, daß er so schön, so männlich, so über alle Maßen herrlich vor allen anderen Männern

war, und daß er nie wieder zu ihr zurückkehren würde. Sie wurde zuletzt über sich selbst unmuthig; denn sie mußte sich sagen, daß dies nicht ihre erste Liebe war und auch nicht ihre letzte sein würde, und lachte sich über ihre thörichte Betrübniß aus; zu der Erkenntniß gelangte ihr Leichtsinn nicht, daß selbst die verderbtesten Frauen einmal in ihrem Leben die wirkliche Macht der Liebe empfinden.

So war es bei ihr. Sie liebte Hülsen und wußte es nicht.

Sechstes Capitel.

Die dankbare Königin.

Es war ungefähr um die sechste Stunde Abends. Sophie Charlotte lag gedankenvoll auf einem Ruhebett; das geöffnete Buch, das ihr zur Unterhaltung gedient zu haben schien, war ihrer Hand entsunken und auf den Boden gefallen. Sie hatte das nicht bemerkt, von Dem, was ihre Seele bewegte und mit tiefem Schmerz erfüllte, völlig in Anspruch genommen. Der trübe Blick, die sanfte Wehmuth ihres Antlitzes verriethen die Stimmung ihres Herzens.

So eben hatte sie nämlich Herr von Brand verlassen, der, wieder hergestellt, nicht verabsäumte, ihr die von dem Prinzen erlittene Unbill mitzutheilen.

Sie wurde darüber aufgebracht, und entließ den Hofmeister mit der Versicherung, ihn vor ähnlichen Anfechtungen schützen zu wollen.

Sophie, wohl wissend, daß des Prinzen eben so tiefe, als leidenschaftliche Neigung zu der Markgräfin von Anspach einen sehr großen Einfluß auf seine Gewalt-

that gegen den Hofmeister ausgeübt hatte, wurde durch den Gedanken an die Fruchtlosigkeit dieses Verhältnisses beunruhigt, da sie die Gesinnungen der Markgräfin gegen den Prinzen genau kannte. Er mußte dem Einfluß ihrer Nähe entzogen werden, das hielt sie unter den gegebenen Umständen für das Beste; denn seine leicht entflammte Leidenschaft ließ Alles befürchten.

Während ihrer so niederschlagenden Betrachtungen über das Vernommene gewann sie auch die Ueberzeugung, daß zur vortheilhaften Aenderung des Charakters und Benehmens des Prinzen, überhaupt zu einer angenehmeren, gesellschaftlichen Bildung desselben, nichts Zweckmäßigeres zu thun sei, als denselben in Berührung mit ihm fremden Verhältnissen und Menschen zu bringen, wodurch sich sein schroffes Wesen abschleifen und zugänglicher gemacht werden könnte. Sie sah ein, daß, wenn er am Hofe blieb, an welchem ein Jeder mit Nachsicht auf seine Eigenheiten einging, wie es die Verhältnisse mit sich brachten, sich sein ohnehin starrer Charakter zu noch größerer Schroffheit ausbilden würde.

Die Folgen eines so extravaganten Wesens mußten dereinst sowohl für den Prinzen, als auch für das Land von der höchsten Bedeutung sein; darum wollte sie ihm und diesem zu Liebe ein schmerzliches Opfer bringen, und sich von dem so sehr geliebten Sohn trennen.

Der Prinz sollte vor allen Dingen nach England gehen; zu diesem Entschluß leitete sie ihr längeres Nachdenken. Es war ihre Absicht, den König bei der nächsten

Gelegenheit damit bekannt zu machen und ihn zu der Erlaubniß dieser Reise zu bewegen.

Sophiens scharfer, ordnender Verstand war schnell zu dem besten und wirksamsten Mittel für den vorliegenden Fall gelangt; als sie aber die unabänderliche Nothwendigkeit desselben erkannt hatte, machte sich auch sogleich ihre zärtliche Mutterliebe geltend und hatte einen harten Kampf zu bestehen. Doch die Einsicht von der Nothwendigkeit und dem großen Nutzen, den der Prinz aus einer solchen Trennung ziehen würde, trugen den Sieg davon. Sie ergab sich in das Unabänderliche, wenngleich ihr Mutterauge durch eine Schmerzensthräne getrübt wurde. —

Wenige Augenblicke darauf trat Fräulein von Pöllnitz ein, und auch in dem Antlitz dieser Dame las man Betrübniß.

Sophie bemerkte das sogleich und wurde davon überrascht. Verschönte doch sonst gewöhnlich ein heiterer Ausdruck die Züge des Fräuleins.

„Sie scheinen mir heute nicht in der besten Stimmung zu sein, liebste Pöllnitz", bemerkte die Königin.

„So ist's, Majestät, und ich gestehe, eben so ärgerlich als verstimmt zu sein", entgegnete diese, sich zu den Füßen der Königin niederlassend." Aber, nachdem sie Sophie näher betrachtet hatte, fuhr sie besorgt fort: „Auch meine geliebteste Königin ist betrübt! Mein Gott, was ist geschehen? Darf ich es wissen und ein Trosteswort sprechen"?

„Sie kommen mir sehr gelegen, liebste Freundin; mein kummererfülltes Herz bedarf der Erleichterung durch freundschaftliche Theilnahme“, entgegnete die Königin weich, die Hand des Fräuleins ergreifend und dieselbe drückend.

Darauf theilte sie ihr das uns hinsichts des Prinzen bereits Bekannte mit, und Fräulein von Pöllnitz, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Königin das beste Mittel erwählt hätte, war darauf bedacht, Sophie in ihrem Entschluß zu bestärken.

„Nun aber lassen Sie mich auch erfahren, was Ihren heiteren Sinn getrübt hat“, sprach Sophie, nachdem die Berathschlagungen erschöpft waren.

„Ich vermuthe, das, was ich zu melden habe, wird meiner gnädigen Königin nicht ganz bedeutungslos sein; denn es handelt sich gegenwärtig um den Verlust unseres schönsten Cavaliers“, entgegnete Fräulein von Pöllnitz unmuthig.

„Der, wie es scheint, meiner lustigen Freundin nicht ganz gleichgiltig ist, wie ihr schlecht verhehlter Unmuth verräth“, fiel die Königin lächelnd ein.

Fräulein von Pöllnitz erröthete flüchtig.

„Ich leugne es nicht, Majestät. Er wird mir und auch unseren Festen fehlen“, entgegnete sie.

„Und wer ist denn der also Bevorzugte, der Ihr sprödes Herz zu rühren vermochte?“

„Niemand anders, als Hülsen“ — bemerkte Fräulein von Pöllnitz rasch.

„Habe ich es mir doch gleich gedacht“, sprach die Königin sanft und lächelnd. „Ihre Wahl ist nicht übel, Hülsen ist eine eben so schöne als in jeder Beziehung ritterliche Erscheinung. Er ist muthig, tapfer, besitzt die feinsten Manieren und, was uns zumeist angeht, versteht es, den Frauen zu gefallen. Sie hören, liebe Pöllnitz, an diesem offenen Geständniß, daß ich Ihrer Wahl nicht abhold sein kann“, — schloß die Königin und streichelte leicht die auf der Ottomane ruhende Hand der Dame.

„Was ist es nun mit ihm?“ fragte sie darauf.

„Er ist zur Kriegsarmee versetzt und wird dahin schon heute oder morgen abgehen“, preßte Fräulein von Pöllnitz hervor.

„Wie geht das zu“?! fragte Sophie, durch diese Nachricht überrascht, indem sie sich zugleich ein wenig aufrichtete. „Geschieht das etwa auf seinen Wunsch“?

„Bewahre! Man hat ihm die Ordre wider alles Erwarten geschickt, und ich hörte, dieselbe sei eine Folge des zum Sturz des Grafen unternommenen und leider mißglückten Versuchs“, entgegnete das Fräulein.

„Unmöglich! Hülsen ist meines Wissens gar nicht dabei betheiligt“, — sprach die Königin, in deren Antlitz sich Erstaunen und Unmuth malten.

„So scheint's; ich habe das Nähere nicht erfahren können. Aber, Majestät, denken Sie an die Intriguen,

die gegen Diejenigen gesponnen werden, welche die Ehre genießen, in Ihre Nähe zu gelangen und Ihre Gunst zu gewinnen"! — bemerkte das Fräulein.

„Freilich, freilich; aber Hülsen, der sich unmöglich in die Hofkabale eingelassen haben kann" — —, entgegnete Sophie gedankenvoll.

„Vielleicht fürchtet man den Einfluß eines so schönen und angenehmen Mannes" — —.

„Sie können nicht Unrecht haben; — beurtheilt man doch in gewissen Kreisen die Menschen nur nach den eigenen Tugenden", — bemerkte die Königin sarkastisch. „Aber ich will Hülsen sprechen; lassen Sie ihn zu mir bitten, morgen."

In diesem Augenblick wurde Herr von Wensen, der Sohn des Hofmarschalls, gemeldet, der die Königin auf das Dringendste um gnädiges Gehör bitten ließ.

Sophie, obwohl nicht in der Stimmung, Jemanden zu empfangen, und selbst körperlich leidend, zögerte dennoch nicht, dasselbe zu bewilligen. Der Name des Bittstellers, an den sich für sie eine bange Besorgniß knüpfte, da der Hofmarschall dem Könige die eigentlichen Anklagepunkte gegen Wartenberg bezeichnet hatte, regte sie auf. Sie ahnte nichts Gutes und sah dem Eintritt des jungen Mannes mit Spannung entgegen.

Dieser erschien nach einigen Augenblicken und überraschte sie durch sein aufgeregtes, bleiches Gesicht und dadurch, daß er sich sofort neben der Ottomane niederwarf.

„Um Gott, was haben Sie"?! fragte Sophie erschreckt, indem sie sich aufrichtete.

„Ich flehe Euere Majestät um gnädigen Beistand für meinen Vater an"! preßte der junge Mann schluchzend hervor.

„Werden Sie ruhiger und sagen Sie, was geschehen ist und was ich für denselben thun kann", — sprach die Königin theilnehmend, den jungen Mann zugleich durch einen Wink zum Aufstehen veranlassend.

Dieser jedoch, von Schmerz übermannt, bemerkte denselben nicht und verharrte in seiner Stellung, und die Königin mit flehenden Blicken anschauend, sprach er: „Seine Majestät der König haben befohlen, daß mein Vater auf die Festung Küstrin soll". —

„Aus welchen Gründen"? fragte Sophie, die sogleich den eigentlichen Zusammenhang ahnte.

„Wegen Verleumdung des Grafen Wartenberg", — stöhnte der junge Mann und schaute trostlos zu Boden.

Sophie war erschüttert. Ihre Besorgniß hatte sie nicht getäuscht. Sie und ihre Freunde waren auf die Rache Wartenberg's vorbereitet, die früher oder später einen entscheidenden Schlag gegen sie führen würde.

Derselbe war nun wirklich erfolgt.

Der Graf hatte sich den eigentlichen Urheber der Anklage ersehen, um gegen ihn seinen Streich zu führen, und daß er demselben jeden Nachdruck verleihen würde, damit seine Feinde eingeschüchtert würden, konnte keine Frage sein.

Das sah Sophie ein. Sie war bemüht, sich zu sammeln.

Der aufrichtige und tiefe Schmerz des jungen Mannes, der noch immer am Boden lag und mit thränenden Blicken zu ihr emporschaute, sowie die dem Hofmarschall zuerkannte Strafe selbst hatten sie tief ergriffen und sie sogleich bedenken lassen, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sei. Denn sie wollte Vater und Sohn Hülfe und Trost verschaffen; dies war eine Nöthigung ihres theilnehmenden Herzens und ihrer Pflicht, welche sie sich in dieser Angelegenheit selber auferlegte.

„Stehen Sie auf, lieber Wensen", erwiederte sie mild, „Ihre Kindesliebe hat mich tief bewegt. Was ich zu thun vermag, die Ihrem Vater bestimmte Strafe abzuwenden, soll geschehen. Sagen Sie das dem Hofmarschall und versichern Sie ihn meiner ganzen Theilnahme und Gewogenheit". —

„Tausend, tausend Dank"! rief der Jüngling, dessen Wangen die rückkehrende Freude ein wenig röthete, indem er sich erhob.

„Gehen Sie jetzt zu Ihrem Vater und beruhigen Sie ihn. Ich hoffe, es wird Alles gut werden", fuhr Sophie fort, und der junge Wensen entfernte sich mit nochmals gestammeltem Dank aus dem Cabinet. Kaum hatte sich die Thür hinter demselben geschlossen, als Sophie, von ihren Empfindungen fortgerissen, ausrief:

„Haben Sie gehört, liebe Pöllnitz"?!

Diese bejahte stumm.

„Meine Besorgniß täuschte mich nicht. Wartenberg fühlt sich zu schuldig, um nicht auch sogleich daran zu denken, sich seiner Feinde zu entledigen und sie durch harte Strafen von weiteren Schritten abzuschrecken. Wir wollen sehen, was wir über den König vermögen. Geben Sie mir Papier und Feder; ich will ihn sogleich um eine Unterredung bitten lassen."

Dies geschah, und während Sophie noch schrieb, wurde Graf Alexander Dohna gemeldet.

„Nun, liebster Graf, Sie kommen mir sehr erwünscht", rief Sophie dem Eintretenden entgegen; dann aber, ihn anschauend und den Ernst seiner Mienen bemerkend, fügte sie mit Besorgniß hinzu: „Doch, was bedeutet dieser Ernst, den Sie zur Schau tragen?! Haben auch Sie eine unangenehme Nachricht für mich"?

„In der That, Majestät, es ist so, und da Sie früher oder später davon Kenntniß erhalten werden, glaube ich damit nicht zurückhalten zu dürfen", entgegnete Dohna und fuhr fort: „Daß Wartenberg uns seine Rache bald würde fühlen lassen, darauf waren wir vorbereitet; das überrascht uns nicht; daß er unseren Schritt jedoch auf eine so schlaue Weise auszubeuten verstand, übersteigt alle Erwartungen". —

„So sprechen Sie, was hat er wieder ersonnen"? forderte Sophie bewegt auf.

„Er hat dem Könige eine Urkunde zu entlocken gewußt, die ihn und seine Nachkommen für Alles, was

er in seinem Amt thut, von jeglicher Verantwortung befreit", entgegnete Dohna.

Der schlaue und zugleich schuldbewußte Graf hatte wirklich, nachdem er von dem König die Anklage gegen sich und seine Gemahlin erfahren, diesen zu der Gewährung einer solchen Urkunde zu veranlassen gewußt.

Sophie war durch diese Mittheilung auf das Höchste überrascht.

„Unerhört"! rief sie.

„Es ist so, Majestät. Die Urkunde ist bereits zur näheren Kenntnißnahme an die Behörden versendet", — bemerkte Dohna.

„So hat denn dieses Ehepaar jetzt gänzlich freies Spiel"! — sprach Sophie gedanken- und sorgenvoll.

„Einer unserer Freunde muß darunter bereits leiden", bemerkte Dohna.

„Ich habe das so eben erfahren", entgegnete Sophie und fragte dann: „Was haben Sie bis jetzt für Wensen gethan"?

„Wir ließen dem Könige seinetwillen eine ehrerbietige Vorstellung zugehen, sind aber abschlägig beschieden worden", entgegnete Dohna, ohne seinen Unmuth über diesen Fehlschlag zu verhehlen.

„Wie das nicht anders zu erwarten war", schaltete Sophie mit Bitterkeit ein. „Aber", fügte sie hinzu, „ich will Ihnen und dem Hofmarschall mein Wort halten, und seinetwegen mein Ansehen bei dem Könige geltend

machen. Sagen Sie das Wensen; noch heute soll es geschehen."

„Majestät werden den tief betrübten Mann sehr glücklich machen", entgegnete Dohna; „er ist ganz hoffnungslos."

„Rechnen Sie nicht zu viel auf die Wirkung meiner Vorstellung beim Könige. Denken Sie daran, daß er dem Grafen eine Genugthuung schuldig zu sein glaubt, und darum auch schwer zu einer Aenderung seines Befehls zu bewegen sein wird. Doch will ich das Meine thun. Möchte es mir gelingen und diesem Opfer nicht noch andere folgen", sprach Sophie, Dohna theilnehmend anschauend.

„Machen sich Eure Majestät keine Sorge. Wir sind auf Alles gefaßt und wissen sehr wohl, wie weit die Macht des Grafen reicht", sprach Dohna ruhig und voll Würde.

Es trat eine Pause ein. Gedankenvoll ging die Königin auf und ab. Da fiel ihr Auge auf Fräulein von Pöllnitz, und diese erinnerte sie an Hülsen.

„Sagen Sie, lieber Graf, was ist das für eine Geschichte mit Hülsen? Man bringt seine Versetzung mit der Anklage des Grafen in Verbindung", — bemerkte sie, sich wieder an Dohna wendend.

„Es schwebt über dieser Angelegenheit ein gewisses Dunkel, und man vermuthet, eine Dame habe dabei die Hand im Spiel. Hülsen spricht sich nicht darüber aus, und so erfährt man nichts Bestimmtes", bemerkte Dohna,

und fügte hinzu: „Wahrscheinlich ist es eine der gewöhnlichen Kabalen, weil der Cavalier irgend Jemandem im Wege steht“. —

„Nun, ich werde das Nähere von ihm selbst erfahren. Jetzt, bester Graf, gehen Sie zu Wensen; ich möchte den armen Mann wenigstens etwas getröstet wissen“, sprach die Königin, und Dohna empfahl sich.

Fräulein voll Pöllnitz hatte sich in der Absicht entfernt, Hülsen mit dem Wunsch der Königin, ihn vor seiner Abreise noch zu sprechen, bekannt zu machen und ihm die zu seinem Empfang bestimmte Stunde zu bezeichnen.

Sophie befand sich allein in ihrem Gemach. Bald darauf erschien eine Kammerfrau, ein paar seidene Kissen tragend, die sie auf einen Sessel niederlegte.

„Von Seiner Majestät“, — bemerkte sie und entfernte sich, nachdem die Königin ein Zeichen gemacht, daß sie, was geschehen, bemerkt hätte.

Das Voraussenden von Kissen war eine Andeutung, daß der König die Königin noch spät am Abend besuchen würde.

Obwohl dieser Besuch Sophieen im Allgemeinen nicht eben sehr erwünscht war, so dankte sie doch unter den obwaltenden Umständen dem Zufall dafür, da sie dadurch die bequemste Gelegenheit gewann, mit dem Könige ungestört sprechen und ihn für ihre Wünsche stimmen zu können.

Eine Stunde darauf ward der König gemeldet; Sophie empfing ihn in einer eigenthümlichen und wenig ruhigen Stimmung.

Friedrich war sehr freundlich und mild.

„Ich würde mich freuen, Madame, wäre Ihnen mein Besuch angenehm“, sprach er, Sophiens Hand küssend, die er in der seinigen behielt, und ihr zugleich zärtlich in's Antlitz blickend. Ihre Hand zuckte in der seinen, als ob sie dieselbe zurückziehen wollte; doch schien sie sich zu bezwingen und unterließ es; ein eigenthümlicher, wehmüthig-sarkastischer Zug jedoch, der auf einen Augenblick über ihr Antlitz gleitete, verrieth dem genaueren Beobachter ihre wahren Empfindungen und Gedanken, die sie dem Könige zu verhehlen Ursache hatte.

„Sie sind mir willkommen, Majestät, und zwar in diesem Augenblick doppelt, da ich Sie bereits um eine Unterredung habe bitten müssen“, entgegnete sie fest, ohne jedoch des Königs Zärtlichkeit durch ein ähnliches Entgegenkommen zu erwiedern.

„Haben Sie mir etwas Besonderes mitzutheilen“? fragte Friedrich aufmerksam, während er sich auf einen Fauteuil niederließ.

„Ja, Majestät, Etwas, was uns Beide ganz allein angeht“, entgegnete Sophie, die sich ein wenig entfernt von ihm gleichfalls niedergelassen hatte.

Dies schien dem Könige nicht zu gefallen.

„Wollen Sie nicht an meiner Seite Platz nehmen“? fragte er.

„Was wir heute zu besprechen haben, fordert unsere Elternpflichten heraus“, bemerkte Sophie, nur einen

sehr schwachen Versuch machend, den Fauteuil dem Könige ein wenig näher zu bringen.

„So haben Sie mir also Etwas in Betreff des Prinzen mitzutheilen“? fragte Friedrich, der durch das abgeschlossene und fast kalte Wesen seiner Gemahlin unangenehm berührt wurde.

„So ist es, Majestät, und es würde mich sehr beruhigen, theilten Sie meine Wünsche und Ansichten darüber“, entgegnete Sophie und machte den König mit Allem, was geschehen war, so wie mit ihrem Entschluß, den Prinzen auf Reisen zu schicken, bekannt.

Friedrich gab ihr in Allem Recht, billigte das vorgeschlagene Mittel und erklärte schließlich, für die baldige Abreise des Prinzen die erforderlichen Befehle ertheilen zu wollen.

Es trat darauf eine längere Pause ein.

Der König schien offenbar jetzt ein freundlicheres Entgegenkommen von Seiten der Königin zu erwarten, schaute eine kurze Zeit stumm vor sich hin, dann aber, als er sich in seiner Erwartung getäuscht sah, die Königin mit Befremden an.

Sophiens Benehmen jedoch verrieth, seine Gegenwart gänzlich vergessen zu haben; gedankenvoll und mit feuchtem Auge, den Kopf geneigt und in die Hand gestützt, blickte sie auf ein Portrait des Prinzen, das sie vor sich hielt.

Der sich so unverhüllt zeigende Schmerz mußte dem König für die geringe Beachtung, die er erfuhr, als

Entschuldigung dienen; sein unmuthiger Blick jedoch sprach es deutlich aus, wie wenig er damit zufrieden gestellt wäre. Aber er ehrte Sophiens Gefühle und unterbrach das Schweigen durch keine Bemerkung.

Endlich schien sich die Königin auf die gegenwärtige Situation zu besinnen. Mit einer raschen Bewegung verwahrte sie das Medaillon, fuhr eben so rasch mit dem Taschentuch über die Augen, und dann, sich nach dem König wendend, sprach sie:

„Ich muß um Entschuldigung bitten, mich dem augenblicklichen Gefühl so ganz hingegeben zu haben.“

„Ich weiß, was Sie dazu veranlaßte, und Sie bedürfen derselben bei mir nicht“, entgegnete der König, etwas freundlicher werdend.

„Möge das auch für das Uebrige, was ich Ihnen noch mitzutheilen habe, der Fall sein“! sprach Sophie, und sich ein wenig sammelnd, fügte sie hinzu:

„Ich habe Sie heute nicht nur wegen des Prinzen um eine Unterredung bitten lassen; noch andere und leider nicht minder traurige Vorfälle veranlaßten mich dazu“. —

„Wollen Sie mich nicht heute damit verschonen“? fragte Friedrich, etwas ernster werdend.

„Die Rücksicht auf einen unschuldig Leidenden verbietet mir das“, entgegnete die Königin mit Festigkeit.

„Ich gestehe, nicht in der Erwartung, üble Dinge von Ihnen zu hören, heute hierher gekommen zu sein“, bemerkte der König mit einem Anflug von Empfindlichkeit.

In der Königin Antlitz malte sich ein eigenthümlicher, aber nur augenblicklicher Ausdruck, der an Ironie erinnern konnte; dann wurde dasselbe wieder ruhig und ernst. „Ich bedaure, wenn das so ist; aber messen Sie denen die Schuld bei, die mich zwingen, eine vertrauliche Unterhaltung dem Ernst der Gegenwart zu opfern", — sprach sie in einem Ton, der nicht eben schwer die gereizte Stimmung, in welcher sie sich befand, erkennen ließ.

„Sie sollten sich nicht mit Dingen befassen, die Ihre Ruhe stören", fiel der König ein.

„Majestät", entgegnete Sophie mit Würde und der ihr eigenthümlichen Hoheit, „die Beherzigung eines solchen Rathes mag der Selbstsucht bequem erscheinen; meinem theilnehmenden Herzen widerstreitet sie."

„So zögern Sie nicht länger, mir das, was Sie mir sagen müssen, mitzutheilen", — sprach Friedrich mit unverhehltem Unmuth, zugleich auch in der Ahnung dessen, was die Königin ihm zu sagen beabsichtigte.

Sophie schien sich jedoch dadurch in ihrem Entschluß nicht beirren zu lassen; ruhig und gefaßt fuhr sie fort:

„Man hat Ihren Favoriten angeklagt; Ihre Milde und Ihr Vertrauen zu diesem Mann haben die, wie ich Ihnen versichern kann, nur gutgemeinten Worte der besten und treuesten Edelleute des Landes fruchtlos gemacht und Sie überdies veranlaßt, dem Grafen eine eclatante Genugthuung dafür zu schenken. Lassen Sie es mit der ominösen Urkunde, wozu Sie der Graf zu

verleiten gewußt hat, genug sein, und schützen Sie mit Ihrem königlichen Ansehen die edlen Männer, die nur eine gute Absicht bei ihrem Handeln leitete". —

Der König wurde von diesen Worten betroffen. Er hatte Sophie mit gesteigerter Aufmerksamkeit zugehört; als sie endete, entgegnete er mit Empfindlichkeit:

„Sie beurtheilen diese Angelegenheit, wie man Ihnen dieselbe hinterbracht und vorgestellt hat; darum glauben Sie, es geschieht Wensen Unrecht. Hätten Sie von ihm und den betheiligten Personen eine genauere Kenntniß, Sie würden anders denken und sich nicht bewogen fühlen, mir derartige Vorstellungen zu machen." —

„Sie irren, Majestät. Ich bin mit dieser Angelegenheit nicht nur ganz vertraut, sondern dieselbe hatte bereits, ehe sie in's Leben trat, meine ganze Billigung", — bemerkte Sophie fest.

„Wie? Sie selbst conspirirten gegen mich"?! fragte Friedrich erstaunt, indem er sich erhob, und eine flüchtige Röthe sein Gesicht färbte.

„Nennen Sie meine Betheiligung nicht mit einem solchen Namen! Man theilte mir die Absicht mit, damit ich dieselbe prüfen, und entweder verwerfen oder billigen sollte, je nach meiner Ueberzeugung. Die Männer, welche das thaten gehören dem edelsten und geachtetsten Stande an; ihre Ehre, ihr Ruf ist makellos und überragt weit diejenigen Ihres Günstlings. Um eben nicht den falschen Schein für sich zu haben, kamen

sie zu mir, und gestanden mir offen, was sie thun wollten. Nicht ihre eigenen Interessen, sondern die des Landes veranlaßten sie zu einem solchen Schritt, von welchem sie nicht einmal Vortheil für sich erwarten durften." —

„Sie mußten sich auf dergleichen ungereimte Dinge nicht einlassen", preßte der König heraus, der im Zimmer auf und ab ging.

„Ungereimt"? — fragte die Königin mit Befremden.

„Ja wohl; denn die Gründe der Anklage sind durchaus unerhört und ohne allen Gehalt".

„Haben Sie dieselben einer näheren Prüfung unterworfen"? fragte Sophie mit Betonung.

„Deren bedurfte es in diesem Falle nicht. Alles ist ein abgekartetes Spiel von Seiten des intriguanten Wensen, dessen Absicht nur darauf ausging, sich an Wartenberg zu rächen. Die Anderen hat lediglich Stolz und Ueberschätzung ihres Standes dazu getrieben. Der Adel dünkt sich heut zu Tage noch das zu sein, was er ehemals war, und wagt es, sich dergleichen Dinge heraus zu nehmen. Läßt man ihn einmal gewähren, so werden seine Anmaßungen immer größer werden, und zuletzt nicht mehr aufhören"! entgegnete Friedrich mit ungewöhnlicher Aufregung.

„Ihre Worte, Majestät, verrathen zu sehr die Einflüsterungen Ihres Favoriten, denen Sie ein zu williges Ohr geliehen zu haben scheinen", — bemerkte Sophie und fuhr fort: „Sie haben sich dadurch bestimmen lassen,

eine specielle Angelegenheit in ihren Ursachen auf etwas Allgemeines zurückzuführen. Und darin thaten Sie Unrecht. Eine ruhige und erschöpfende Prüfung derselben würde Sie zu ganz anderen Ansichten und Entschlüssen geleitet haben. Gewinnen Sie es einmal über sich, ganz allein, ohne den Grafen, Ihre Einsicht und Ihren Willen zu verfolgen, so bin ich überzeugt, das Resultat wird ein durchaus anderes für Sie sein." —

„Hören Sie auf, Madame, mich mit derartigen Zumuthungen zu quälen"! rief der König. „Ich habe mich vollkommen überzeugt, daß nur die schamlosesten Intriguen gegen den Grafen die Ursachen von alledem sind. Darum soll die Sache bleiben, wie sie ist; denn der Schuldige muß Strafe leiden".

„Nehmen Sie Rücksicht auf meine Mitwissenschaft, Majestät, und verschonen Sie Wensen", bat Sophie, die des Königs Hartnäckigkeit mit der Besorgniß erfüllte, ihre Vorstellungen würden fruchtlos sein, und fuhr fort: „Die in den Jahrbüchern der Geschichte vielleicht unerhörte Urkunde, wodurch Sie den Grafen zu rechtfertigen gesucht haben, muß diesen zufrieden stellen; denn er erhält dadurch eine unumschränkte Macht nicht nur über das ganze Land, sondern selbst über Sie". —

Friedrich's Auge zuckte; die letztere Bemerkung hatte die empfindlichste Stelle in seiner Seele berührt.

„Ueber mich Madame"?! fragte er, stehen bleibend.

„Kann das für Sie noch eine Frage sein? Gestatten Sie dem Grafen, nach seinem Belieben schalten und

walten zu können, so geben Sie ihm dadurch auch eben so viele Gewalt, als Sie selbst besitzen, ja, noch mehr in die Hand, da Sie genöthigt sind, Ihren Willen durch ihn und nach seinem Dafürhalten ausführen zu lassen. — Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich Ihnen gestehe, Sie werden früher oder später Gelegenheit finden, Ihre so ungewöhnliche Güte und Ihr eben so unbegrenztes Vertrauen schmerzlich zu bedauern", — endete Sophie, welche diese Worte mit Nachdruck und Festigkeit gesprochen hatte.

Friedrich hatte ihr mit steigender Unruhe zugehört, was sein unstäter Blick, die umwölkte Stirn, nur zu deutlich verriethen. Die Bemerkung der Königin schien ihn noch mehr zu reizen; denn mit einer an ihm durchaus ungewöhnlichen Heftigkeit erwiederte er, vor Sophieen stehen bleibend:

„Ihr Haß gegen den Grafen ist es allein, der Sie diese Gnade, die ich ihm unter den obwaltenden Verhältnissen schuldig war, nur von der schwärzesten Seite betrachten läßt. Sie kennen die tausende von Angriffen nicht, gegen welche dieser Mann seine Waffen unaufhörlich zu richten hat, will er nicht unterliegen. Er ist der erste Diener des Staats, der mir die Sorgen der Regierung erleichtert; Sie werden daher auch einsehen, daß ich ihn unter allen Umständen zu schützen verpflichtet bin, und zwar um so mehr in einem Falle, in welchem es sich um die gröbsten Anschuldigungen handelt, Dinge, deren der Graf durchaus nicht fähig ist." —

„Deren Sie ihn nicht fähig glauben, Majestät“, fiel Sophie ein. „Ich versichere Sie, ich bin von der Wahrheit dessen, was man mir mitgetheilt hat, durchaus überzeugt, und hege nur den einzigen Wunsch, auch Sie möchten einmal dem Mißtrauen gegen diesen Mann Eingang in Ihr Herz gönnen, um dadurch zu einem anderen Verfahren veranlaßt zu werden“.

„Nein, nein, Madame! Wünschen Sie das nicht, und verschonen Sie mich ein für alle Mal mit dergleichen Zumuthungen“! preßte Friedrich heraus, dessen Empfindlichkeit den höchsten Grad erreicht zu haben schien. „Ich will nicht mehr an alle diese Dinge erinnert sein“, fügte er gemäßigter hinzu. „Es führt zu Nichts“.

Sophie sah ein, wie wenig es ihr heute gelingen würde, den König zu anderen Ansichten durch ihre Vorstellungen zu führen. Zu deutlich sprach sein Verhalten dagegen, und eben so deutlich erkannte sie, wie wirkungsvoll Wartenberg's Einfluß auf den König war, wodurch er ihn allen anderen, und selbst ihren Vorstellungen unzugänglich zu machen verstanden hatte. Doch war ihre Herzensgüte zu groß, ihr Wille zu fest, um ihre Bemühungen aufzugeben und nicht wenigstens zu versuchen, was sie für Wensen und Hülsen noch würde erreichen können. Sie erkannte das obenein als eine, diesen unschuldig leidenden Männern zu erfüllende Pflicht, und darum sprach sie nach einer kurzen Pause:

„Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern, und

so wünsche ich von Herzen, es würde Alles gut; aber noch vermögen Sie zwei Männer einer unverdienten Strafe zu entziehen, Hülsen, den Sie zur Armee schicken, und Wensen, der in Küstrin seinen Freimuth büßen soll. Beide haben die Reise noch nicht angetreten; Sie können also Ihre Befehle noch zurücknehmen, und wenn Sie das thun wollten, würden Sie mich sehr dankbar finden; denn auch Hülsen ist unschuldig".

Friedrich's Antlitz überflog ein eigenthümliches Lächeln.

„Sie bitten auch für Hülsen", sprach er ruhig und fuhr in eben so ruhigem Tone fort: „Ich finde das sehr natürlich; denn seine Abreise beraubt Sie eines Cavaliers, der sich Ihrer Gunst zu erfreuen hat." — —

„Gewiß, Majestät", entgegnete Sophie und schaute den König unbefangen an.

„Wenn Sie sich diese Sache etwas genauer überlegen wollten, würden Sie erkennen, daß ich gerade in Betreff Hülsen's den Befehl nicht zurücknehmen könnte. und zwar schon — — Ihretwegen", — sprach Friedrich mit einer gewissen Betonung.

„Wie soll ich das verstehen"?! fragte Sophie mit Aufmerksamkeit.

„Wir wollen das nicht erörtern, Madame". —

„Doch, doch, Majestät. Wir wollen das erörtern; denn Sie sind mir eine Auseinandersetzung schuldig", fiel Sophie erregt ein, und ihr Auge leuchtete.

Dem Könige schien das Besprechen dieses Thema's

höchst unwillkommen zu sein; er verhehlte nur schlecht seine Verlegenheit, und würde wahrscheinlich unter anderen Umständen sich nicht zu einer Erfüllung ihres Verlangens bequemt haben; seine heutige Erregung, vielleicht auch eine vorgefaßte Meinung ließen ihn das unbehagliche Gefühl jedoch überwinden; er folgte daher dem inneren Bedürfniß und erwiederte:

„Gut denn, Madame, ich will sprechen und Ihnen sagen, daß man die Gunst, welche Sie Hülsen erwiesen haben, falsch deutet“. —

„Das also ist es“, entgegnete die Königin lächelnd. „Ich kann mir die Quelle denken, aus welcher ein solches Gerede geflossen ist, und darüber vollkommen ruhig sein. — Ueberdies sind Ihnen die Gründe bekannt, welche mich zu der Bitte um Hülsen's Anstellung veranlaßten, und so dächte ich, bedarf mein damaliges Interesse für diesen Cavalier keiner weiteren Erläuterung“— fügte sie hinzu, den König fixirend.

Dieser erröthete ein wenig.

„Sei dem, wie ihm wolle“, fiel er eifrig ein“, die Sache verhält sich einmal so, und daher werden Sie einsehen, daß ich gerade hinsichts Hülsen den Befehl weder ändern, noch zurück nehmen kann“. —

„Sie sind in der That sehr besorgt um meinen guten Ruf, Majestät“, entgegnete Sophie mit unverhehlter Ironie. „Ich dächte, es bedürfte Ihrer Mühe nicht, denselben zu sichern. Doch ich durchschaue jetzt das Gewebe dieser Intriguen, mit dem man Sie umsponnen

hat. Daß Sie demselben obenein Glauben schenken, ist das Schlimmste in diesem Fall. Erwarten Sie nicht, daß ich meinetwegen noch ein Wort verliere; ich halte das unter meiner Würde; aber ich glaube von Ihnen Etwas fordern zu dürfen, das eines Königs und meines Gemahls würdig ist, nämlich durch Ihr Handeln Ihr und mein Ansehen zu sichern, damit diese niederen Creaturen ihr ränkevolles Verfahren gegen uns nicht fortzusetzen wagen, um sich in Ihr Vertrauen zu stehlen. Sie kennen meine Wünsche, Majestät; handeln Sie nun nach Ihrer besten Einsicht; vielleicht wird Ihre Neigung, die Sie einst um mich zu werben veranlaßte, bestimmend dazu mitwirken.“ —

So schloß die Königin fest und mit Selbstgefühl.

Sie hatte Alles aufgegeben; denn sie kannte den König zu gut, um nicht voraus zu wissen, daß er ein Opfer der schamlosesten Einflüsterungen, wie die ihr hinsichtlich Hülsen's von ihm gemachte Mittheilung zur Genüge bewies, war und bleiben würde.

Sie urtheilte ganz richtig in der Annahme, die gegen sie angesponnene Verleumdung sei ein Werk der Gräfin Wartenberg. Dem war so. Diese hatte Friedrich zu überreden gewußt, Hülsen aus der Nähe der Königin zu entfernen, und ihm dafür als Grund die ungewöhnliche Gunst bezeichnet, mit welcher Sophie Hülsen beehrt hatte und noch beehrte, und daran ihre weiteren Betrachtungen geknüpft, die ihn mißtrauisch machen mußten.

Friedrich, so hoch auch die Königin in seiner Achtung stand, war dennoch, freilich ohne Grund, der Eifersucht zugänglich. Vielleicht war daran auch die Einsicht schuld, wie wenig Liebenswürdiges er selbst seiner Gemahlin für so viele Schönheit und geistige Vorzüge bieten konnte.

Für die Einflüsterungen seiner Creaturen überdies leicht empfänglich, konnten in ihm dergleichen Momente nicht ausbleiben, obwohl er seine Schwächen der Königin zu verbergen außerordentlich bemüht war.

Die Motive, welche die Gräfin zu einem solchen Handeln verleitete, kennt der Leser.

Friedrich stand unentschlossen, und ohne ein Wort zu erwiedern, da. Er wagte es nicht, dem von gerechter Entrüstung strahlenden Auge Sophieens zu begegnen.

Es war über die Unterredung spät geworden.

Wir wissen, welche Wünsche den König heute zu der Königin geführt hatten. Er schien zu fühlen, daß ein längeres Verweilen weder mit der Stimmung derselben noch mit den gehabten Erörterungen harmonirte; aber eben, weil er das fühlte und den Wunsch hegte, nicht ohne eine vorherige Ausgleichung von ihr zu scheiden, zögerte er noch, erwartend, Sophie würde ihm durch irgend ein begütigendes Wort entgegen kommen.

Er sah sich aber getäuscht; denn nach einigen Augen=

blicken, in welchen die Königin den ihn quälenden Zwiespalt ruhig beobachtete, endete sie denselben dadurch, daß sie sich erhob, indem sie bemerkte:

„Ich fühle mich angegriffen, Majestät, und so werden Sie es wohl gestatten, wenn ich mich zur Ruhe begebe“. —

Der König ward dadurch zum Entfernen genöthigt, aber auch von dem Widerstreit seiner Gedanken und Empfindungen befreit.

„Ich bedaure, daß mein Besuch diese Mißstimmung in Ihnen erzeugt hat, und hoffe, Sie werden morgen anders über die besprochenen Angelegenheiten denken“, bemerkte er.

„Glauben Sie das Letztere nicht. Wie ich über Alles zu denken habe, weiß ich leider nur zu gut“, entgegnete Sophie kalt.

„Sie sind gereizt. Schlafen Sie wohl“, sprach der König, sich zum Fortgehen anschickend, und dabei zugleich flüchtig in Sophieen's Auge forschend, ob sich ihre Stimmung durch das Abschiedswort nicht vielleicht geändert hätte. Doch umsonst. Die Königin blieb kalt und gemessen.

„Schlafen Sie wohl, Majestät“, sprach sie, ohne dem Könige die Hand zu reichen.

Friedrich schied, und der Diener trug die vorausgesendeten Kissen wieder in den Wagen zurück, der den König nach Berlin führte.

Mit Spannung sah Sophie dem, ihrer letzten so bedeutsamen Unterredung mit dem Könige folgenden Tage entgegen, da derselbe die Entscheidung bringen mußte, ob ihr Wort die gewünschte Wirkung gehabt und sowohl Hülsen als auch der Hofmarschall von Wensen von der ihnen zuerkannten Strafe verschont blieben, oder ob auch in diesem, ihrem milden Herzen so nahegehenden Fall wiederum Wartenberg den Sieg davon tragen würde.

Der Vormittag verging, ohne ihr die Freude einer guten Botschaft zu bringen; langsam verrannen die Stunden des noch übrigen Tages, und eben so wenig erschien Dohna, wie sie es gewünscht, ihr nähere Mittheilung zu machen. Sie gab zuletzt jede Hoffnung auf.

Da verkündete die Pendule in ihrem Cabinet die fünfte Stunde, welche sie zum Empfang Hülsen's bestimmt hatte. Bald darauf wurde derselbe gemeldet und trat ein.

Er trug nicht mehr die Uniform der Musketiergarde, sondern die der Officiere des Wartensleben'schen Reiter-Regiments, dem er jetzt angehörte.

Die Königin schien davon schmerzlich berührt zu werden; gab ihr doch diese veränderte Tracht sofort die Ueberzeugung, daß das, was sie gefürchtet, eingetroffen sei.

„Sie werden uns also bestimmt verlassen, wie ich wenigstens nach der Uniform, die Sie tragen, annehmen muß", bemerkte sie.

„Seiner Majestät Befehl hat bestimmt, daß meine

Abreise noch in dieser Woche erfolgen soll, und ich gedenke dieselbe morgen früh anzutreten", entgegnete Hülsen.

Sophie betrachtete ihn flüchtig und war von dem Ernst und Trübsinn, der sich in seinem jetzt weniger frischen Antlitz zeigte, betroffen. Der Grund dazu lag, wie wir bereits wissen, nahe. Nicht nur hegte sie die Ueberzeugung, daß Hülsen unschuldig litt, sondern dies auch ihretwegen geschah. Ob er damit bekannt wäre, hatte sie nicht erfahren; sie konnte aber mit Sicherheit annehmen, daß ihm und der Welt die eigentlichen Motive seiner Entfernung immer ein Geheimniß bleiben würden.

„Sie gehen den Gefahren des Krieges entgegen", fuhr Sophie fort, „und so sehr ich wünsche, Sie möchten von denselben nicht zu viel zu leiden haben, hege ich doch auch die Ueberzeugung, die Absicht Seiner Majestät, Ihnen Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, werde durch Ihren Muth und Ihre Tapferkeit bestens erreicht werden. Seien Sie überzeugt, daß es mir große Freude machen wird, davon, sowie von Ihrem Avancement zu hören."

„So huldvolle Worte, Majestät, werden nie aus meiner Erinnerung schwinden; ich hoffe, mich eines so hohen Vertrauens würdig zu zeigen", entgegnete Hülsen.

„Sie vertauschen, wie ich gehört habe, nicht eben gern die Stellung am Hofe mit dem Kriegsleben", bemerkte Sophie.

„Meine Entschuldigung dafür mögen Eure Majestät in der Güte finden, womit die gnädigste Königin mich beehrte.“

„Der Wechsel und die Spannung des Kriegslebens pflegen auf den Mann ihren Einfluß nie zu verfehlen; diese werden Sie die Residenz bald vergessen lassen“, warf Sophie hin.

„Das Leben der Residenz gewiß, niemals aber die hohen Genüsse, die mir hier, im Schlosse zu Lützenburg, durch die Gnade Eurer Majestät zu Theil wurden. Sie gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens—“, betheuerte Hülsen, während sein Auge heller leuchtete und die Wahrheit seiner Worte bekundete.

„Seien Sie überzeugt, wir werden Sie hier vermissen; namentlich werden Sie Fräulein von Pöllnitz fehlen, die Sie mit Ihrem Rath sehr wirksam unterstützten. Diese Ueberzeugung dürfen Sie, falls sie einen Werth für Sie hat, in Ihr Kriegsleben mitnehmen. Denn es gewährt dem Menschen in der Trennung von liebgewordenen Bekannten eine angenehme Beruhigung, in deren Erinnerung fortzuleben, indem dadurch die Trennung weniger fühlbar wird.“

„Halten Sich Majestät überzeugt, daß ich ein so angenehmes Bewußtsein zu meinen kostbarsten Schätzen zähle.“

„Sie haben mir durch Ihre zuvorkommenden Dienste stets recht herzliche Freude gemacht, und es wäre mir lieb, könnte ich Ihnen jetzt, wo Sie so ernsten Gefahren

entgegen gehen, durch die Erfüllung irgend eines Wunsches danken", sprach Sophie weich, Hülsen mit unverhehlter Theilnahme anschauend.

„Eurer Majestät große Gnade hat mich schon so reich gemacht, daß ich in der That nur noch den einen Wunsch fühle, Sie möchten mir dieselbe immerdar bewahren. Dies würde stets mein größtes Glück ausmachen", betheuerte Hülsen mit Wärme.

Sophiens Auge hing einen Augenblick mit großem Interesse an Hülsen's schöner, jetzt nur noch männlicheren und kriegerischen Gestalt. Sie schien von seiner Antwort angenehm berührt worden zu sein. Vielleicht verband sie mit diesem Blick auch noch eine andere Absicht; vielleicht wünschte sie sein Inneres zu erforschen.

„Sie sind höflich, lieber Hülsen, das befriedigt mich nicht. Ich wünsche, Ihnen in der That einen angenehmen Dienst leisten zu können", bemerkte sie nach einer kleinen Pause. „Meine Gnade ist Ihnen gewiß; — daher bedenken Sie, was ich sonst noch für Sie thun könnte." Die gütige Königin dachte wahrscheinlich bei dieser Aufforderung an die ihr befreundete Hofdame, Fräulein von Pöllnitz, der sie so gern eine Freude gemacht hätte. Sie hoffte, Hülsen würde, von den so bedeutsamen Verhältnissen veranlaßt, Wünsche verrathen, die sich auf dieselbe bezögen.

Dies schien jedoch nicht der Fall zu sein.

Hülsen war einen Augenblick nachdenkend, und mit Spannung schaute sie ihn an. Dann, wie von einem

Entschluß bewegt, erhob er das Haupt und sprach: „Euerer Majestät Gnade macht mich kühn; gestattet mir meine Königin, einen Wunsch auszusprechen, wenn auch dessen Erfüllung nicht mich selbst betrifft"?

„Theilen Sie mir denselben nur mit", — entgegnete Sophie ermunternd.

„Ein Freund von mir, Graf Schwerin, würde sich höchst glücklich schätzen, Seiner Königin Diener zu sein. Wollten Eure Majestät ihm diese Gnade erweisen"?

„Gewiß, lieber Hülsen. Der Graf soll die erste Kammerherrnstelle haben, die bei mir frei wird. Sie kommen durch Ihre Bitte meiner eigenen Absicht zuvor; denn ich habe dem Grafen bereits eine solche Stelle zugedacht. Er scheint sich dazu sehr zu eignen."

„So mögen Eure Majestät den ehrerbietigsten Dank dafür empfangen und mir gestatten, Schwerin mit der so angenehmen Aussicht bekannt zu machen."

„Thun Sie das und sagen Sie ihm zugleich, daß ich mich herzlich freue, unsere Wünsche in diesem Punkt übereinstimmend zu finden", entgegnete Sophie und fügte hinzu: „Schwerin muß Ihnen sehr werth sein, und ich gestehe Ihnen gern, Ihre Uneigennützigkeit hat meinen ganzen Beifall. Doch, da Ihnen, wie es scheint, Ihre Bescheidenheit verbietet, für sich selbst Etwas von mir zu erbitten, so nehmen Sie die Ueberzeugung mit sich, daß ich Sie nicht vergessen und auf Ihre baldige Rückkehr nach Berlin bedacht sein werde. Vielleicht ist diese Zeit nicht so fern, als Sie fürchten."

Hülsen dankte mit warmen Worten für diese ihm so angenehme Hoffnung.

„Damit Sie sich aber auch bisweilen Ihrer Königin erinnern, lieber Hülsen, will ich Ihnen ein Zeichen meiner Gnade schenken", fuhr die Königin anmuthig fort, während sie nach dem Tisch schritt, aus einem Kästchen ein, reich mit Brillanten besetztes Medaillon nahm und Hülsen darreichte.

Dieser empfing dasselbe mit dem angenehmsten Erstaunen, das sich unverhohlen in seinem Antlitz aussprach. Der Königin schien das Vergnügen zu machen; denn sie betrachtete ihn einen Augenblick mild und freundlich.

„Ziehen Sie nun in den Krieg", sprach sie, ihm die Hand reichend, die er küßte; „Sie werden dort für Preußens Ansprüche kämpfen, also auch für Ihre Königin. Auf ein frohes und baldiges Wiedersehen"!

Sie nickte ihm freundlich zu, und Hülsen entfernte sich.

Die Königin schaute ihm, am Fenster stehend, einige Augenblicke sinnend nach. Neben ihr befand sich ein Blumentisch. Fast unwillkürlich langte ihre Hand nach einer Blume; sie pflückte dieselbe und verwahrte sie alsdann in einem Kästchen, in welchem man neben einem einzigen kostbaren Diamant eine Schnur von kleinen, rothen Früchten bemerkte.

Da wurde Graf Alexander Dohna gemeldet.

„Ihr Aussehen deutet mir nichts Gutes, Graf", rief sie dem Eintretenden entgegen.

„Es ist so, Majestät. Wensen ist vor einer halben Stunde nach Küstrin abgereist“, entgegnete Dohna.

„Ich habe das Spiel gegen den Grafen verloren“, sprach Sophie, die Augen mit dem Taschentuch bedeckend. „Bedauern Sie Ihre arme Königin“!

Sie ging schnell in ihr Cabinet.

Siebentes Capitel.

Die Schlacht bei Höchstädt.

Hülsen befand sich in Begleitung seines Dieners bereits auf der Reise.

Er war mit sehr betrübtem Herzen von Berlin geschieden. Nicht nur der mit der Gräfin Wartenberg gehabte Vorfall und deren Rache hatten einen schmerzlichen, tief und lange nachhallenden Eindruck in seiner Seele zurückgelassen, sondern noch mehr die Unbekanntschaft mit Anna's gegenwärtigem Aufenthaltsort.

Nachdem er nämlich damals dem Baron die Antwort von dessen Gemahlin gebracht hatte, theilte ihm derselbe den Entschluß mit, Anna zur größeren Sicherheit vor weiteren Anfechtungen aus der Nähe Berlins gänzlich zu entfernen, und zwar in einer Weise, die den Verfolgern jede Spur von ihr entziehen würde. Wohin er Anna zu senden gedachte, wußte er vorläufig noch nicht.

Hülsen konnte dem Baron in dieser Absicht nur beistimmen; war es doch sein eigener, sehnlichster Wunsch,

Anna vor jeglicher Anfechtung gesichert zu sehen, selbst auf die Gefahr hin, ihre Gegenwart vielleicht auf eine längere Zeit entbehren zu müssen.

Bald darauf wurde er durch die Versetzung zur Kriegsarmee überrascht; dann aber gab ihm die Unterredung mit der Gräfin endlich ein Licht über die ganze Angelegenheit und zugleich die Einsicht, daß es derselben unter den obwaltenden Umständen fast kaum mehr von Interesse sein konnte, ob Anna von ihm bevorzugt wurde oder nicht. Sie hatte durch seine Versetzung genügend gesorgt, ihn aus deren Nähe zu entfernen; und somit mußte sich ihre Eifersucht befriedigt fühlen.

Denn daß jene Dame, welche damals bei dem Fest der rothen Teufel den Plan zu Anna's Verderben ausgesprochen, Niemand anders, als eben die Gräfin gewesen, konnte für ihn durchaus keine Frage mehr sein. Wie wir wissen, täuschte er sich auch in dieser Annahme keineswegs.

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, fühlte er auch sogleich die Pflicht, dem Baron die nöthigen Mittheilungen zu machen, damit derselbe und dessen Familie beruhigt, zugleich auch die weiteren belästigenden Vorsichtsmaßregeln nicht länger beobachtet würden. Auch mußte er denselben mit seiner baldigen Abreise bekannt machen, und in der Voraussicht, daß der alte Herr die Nichtbefolgung seines Rathes durch eine kleine Strafpredigt rügen würde, begab er sich zu demselben.

Er sollte sich in seinen Erwartungen getäuscht sehen. Der Diener empfing ihn mit der Nachricht, daß der Baron auf längere Zeit verreist sei. Wohin, wußte ihm derselbe nicht zu sagen.

Unter diesen Umständen blieb Hülsen nur noch der Besuch auf dem Landsitz übrig, auf welchem sich Anna befand; auch däuchte es ihm unzweifelhaft, daß der Baron dahin gereist wäre, und die eigentliche Absicht seiner Reise aus naheliegenden Gründen selbst der Dienerschaft verschwiegen hätte.

Bald trug ihn sein rasches Pferd dahin.

Aber auch diese Mühe sollte umsonst sein.

Schon ehe er abgestiegen war, erfüllte ihn die Stille der Umgebung mit der beängstigenden Ahnung, vergeblich gekommen zu sein, und bald sollte dieselbe von dem herbeikommenden Gutsverwalter bestätigt werden.

Der Baron war zwar, nach Hülsen's richtiger Annahme hier gewesen, aber zwei Tage darauf in Begleitung seiner Gemahlin, Anna's und der Tante auf längere Zeit fortgereist, ohne das Ziel der Reise zu bezeichnen; daher konnte ihm auch der Verwalter darüber keinen Aufschluß geben, und sprach nur die Vermuthung aus, daß die Reise jedenfalls eine längere sein würde, da die getroffenen Anordnungen darauf hinzudeuten schienen.

Von dieser Nachricht unangenehm berührt, kehrte Hülsen wieder nach Berlin zurück, und da der Tag seiner Abreise nahte, ohne daß er hoffen durfte, den

Baron wiederkehren zu sehen, so nahm er Gelegenheit, demselben in einem Briefe die nöthigen Mittheilungen zu machen, und zugleich herzlichen Abschied von ihm und seiner Familie zu nehmen, und sprach schließlich die Hoffnung aus, ihn und die Seinen dereinst nach überstandenen Kriegsgefahren unter glücklicheren Umständen wieder zu sehen.

So mußte ihm die Entfernung von Berlin doppelt und dreifach schwer werden. Er verließ Alle, die seinem Herzen so überaus theuer waren.

Schwer trennte sich Schwerin von ihm, der sich ihm durch die Fürsprache bei der Königin so überaus verpflichtet fühlte, und dessen ganzes Vertrauen Hülsen besaß.

Der Abend vor der Abreise hatte die drei Freunde zum letzten Male vereinigt, und die naheliegende Veranlassung geboten, Hülsen's Erlebnisse während seines Aufenthaltes in Berlin zu besprechen.

Wie viel hatte der Letztere in den wenigen Jahren erlebt, und mit welcher angenehmen Genugthuung konnte er die Residenz verlassen!

Ihm war die Achtung seiner Vorgesetzten, die Freundschaft so biederer Genossen gewiß, und diese Schätze krönte die Gunst einer mit allen Tugenden des Geistes und Herzens geschmückten Königin, an welcher er mit inniger Bewunderung hing.

Ob die Gräfin Wartenberg wirklich die Wahrheit gesprochen, darüber konnte er keine Auskunft erhalten,

mußte aber freilich annehmen, daß die Verwendung der Königin für seine Anstellung eher wirklich stattgefunden, als nicht. Das wenigstens ließ seine damals so plötzliche und rasche Anstellung vermuthen. Wodurch Sophie aber veranlaßt sein konnte, ihm eine solche Gnade zu erweisen, blieb ihm ein Räthsel, und zwar um so mehr, als er vor seinem Eintritt in die Compagnie keine Gelegenheit gefunden hatte, sich ihr zu nahen, und dies erst durch die Darstellung der Oper geschehen war.

Seine Freunde wußten ihm darüber keine Erklärung zu geben, und er erachtete jedes Nachforschen bei fremden Personen für unstatthaft.

Das ihm so gnädig ertheilte Geschenk, das Bild der schönsten und edelsten Königin, ruhte auf seinem Herzen, und er hielt es so hoch, daß nur seinem treusten Freunde Schwerin ein Blick auf dasselbe vergönnt war. — Die Erinnerung an Sophieens huldreiche Worte, der Besitz eines so unschätzbaren Angedenkens nahmen seinem Herzen die Bitterkeit, welche nur als die natürliche Folge so trüber Erfahrungen angesehen werden konnte; statt ihrer erfüllte und begleitete ihn jene Wehmuth, die das Scheiden von so Theuerem, mit welchem unser Lebensglück innig verflochten ist, nothwendig erweckt.

Daher sehen wir Hülsen auch nicht wie ehedem mit erhelltem, freiem Auge seinem Ziel entgegeneilen; zu frisch noch lebten die empfangenen Eindrücke in seiner Seele; auch war die Straße, auf welcher er fortritt, einsam, ohne sein Interesse zu erregen, und so bemühte

sich selbst Franz durch allerlei Bemerkungen vergebens, seinen lieben Herrn fröhlicher, wenigstens theilnehmender zu stimmen; ja zuletzt, da ihm dessen kurze Antworten andeuteten, daß er in seinen Gedanken nicht gestört sein wollte, sah sich Franz sogar zum Schweigen genöthigt.

Wir übergehen eine nähere Beschreibung der Reise, die nichts Erhebliches von Interesse bietet, und bemerken nur, daß Hülsen glücklich in dem Hauptquartier anlangte.

Hier umwogte ihn das ganze, laute Kriegsleben.

Für den diesjährigen Feldzug hatte Friedrich der kaiserlichen Armee eine Verstärkung von 12,000 Mann zugesendet, welche unter dem Oberbefehl des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, — des nachmals als „der alte Dessauer" so vielberühmten und von seinen Truppen vergötterten Feldherrn, — standen. Diese verstärkte außerdem ein Hülfscorps Engländer und Niederländer, unter dem Befehl des Herzogs von Marlborough, und ein eben solches unter dem Prinzen von Baden.

Die preußischen Truppen stießen im Mai desselben Jahres zu dem Heere des Prinzen, der in Rothweil am Neckar lagerte.

Während der Prinz die kostbare Zeit ohne irgend welche Unternehmungen gegen den Feind, der noch getrennt von seinen Hülfstruppen war, hinbrachte, benutzte der Kurfürst von Baiern dieselbe, sich mit den, aus dem Elsaß heranrückenden Franzosen, unter dem Marschall Tallard, zu vereinigen.

Die Vereinigung dieser beiden Armeen, die selbst der berühmte Prinz Eugen, unter dessen Oberbefehl die Preußen standen, nicht verhindern konnte, hatte am 7. August stattgefunden.

Eugen, der dem französischen Heer durch Schwaben gefolgt war, vereinigte sich darauf mit dem Corps des Herzogs von Marlborough.

Die vereinigten beiderseitigen Streitkräfte standen sich am linken Donauufer, unfern Höchstädt, einander gegenüber.

Wenige Tage vorher war Hülsen bei seinem Regiment angelangt und wurde sehr bald in Thätigkeit gesetzt.

Er begrüßte den lauten Kriegslärm, die Aussicht zu einem nahen Kampf mit großer Freude. Wäre ihm doch unter dem Einfluß so trüber Erinnerungen eine thatenlose Ruhe quälend, ja lähmend gewesen. Ueberdies war es auch die Neuheit der Lage, in welche er sich so plötzlich versetzt sah, die ihren Reiz auf ihn ausübte. Daher war seine Spannung nicht gering als am 12. August ein Kriegsrath gehalten wurde, der über eine, dem Feinde zu liefernde Schlacht entscheiden sollte.

Derselbe stimmte dafür, und die Vorbereitungen zu dem am nächsten Tage stattfindenden Kampfe nahmen eines Jeden und auch Hülsen's Thätigkeit in vollsten Anspruch.

Erst spät begab er sich zur Ruhe, um ein paar Stunden zu schlafen, und noch ehe der Morgen tagte, war er wieder geschäftig.

Bald brachen die beiden Heere, welche den gemeinschaftlichen Angriff auf den Feind machen sollten, auf, das eine befehligt von dem Herzog von Marlborough, der, an die Donau gelehnt, den linken Flügel der Schlachtordnung bildete, das andere von dem Prinzen Eugen, der den rechten Flügel commandirte, welcher sich weit in die Ebene hinaus bis zu einem Walde erstreckte.

Der, über 60,000 Mann starke, Feind stellte sich in Schlachtordnung. Zunächst der Donau stand rechts der Marschall von Tallard, und hatte die Dörfer Blindheim und Oberklau mit seinem Fußvolk besetzt; links stand der Kurfürst von Baiern und der Marschall von Marsin, von dem Dorf Lützingen gedeckt.

Zwischen den Schlachtlinien zogen sich mehrere Bäche hin; der Uebergang dieser Gewässer verzögerte das Anrücken und erst um 1 Uhr Mittags wurde der Kampf allgemein.

Derselbe schwankte hin und her. Anfangs gewann der Kurfürst von Baiern dem Prinzen Eugen einige Vortheile ab, und Hülsen mußte zu seinem Unmuth bemerken, wie die kaiserliche Reiterei, welche schlecht angeführt wurde, die Flucht ergriff, und dadurch die Seite der Preußen entblößte.

Heftig wüthete jetzt an dieser Stelle der Kampf. Hülsen's Regiment kam zuerst in's Feuer. Die Preußen fochten überaus wacker; aber mehrere Bataillone wurden

durchbrochen, eine Fahne erbeutet, und der Feind triumphirte bereits.

Hülsen's Regiment kam auf eine kurze Zeit außer Thätigkeit, und er selbst harrte mit Spannung auf den Befehl zu einem neuen Angriff.

Mehrere Augenblicke vergingen; die Anführer schienen in ihren Entschlüssen zu schwanken; mißmuthig schaute Hülsen auf das Kampfgewühl und die sich ordnenden Bataillone. Plötzlich bemerkte er, daß der Fürst von Anhalt-Dessau, der an der Spitze der Preußen stand, eine Fahne ergriff, und, dieselbe hoch schwenkend, mit lauter Stimme aufforderte, ihm zu folgen. Ein freudiges Hurrah beantwortete seinen Ruf, und in dem nächsten Augenblick begann ein heftiger Angriff. Aber kaum waren die Preußen eine kurze Strecke vorgedrungen, als eine Stückkugel das Pferd ihres heldenmüthigen Führers zu Boden riß.

Schon gaben Hülsen und die erschreckten Soldaten den Fürsten verloren; aber bald sah man die Fahne zur großen Freude auf's Neue flattern; der Fürst war nicht verletzt worden und hatte sich schnell wieder aufgerafft, die Fahne ergriffen, und sein erneuter Zuruf forderte die Truppen zum Sturm auf.

Begeistert folgten ihm diese. Hülsen's Regiment traf zuerst auf den Feind, warf denselben, und mit Hülfe der nachrückenden Brandenburger wurde derselbe zum Weichen gebracht.

Hülsen's Augenmerk war, als sich der Kampf ent-

spann, auf jene Fahne gerichtet, welche die Baiern den Preußen vorher abgenommen hatten.

Mit großem Muth schlug er sich bis zu dem Träger der Fahne durch und kehrte mit derselben zurück.

Der Fürst bemerkte das und gratulirte ihm zu seiner ersten, kühnen Waffenthat.

Es entspann sich jetzt ein erbitterter Kampf. Die Franzosen und Baiern, an Reiterei und Fußvolk den Preußen überlegen, sammelten sich, rückten auf's Neue an — dreißig Bataillons gegen achtzehn — und drängten die letzteren zurück.

Umsonst hatte Prinz Eugen mit der wieder geordneten Reiterei den Feind zu werfen versucht; da wurde ein vereinter Angriff mit dem preußischen Fußvolk unternommen. Unter dem Fürsten von Anhalt-Dessau drang das letztere vor; ein fürchterlicher Kugelregen empfing die Anrückenden und mähte ganze Glieder nieder.

Auf einer durch Bäume gedeckten Anhöhe befand sich eine trefflich bediente, französische Batterie, welche den tödtenden Kugelregen sendete. Es galt, wollte das Fußvolk an dieser Stelle vorrücken, die Batterie zu nehmen.

Der Fürst gab den Befehl dazu, und die Schwadron, welche Hülsen anführte, wurde dazu bestimmt.

Es war ein todbringendes Unternehmen.

Die Batterie war, wie schon bemerkt, wohl postirt, und ihre Einnahme erforderte nicht nur Muth, sondern auch ein geschicktes und rasches Handeln.

„Die Sache ist nicht leicht“, meinte der Fürst, an Hülsen vorüber reitend; „aber wer die Fahne eroberte, wird auch wohl mit der verdammten Batterie fertig werden“! fügte er aufmunternd hinzu.

Hülsen fühlte sich durch den gefahrvollen Auftrag sehr geehrt, und war daher bedacht, denselben auf die beste und erfolgreichste Weise auszuführen.

Schnell hatte er seine Abtheilung gesammelt und mit scharfem Auge das Terrain geprüft. Sollte der Angriff auf die Batterie gelingen, so kam es darauf an, sie von der Seite zu umgehen und dann mit Sturm zu nehmen. Diesen Rath hatte auch der Fürst von Anhalt-Dessau beiläufig gegeben, und Hülsen schwenkte mit seiner Abtheilung ab, indem er den möglich größten Vortheil davon zu ziehen beabsichtigte.

Um die Aufmerksamkeit des Feindes zu täuschen, blieben einige Bataillone Fußvolk in scheinbarem Anrücken, während Hülsen's Abtheilung sich in einen Thalgrund warf und hier, durch Gebüsch und Hügel gedeckt, den gefahrvollen Weg antrat. Die Andringenden mußten jeden Augenblick gewärtigen, auf die feindlichen Vorposten zu stoßen und einen Kampf zu bestehen.

Nach ungefähr zehn Minuten, in welchen sie vorsichtig und mit Ueberwindung großer Terrain-Schwierigkeiten vorgerückt waren, stellte sich ihnen ein breiter Bach hindernd in den Weg. Derselbe wurde rasch durchschwommen. Jetzt mußte eine kleine Höhe erreicht werden, welche an dem oberen Rande mit Gebüsch und

Bäumen besetzt war, wodurch die kühnen Angreifer dem feindlichen Auge verborgen blieben.

Unter großen Mühen gelangten sie auf dieselbe, und zu Hülsen's großer Freude gewahrte er, daß sein Manoeuvre wirklich gelungen war und er sich der Batterie zur Seite befand.

Er ließ seine Abtheilung eine Minute halten, um für den eigentlichen Angriff, der nun erfolgen sollte, neue Kräfte zu sammeln.

Die Batterie, von den früheren Erfolgen angespornt, arbeitete mit großer Thätigkeit fort, durch das heranrückende Fußvolk ganz in Anspruch genommen.

Von dem Hügel, auf welchem Hülsen hielt, zog sich ein ebenes Feld bis zu der Anhöhe hin, auf welcher die Batterie stand.

Diese Entfernung mußte rasch zurückgelegt werden, damit der Feind nicht schnell Verstärkung erhielt und dadurch der Angriff erfolglos gemacht wurde.

Hülsen erkannte das. Nachdem sich Roß und Mann einige Augenblicke erholt hatten, ordnete er seine Abtheilung, machte sie auf dasjenige aufmerksam, worauf es in diesem Fall ankam, und nach wenigen ermuthigenden Worten brach er plötzlich aus dem Gebüsch hervor.

Auf der Ebene anlangend, schlossen sich die getrennten Glieder rasch an einander, und so stürmten sie auf die Batterie los.

Diese, auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet, auch anfangs die Feinde nicht erkennend, stutzte, ge-

rieth etwas in Unordnung, war aber in dem nächsten Augenblick auch sogleich bedacht, den kecken Feind mit wohlgezielten Schüssen zu empfangen.

Dies hinderte jedoch die kühnen Angreifer nicht, ihren Weg fortzusetzen, und bald hatten sie die Batterie erreicht, warfen sich mit Ungestüm auf dieselbe, und es entspann sich ein wüthender Kampf.

Hülsen's Waffe machte den Offizier sofort unthätig; seine Reiter fochten wie die Löwen.

Aber der Feind wußte nur zu gut, wie wichtig ihm an dieser Stelle die Batterie war, und so konnte es nicht fehlen, daß schnell Hülfsmannschaften herbeieilten und ein mörderisches Gemetzel entstand.

Hülsen wollte nicht eher weichen, bis er seinen Auftrag vollständig ausgeführt hatte und die Batterie unschädlich gemacht worden war, und hielt mit seinem schon sehr zusammengeschmolzenen Häuflein wacker Stand.

Es gelang ihm, die Batterie zu nehmen, und schon konnte er an den Rückzug denken.

Das war aber nicht leicht. Immer neue Haufen strömten heran und umringten seine Abtheilung, und fast wäre der Rückweg unmöglich gewesen, wenn nicht noch zu guter Zeit der Fürst von Anhalt-Dessau durch rasches Anrücken den Feind bedroht hätte, so daß dieser es vorzog, von dem Kampf abzulassen, und Hülsen's Abtheilung dadurch wieder freie Hand erhielt.

Die Preußen, unter der Leitung des Fürsten, rückten jetzt unaufhaltsam und trotz des fürchterlichen Feuers

der Feinde vor, warfen die Reiterei und endlich den ganzen linken Flügel des feindlichen Heeres.

Eine halbe Stunde darauf war die französische Armee bereits zum Weichen gebracht und wurde von dem Fürsten auf das Nachdrücklichste verfolgt.

Während dieses siegreichen Kampfes hatte der Herzog von Marlborough mit den Niederländern gleichfalls einen entschiedenen Sieg über den rechten Flügel des Feindes errungen, und in dem Dorf Blindheim, das der Lord Cuts mit den Engländern unter mörderischem Feuer gestürmt, einen nicht unbedeutenden Theil des feindlichen Heeres gefangen genommen.

Siebenundzwanzig Bataillons und vier Dragoner-Regimenter streckten die Waffen.

So war der Sieg über die Feinde nicht allein ein vollständiger, sondern auch ein mit ungeheuern Vortheilen verbundener.

Der Feind verlor in dieser denkwürdigen Schlacht gegen 40,000 Mann, darunter 12,000 Todte, ferner 141 Stücke Geschütz, 144 Fahnen und Standarten und eine Menge Bagagewagen. Selbst der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, Marschall von Tallard, wurde gefangen.

Die Verbündeten verloren über 5000 Mann an Todten.

Prinz Eugen schrieb an den König das herrlichste Lob über die Bravour der Preußen, welche den Sieg

bei Höchstädt am meisten entschieden und Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten.

An der Anhöhe, auf welcher sich die von Hülsen genommene Batterie befand, entspann sich ein mörderischer und allgemeiner Kampf; eine Gewehrkugel verwundete Hülsen's Schulter, ohne daß er es in der Hitze des Gefechtes bemerkte.

Sich dem nachrückenden Regiment mit seiner Abtheilung anschließend, verfolgte er bald darauf den anfangs nur langsam weichenden Feind, der ihm mit seinem überlegenen Feuer sehr großen Schaden zufügte.

Häufig setzte sich derselbe fest, und der Kampf wurde wieder blutiger und hartnäckiger. Aber von dem Bewußtsein erfüllt, einen weichenden Feind vor sich zu haben, drangen die Preußen unaufhaltsam vor, und früher oder später mußte derselbe seine Stellung aufgeben.

Hülsen befand sich mitten im Gewühl des Kampfes, und sein Muth, seine Unerschrockenheit und Ausdauer spornten seine Soldaten zu den kühnsten Wagnissen an.

Wiederum hatte er sich eine Fahne des Feindes zum Ziel des Angriffs ersehen, und die ihn umgebende Gefahr verachtend, sprengte er mitten in das Getümmel hinein. Wirklich erreichte er die Fahne, schwang dieselbe hoch; aber im nächsten Augenblick fühlte er sich verwundet, zugleich bäumte sich sein Pferd; es dunkelte ihm vor den Augen, und allmälig schwand ihm das Bewußtsein; doch fühlte er noch, daß sein Roß in heftiger Bewegung blieb.

An seinem sich immer mehr umnachtenden Blick flogen Menschenmassen, allerlei Gegenstände, dann Thal und Hügel, Bäume und Gesträuche vorüber; endlich vernahm er nur wie im Traum noch das Brausen und Stürmen des Kampfes; dann schien es ihm, als ob sein Roß plötzlich stehen blieb; in dem nächsten Moment vergingen ihm die Sinne und er sank kraftlos zusammen.

Achtes Capitel.

Il est parti.

Der Herbst streute dürre Blätter, und die rauheren Winde führten sie über den Boden. Die Zugvögel traten in langen geordneten Scharen die Rückreise nach der wärmeren Heimath an. Jedes lebende Wesen in der Natur schien sich ein behagliches Plätzchen für den nahenden Winter zu suchen. Auch in dem Park zu Lützenburg machte der Herbst seine Rechte geltend, trotz der großen Vorsorge, die getroffen worden, sein Nahen weniger empfindlich und sichtbar werden zu lassen. Wie durch eine verschleierte Thräne schaute der Himmel hernieder auf Bäume, Pflanzen und Blumen — aber auch auf ein betrübtes Auge in dem stillen Gemach des Palais, — das Auge Sophiens.

Der Zeitpunkt war herangerückt, an welchem der Kronprinz sie verlassen sollte, um für den Winter zuerst an den Hof nach Hannover, zum Frühjahr nach Holland und schließlich nach England zu gehen.

Wir wissen, daß diese Idee zum Besten des Prinzen

von ihr selbst ausgegangen war; trotzdem fühlte sie sich doch jetzt, nun die Abreise wirklich erfolgen sollte, weniger vorbereitet und gefaßt, als sie gehofft und erwartet hatte. Ihre ohnehin schon trübe Stimmung war noch trüber geworden; zwar schalt sie sich ihrer Schwäche wegen; aber das Mutterherz behielt dennoch seine Rechte und erinnerte sie, daß es eine lange Trennung und ein Scheiden von dem einzigen Kinde sei.

Heute nun sollte sie die letzte Stunde vor seiner Abreise mit ihm verleben, und sie überdachte, welche Rathschläge und Winke sie dem Prinzen auf seinen Weg mitgeben sollte, damit die Reise einen um so wirksameren Einfluß auf ihn ausübe, und er in Erinnerung der mütterlichen Worte sein störrisches und verletzendes Benehmen gegen seine Umgebung bekämpfe, und dadurch diejenigen Resultate erzielt würden, welche zu ihren heißesten Wünschen gehörten.

Aber sie durfte nicht lange darauf denken; lagen doch alle ihre Ansichten und Grundsätze klar und geordnet in ihrem Geist, — Ueberzeugungen, die sie so gern als das beherzigte Eigenthum ihres Sohnes und des künftigen Königs gewußt hätte. Wie wenig davon auf den Kronprinzen übergegangen war, fühlte sie in diesem Augenblick tiefer, als je zuvor. Darum sollte die letzte Unterredung ihn nochmals und noch eindringlicher an alles Das erinnern, was sie im Lauf der Zeit in seine junge Seele zu pflanzen bemüht gewesen war.

Absichtlich wollte sie ihn in demselben Gemach

empfangen, in welchem sie so oft, fast wöchentlich mehrere Male, ihm in belehrender Unterhaltung die Grundsätze und Ansichten der von ihr sehr geschätzten Lehrer der Politik einzuprägen gestrebt hatte. Sie hoffte, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck in einer Stunde zu erzielen, die einem Lebewohl für so lange Zeit, ja vielleicht für immer voran ging.

Gedankenvoll stützte sie den Kopf in die Hand. Die letztere Betrachtung, so unwillkürlich in ihrer Seele auftauchend, hatte sie trübsinniger gestimmt.

Die Möglichkeit, den vielgeliebten Sohn vielleicht nie wieder zu sehen, ergriff sie mit erschütternder Lebhaftigkeit, und beugte sie tief danieder.

Es verging eine geraume Zeit, bevor sie sich von diesem Eindruck wieder in so weit frei machen konnte, um dem, jeden Augenblick erwarteten Prinzen mit Ruhe und Sammlung entgegen treten, und ihr Vorhaben wirkungsvoll ausführen zu können. Nicht lange darauf wurde der Prinz gemeldet.

Sophie ging ihm freundlich entgegen und führte ihn darauf an der Hand nach einem neben dem ihrigen befindlichen Sitz.

Sein Erscheinen hatte sie wieder vollständig beruhigt, und ihr zagendes Herz mit Freude gefüllt.

Der Prinz sah sehr wohl aus; sein Antlitz zeigte eine fast weibliche Schönheit, die ihm doch, wie wir früher gesehen haben, wenig behagte, und weshalb er auch stets darauf bedacht war, die Zartheit und Weiße

der Haut durch Sonnenbrand und Oelbestreichen zu zerstören. Er hatte einen für sein damaliges Alter — sechszehn Jahre — starken und gedrungenen Körper, dessen Formen jedoch harmonisch waren, wenn ihnen auch vielleicht die jugendliche Schlankheit der Taille mangelte.

Seine Erscheinung wurde noch durch ein lebhaftes, Geist verrathendes, rasches Wesen sehr gehoben, und machte auf den Beschauer den angenehmsten Eindruck.

Dieselbe war heute um so wohlthuender, als der Prinz darauf bedacht gewesen, bei dem letzten Besuch, den er der Königin machte, ihr zu Liebe eine gewähltere Toilette anzulegen.

Sophie bemerkte das zu ihrer großen Freude sogleich, und ihr Mutterherz knüpfte daran die besten Hoffnungen für die Zukunft.

„Wir werden für eine lange Zeit getrennt sein, lieber Prinz, und ich hoffe, Sie werden diese Zeit zu Ihrem besten Nutzen und Frommen anwenden; denn ich glaube mich in der Annahme nicht zu täuschen, daß Ihre Begierde, andere Länder und Menschen kennen zu lernen, nicht gering ist“, bemerkte Sophie, des Prinzen Hand noch immer haltend.

„Gewiß, meine gnädigste Mutter“, entgegnete der Prinz. „Ich bin recht herzlich neugierig auf alle die Dinge, die ich zu sehen bekommen werde, namentlich in Holland, wo es Krieg giebt vollauf“.

„Das freut mich zu hören, und ich möchte Sie noch

an die Rücksichten erinnern, welche Sie, als der künftige Regent Preußens, auf Ihre Umgebungen zu nehmen haben, damit der Eindruck, welchen Sie bei denselben zurück lassen, auch ein guter und bleibender ist. Ein Regent — davon seien Sie überzeugt — hat solche Rücksichten viel mehr zu nehmen, als jeglicher andere Mensch; denn er bedarf der Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen mehr, als jeder Andere".

„Halten Sie sich überzeugt, Madame, daß ich die Lehren des Telemach wohl bewahrt habe", betheuerte der Prinz.

„Es freut mich, daß Sie sich selbst daran erinnern, und ich bin begierig, gerade heute, in der Stunde der Trennung zu erfahren, wie Sie noch darüber denken, und ob Sie die in jenem von uns so oft besprochenen Buch enthaltenen Lehren auch auf Ihre Gegenwart anzuwenden entschlossen sind", entgegnete Sophie, der es sehr lieb war, daß der Prinz selbst die Anregung zu einer von ihr beabsichtigten Unterredung gab.

Es muß nämlich zum näheren Verständniß bemerkt werden, daß der Prinz, um dessen Geist eine edlere und freiere Richtung zu geben, von der Königin vor ungefähr vier Jahren ein damals sehr viel Aufsehen erregendes Buch, das eigens für die Fürsten geschrieben worden, zur fleißigsten Benutzung erhalten hatte, dessen Lehren sie mit ihm alsdann in Lützenburg stundenlang besprach.

Es war dies der „Telemaque" von Fenelon, ein

Werk, das der Autor eigens für seinen Zögling, den Herzog von Bourgogne, geschrieben hatte, und das damals für die Quelle aller Weisheit und Tugenden galt, und darum auch in Deutschland als maßgebend für die ächte Bildung der Fürsten angesehen wurde.

Nicht nur hatte die Königin dieses Buch oft mit dem Prinzen durchgenommen, sondern auch ihren Vorleser, Larrey, veranlaßt, die mit dem Prinzen über die darin vorkommenden Charaktere geführten Gespräche aufzuzeichnen, und ihm dieselben zur späteren Nutzanwendung einzuhändigen.

Drei Hauptpersonen kamen in diesem Werk vor: Telemach, Sesostris und Pygmalion; der Erstere war der Zögling, der Zweite das gute und der Letztere das schlimme Vorbild desselben.

„Nun, welche Stellen haben sich Ihrem Gedächtniß wohl am tiefsten eingeprägt?“ fragte die Königin.

„Ich habe an Allem, was Telemach begegnete, lebhaften Antheil genommen, sowohl in dem, was er that, als was er dachte; vornehmlich aber war es die Gewalt, die er sich anthat, als er die Insel der Kalypso verließ, um sich von seiner Eucharis zu trennen, welche er zärtlich liebte, und die auch mir besonders wohl gefallen hat“, entgegnete der Prinz.

Der Leser wird nicht unschwer errathen, daß derselbe hiermit auf sein eigenes Verhältniß zu der heißgeliebten Markgräfin anspielte.

Diese Antwort schien der Königin ganz besondere

Freude zu machen; ihn mit zärtlich-erhelltem Auge anblickend, fragte sie:

„Würden Sie in einem ähnlichen Falle eben so handeln?“

„Ja, meine gnädige Mutter, wenn ich erfahre, daß mein Ruhm gefährdet sei“, betheuerte der Prinz fest.

„Ich freue mich herzlich, mein Sohn, zu sehen, daß Sie so noble Sentiments haben. Bewahren Sie dieselben für alle Zeiten Ihres Lebens“, bemerkte Sophie und fuhr fort:

„Aber sagen Sie mir, hat Sie die Strenge, womit der Lehrer gegen Telemach verfährt, indem er ihm täglich zeigt, wie anmaßend die Jugend sei, Alles zu vermögen und Nichts zu fürchten glaubt, nicht gegen denselben eingenommen“?

„Im Gegentheil, Madame; ich erkenne die Lehren und Rathschläge, die derselbe seinem Zögling ertheilt, durchaus an, und die Strenge des Mentor erfüllt mich mit Achtung und Ehrfurcht für denselben, da er stets mit Milde und in der Stille seine Zurechtweisungen ausspricht“ —, entgegnete der Prinz.

„So werden Sie dieselben auch niemals vergessen, und sich stets erinnern, wie sehr oft es Telemach bereute, den klugen Rathschlägen des Greises nicht gefolgt zu sein“, sprach die Königin mit Nachdruck und fuhr alsdann fort: „Bedenken Sie nur, wie der Mentor stets Recht hatte, welche große und nützliche Wahrheiten aus seinem Munde gingen, wenn er zu dem Prinzen

sagte, daß er sich bemühen solle, über Nichts in Unwissenheit zu bleiben, der Vollkommenheit so viel als möglich nachzustreben, von seinem Unglück und seinen Fehlern Vortheil zu ziehen, indem er sie verbessere, — Wahrheit und Gerechtigkeit zu lieben, Jeden anzuhören, aber nur Wenigen zu trauen, und wenn er ihn erinnert, daß die guten Handlungen eines Fürsten der vornehmste Schmuck seiner Person sein müssen, daß man ihm weniger Dank weiß für seine Geburt, als für seine Tugenden, und daß es, um der öffentlichen Erwartung zu entsprechen, ganz besonderer Verdienste bedarf."

„Gewiß, meine gnädigste Mutter, ich werde diese weisen Lehren nie vergessen und stets zu beherzigen trachten", betheuerte der Prinz.

„Sie werden dabei gut fahren, mein Sohn", bemerkte Sophie und fügte dann hinzu: „Diese Lehren allein reichen jedoch für Ihre einstige Stellung noch nicht aus, und so müssen Sie auch Ihrem künftigen Handeln jene Grundsätze unterbreiten, wie sie der weise Mentor weiterhin angiebt, wenn er den Fürstensohn daran erinnert, daß seine Handlungen weit häufiger von den Eingebungen seiner Minister, als denen seines Gefühls abhängen, er also auch klug wählen soll, und zwar gewissenhafte und edel gesinnte Leute, welche ihm mit Gefahr ihres eigenen Glücks zum Vortheil seines Ruhmes zu widersprechen wagen, und nicht Schmeichler, die, indem sie seine Ungerechtigkeit begünstigen, seine Irrungen und Schwächen gut heißen, und durch diese

perfide complaisance seine besondere Gnade zu verdienen und ihre hohen Aemter auszufüllen meinen."

„Was diesen letzteren Punkt anlangt, Madame, so darf ich Sie versichern, daß mir Nichts verhaßter ist, als niedere Schmeichelei und Heuchelei; Leute von solchem Charakter, falls sie sich mir zu nahen wagen, will ich wie die Hunde treten", entgegnete der Prinz, und sein geröthetes Antlitz verrieth, wie ernstlich er es mit dieser Betheuerung meinte, die seine späteren Handlungen vielfach bewähren sollten.

„Gewiß, gewiß"! fiel Sophie eifrig ein. „Das Wohl des Staats und das Glück des Fürsten beruhen darauf, den treuen und gewissenhaften Diener von dem Courtisan und Schmeichler zu unterscheiden. Ein weiser Rathgeber hat für einen Prinzen oft mehr Werth, als große Schätze und Armeen. — Ist der Hof doch gewöhnlich mit eigennützigen Schranzen angefüllt", — fuhr sie noch erregter fort, — „welche nur ihrem Herrn zu gefallen suchen, so daß zu fürchten steht, daß ein Fürst, welcher die Schmeichelei mehr liebt, als die Wahrheit in die Schlingen fällt, welche die Bösen ihm legen, und sich an den Abgrund führen läßt." —

„Meine gnädigste Mutter", betheuerte der Prinz, erglüht von der tiefsten Ueberzeugung und, wie es schien, erregt von Unwillen, den das von Sophien entworfene Bild in ihm hervorgerufen hatte, „fürchten Sie das nicht von mir! Ich will mich befleißigen, so weise Lehren streng zu beherzigen, und, damit Sie erkennen,

wie wohl mir dieselben gefallen, und wie tief sie sich meinem Gedächtniß eingeprägt haben, so erlauben Sie mir, Ihnen meine Ansicht über das Weitere, das ich gelesen, in wenigen Worten auszudrücken" —

„Gut, gut, mein bester Prinz. Ich bin recht begierig, wie Sie das Alles aufgefaßt haben"! sprach Sophie erfreut und schaute ihn gespannt an.

„Ihnen verdanke ich es", fuhr der Prinz fort, „eine so nützliche Lectüre kennen gelernt zu haben, und so glaube ich Ihnen auch über die Benutzung derselben Rechenschaft schuldig zu sein. Wie Sie, meine gnädigste Mutter, mir befohlen, habe ich die Charaktere und Sentiments von Sesostris und Pygmalion betrachtet; der Erstere ist durchaus gut und groß; der Andere durchaus ungerecht und grausam; Sesostris wurde von seinen Unterthanen angebetet, von seinen Feinden gefürchtet; er war der Schiedsrichter seiner Nachbarn, welche sich seinen gerechten und uneigennützigen Entscheidungen fügten. Weit entfernt, sie zu bekriegen, verhinderte er sie vielmehr, sich unter einander zu entzweien, und alle Nationen beneideten das Glück der Völker, welche unter seiner Herrschaft lebten.

„Er sah das Unglück der Fürsten ein, welche die Wahrheit nicht mit eigenen Augen sehen können, die man unter dem Schein des eifrigen Dienstes betrügt, denen man Liebe heuchelt und Lob spendet, während man an ihnen Nichts als ihren Reichthum achtet. Er beklagte die Lage dieser unglücklichen Fürsten und

gebrauchte alle mögliche Vorsicht, um nicht eine ähnliche Ungunst zu erfahren. Die Fremden empfing er stets mit Artigkeit, weil er glaubte, man erfahre immer etwas Nützliches, wenn man die Sitten und Gebräuche fremder Völker kennen lerne, und nachdem dieser Fürst den ganzen Tag gearbeitet, um die Geschäfte zu ordnen und eine pünktliche und gewissenhafte Justiz zu üben, unterhielt er sich im Gespräch mit geistreichen und rechtschaffenen Leuten, gegen Jedermann freundlich und sein Vertrauen denjenigen schenkend, die es verdienten, sehr verschieden in jeder Hinsicht von Pygmalion, welchen seine Unterthanen haßten, weil er geizig, mißtrauisch, grausam war und sich nur dadurch zu behaupten wußte, daß er das Blut derjenigen, welche er fürchtete, verspritzte. Dieser elende Fürst besaß einen Schatz, den er nicht achtete, dessen er nicht würdig war, einen getreuen Rathgeber, welcher es vorzog, täglich sein Leben preiszugeben, als seinem Könige untreu zu werden, weit entfernt, sich auf Kosten des Volks zu bereichern und zum Nachtheil seines Herrn zu erheben"! —

Der Prinz hatte mit großer Wärme gesprochen, während ein bewegtes Mienenspiel den Eindruck seiner Worte noch bedeutungsvoller und kräftiger machte.

Sophie hatte ihm mit steigender Spannung und Freude zugehört, indem ihr freudig belebtes Auge an dem theuern Sohn hing, der so edle und seltene Grundsätze aussprach und zugleich beherzigte, — Grundsätze, die sie selbst ihr Eigenthum nannte und ihrem einzigen

Kinde als dereinstige Richtschnur seines Handelns zuzueignen, das innigste Verlangen trug. Ihre Freude war überaus groß, solche Worte von dem Prinzen zu vernehmen, und von derselben übermannt, unterbrach sie seine Rede und rief erregt aus: „Glücklich die Fürsten, welche solche Minister haben und auf ihren Rath hören,— unglücklich diejenigen, welche sie haben und sich ihrer nicht zu bedienen wissen"!

„Gewiß, Madame, ich erkenne die tiefe Wahrheit Ihres Ausspruchs vollkommen an und werde dereinst stets darauf bedacht sein, nicht geleitet zu werden von engherzigen Menschen, sondern mein Volk selbst zu regieren und überall darüber zu wachen, daß weder dieses noch ich selbst betrogen werde. Doch in vielen Fällen wird es mir, wie ich fürchte, nicht eben leicht werden, mir selbst zu rathen, besonders, was den Krieg anbelangt." —

„Es ist das auch ohne Zweifel einer der wichtigsten Fälle, in welchen ein Regent sich versetzt sehen kann", bemerkte Sophie, „und derselbe hat wohl darauf zu achten, daß er einen solchen nicht etwa aus Eitelkeit und Ruhmsucht über sein Land und das seiner Nachbarn heraufbeschwört."

„Ich schätze Ihre Lehren, meine gnädigste Mutter, eben so hoch, als die des Mentor, möchte es Ihrer Güte belieben, zu sagen, bei welcher Gelegenheit ein weiser Fürst einen Krieg unternehmen darf", — sprach der Prinz, für den dieses Thema ein ganz besonderes

Interesse hatte, da es sich zugleich auf das Militärwesen bezog.

„Er darf ihn unternehmen, entgegnete Sophie, „um seine Rechte zu vertheidigen, und sobald er gewiß weiß, daß ein benachbarter Fürst die Absicht hat, ihn anzugreifen. Ebenso ist er aus guter Politik verpflichtet, ihm, wenn es sein kann, zuvorzukommen, indem er den Krieg in das Land desjenigen spielt, der ihn damit überziehen will. Er muß ferner die Waffen zur Unterstützung seiner Verbündeten ergreifen und besonders, um zu verhindern, daß die Mächtigen die Schwächeren unterdrücken. Ein Fürst muß im Frieden immer gerüstet sein, um seine Feinde und Nachbarn in Respect zu erhalten und etwaigen Gelüsten derselben, in sein Land einzubrechen, zu begegnen.

„Das ist meine Ansicht darüber; möchten Sie dieselbe immerdar beherzigen, so wie Alles, was Sie Gutes und Wahres in der Lectüre gefunden und heute vor mir ausgesprochen haben. Da Sie von mir scheiden, bleibt mir Nichts weiter übrig, als Sie in den guten Maximen zu befestigen, um denen, welche ich Ihnen als Muster vorgestellt habe, und den Helden, welche Sie in Ihrer Familie finden, ähnlich zu werden.

„Gehorchen Sie Ihrem Vater, wie der geringste seiner Unterthanen; verachten Sie die Lüge und den Lügner; verdienen Sie das Lob, aber weisen Sie es zurück; vergeben Sie die Fehler, welche nicht aus bösem Willen

hervorgingen, und genießen Sie unschuldige Vergnügungen, welche Ihnen nach Ihren Arbeiten vergönnt sind, nur um sich zu erholen, nicht um sich zu verweichlichen.—

„Bleiben Sie stets eingedenk, daß es mein innigster Wunsch ist, Telemach's Gesinnungen möchten auch die Ihrigen sein. Er legte seinen Stolz ab, wurde leutseliger, war gut, mitfühlend und wohlthätig; daher war er auch von aller Welt geliebt. Diese Liebe sei Ihr Verdienst.

„Sesostris wird Sie gelehrt haben, was von der einen Seite die Liebe des Volkes für einen guten Fürsten ist, und von der anderen, wie glücklich ein Fürst, wenn er von seinen Unterthanen geliebt wird; seien Sie stets in Ihrem Handeln hierauf bedacht, so wird Ihnen auch das Glück eines Fürsten zu Theil werden und Sie werden ein Segen Ihres Landes sein"!

Der Prinz war tief gerührt und ergriff hastig der Königin Hand, um dieselbe zu küssen; aber das Mutterherz verlangte nach einer Umarmung ihres Kindes und sie zog ihn an die Brust, küßte ihn wiederholt auf Stirn, Mund und Wangen, und schaute ihn dann mit feuchten Augen wieder an; denn sie sollte ihn ja auf lange, lange Zeit verlieren.

Und so schied der Prinz endlich, von Ihrem reichsten Segen begleitet, nachdem sie noch den Wunsch ausgesprochen, er möge am nächsten Morgen zu ihr

kommen, damit sie ihm ein letztes Lebewohl sagen könnte.

Sie sah ihn zwar sehr bewegt, aber doch beruhigter fortgehen. Die von ihm ausgesprochene Beherzigung ihrer Lehren hatten ihr sehr wohl gethan und sie mit der beglückenden Hoffnung erfüllt, ein reiferes Alter des Prinzen würde ihn zu einer solchen vortheilhaften Entwickelung seines Charakters und Geistes gelangen lassen, wie es ihr sehnlichster Wunsch war, und woran sie unermüdet und unablässig gearbeitet hatte.

Was ihren Schmerz überdies noch minderte, war die Aussicht, noch in diesem Herbst selbst nach Hannover zu reisen, und dadurch wiederum mit ihrem Sohn vereinigt zu werden.

Aber alle diese Momente, welche sie sich absichtlich wiederholt in die Erinnerung führte, vermochten dennoch nicht, ihrer Seele eine dauernd heitere Stimmung zurückzugeben; immer und immer drängte sich die Besorgniß hervor, sie würde den Prinzen niemals wiedersehen, und sie unterlag derselben wider ihren Willen.

Da wurde Leibnitz gemeldet. Sophien war dessen Besuch stets, heute aber mehr, als gewöhnlich, angenehm, und sie ließ ihn sogleich eintreten.

„Sie finden, mein theurer Lehrer, heute ein schwaches Weib, das sich weder Kraft noch Trost, selbst in den Armen der Philosophie verschaffen kann“, rief ihm Sophie entgegen. „Schelten Sie mich, ich verdiene es.“

„Majestät, ich würde ungerecht sein, wenn ich dieser

Aufforderung willfahren wollte. Seien Sie schwach, Sie dürfen es; denn Sie sind Mutter, und nur diese sehe ich heute in dem Augenblick, nachdem sie Ihrem einzigen Kinde ein Lebewohl für lange Zeit sagte", entgegnete Leibnitz mild, die Königin auf ihren Sitz führend. „Klagen Sie sich nicht an, denn über alles Geborene herrscht das ewige Naturgesetz, das mächtiger ist, als die menschliche Macht, so sehr wir auch dahin streben, dieselbe mit Hülfe unseres Verstandes zu stärken. Was darf sich das Atom dem ewigen Weltengeist gegenüber zu wollen erkühnen"!

„Wahr, wahr", entgegnete die Königin leise; „ich fühle das heute tiefer, denn je."

„Ein Moment, wie der heutige, ist Ihnen im Leben noch nicht nahe getreten. Sie werden dem Einfluß der Gewöhnung nachgeben, und ein künftiger Abschied wird weniger schmerzlich sein", bemerkte Leibnitz.

„Glauben Sie, Freund, daß ich den Prinzen je wiedersehen werde"? fragte Sophie wiederum mit leiser Stimme, ohne Leibnitz anzusehen.

Dieser wurde durch eine so ungeahnte Frage sehr überrascht; denn daß die Seele der Königin von so niederdrückenden Gedanken erfüllt wäre, hatte er bis dahin für etwas Unmögliches gehalten.

„Warum fürchten Sie so Schlimmes"? fragte er.

„Fragen Sie mich nicht. Giebt es Ahnungen in der Seele des Menschen, so finden Sie in ihnen den Grund", entgegnete die Königin.

„Diese werden schwinden, sobald sich Ihr Geist wieder in Ihren Lieblingsstudien ergeht. Ahnungen sind nur das Resultat einer potenzirten Phantasie; lassen Sie uns mein System einer allgemeinen, philosophischen Sprache durchgehen; vielleicht wird es ihm gelingen, Ihre Aufmerksamkeit anzuregen; ich habe es zu diesem Zweck mitgebracht.“

„Sie müssen heute mit Ihrer Schülerin Nachsicht haben“, bemerkte Sophie.

„Deren wird es nicht bedürfen; Ihr eigener Wille wird Ihrem Geist die erforderliche Richtung geben; auch hege ich die Hoffnung, der Stoff an und für sich dürfte in Ihnen Interesse erwecken“, entgegnete Leibnitz, und darauf bedacht, Sophiens Seele von so kummervollen Gedanken zu befreien, entfaltete er die mitgebrachten Blätter, und begann darauf die Königin mit Allem bekannt zu machen, was er bisher zu seinem Zweck entwickelt hatte. Und es gelang ihm seine so edele Absicht besser, als er geglaubt hatte.

Der für alles Ideelle so empfängliche Geist Sophiens wurde allmälig durch die, eben so geistvollen, als originellen Gedanken und Erläuterungen angeregt, und von Leibnitz zu Entgegnungen herausgefordert, überwand das gegenwärtige Interesse mehrere Stunden hindurch ihre trübe Stimmung. Aber ihre Unterhaltung beschränkte sich nicht allein auf den bezeichneten Gegenstand, sondern ging, wie gewöhnlich, von der Forschbegier der Königin

erweitert, bald auf die wichtigsten philosophischen Fragen über.

Leibnitzen's unsterbliches Werk, „Theodicee“, ist aus den mündlichen und brieflichen Unterhaltungen mit der Königin hervorgegangen, und man gewinnt aus demselben die Ueberzeugung von dem eminenten Forschergeist der großen Königin, indem in diesem Werk die tiefsten Fragen über Gott, Religion, Wissenschaft u. s. w. behandelt werden.

Erst, nachdem sich Leibnitz überzeugt halten durfte, es sei wieder Ruhe und eine freundlichere Stimmung in Sophiens Herz zurückgekehrt, entfernte er sich.

Aber dieses Mal sollten die Muttergefühle dennoch die Tröstungen der Philosophie besiegen; denn als sich die Königin allein sah, breiteten sich die früheren düsteren Ahnungen wieder über ihre Seele.

Zum ersten Mal geschah ihr das, und gedankenvoll begab sie sich zur Ruhe.

Der gefürchtete Abschiedsmoment erschien früher, als sie geglaubt.

Sophie hatte sich nach einer wenig ruhevollen Nacht zeitig erhoben und sah der Ankunft des Reisewagens mit bangem Herzen entgegen, bemüht, dem Prinzen mit Fassung das letzte Lebewohl zu sagen.

Leibnitz und Fräulein von Pöllnitz waren bei ihr und unterstützten sie darin auf alle Weise.

Da rollte die Equipage heran. Die Königin durchflog ein leises Zittern; unwillkürlich blieb sie stehen und

stützte sich auf den Arm des Fräuleins. In dem nächsten Moment trat der Prinz ein. Sie breitete die Arme nach ihm aus und drückte ihn heftig an ihr Herz. Dann ermannte sie sich, und ihrem Entschluß getreu, sprach sie mit ruhiger Fassung: „Reisen Sie glücklich, mein lieber Sohn. Meine Freude an Ihren Genüssen und Erfahrungen begleitet Sie"!

Der Prinz war außerordentlich ergriffen. Wiederholt, doch schweigend, küßte er ihr mit Heftigkeit die Hände; dann ging er rasch aus dem Zimmer.

Sophie behielt Fassung und Ruhe. Sie schaute durch das Fenster, winkte dem Prinzen zu, als er sich vor seinem Einsteigen nochmals verbeugte, sah dem fortrollenden Wagen nach; dann aber, plötzlich vom Schmerz überwältigt, ging sie still in ihr Gemach, in welchem sie lange verweilte, bemüht, sich Fassung zu verschaffen. Niemand wagte, sie in diesem heiligen Moment zu stören, selbst Leibnitz und Fräulein von Pöllnitz nicht. Erst nach mehreren Stunden, in welchen man Nichts von der Königin vernommen hatte, sah sich jene in banger Besorgniß veranlaßt, an die Thür zu klopfen und um Einlaß zu bitten.

Sie erhielt keine Antwort. Dadurch beängstigt, zögerte sie nicht länger, öffnete leise die Thür und blickte in das Gemach. Dasselbe war leer. Sie trat, in der Vermuthung, die Königin dennoch in demselben zu finden, näher; indessen sie sah sich getäuscht. Sophie war kurz vorher in den Garten gegangen.

Als Fräulein von Pöllnitz das Zimmer durchschritt, um der Königin zu folgen, erblickte sie auf einem Tisch, vor welchem Sophie wahrscheinlich gesessen hatte, ein Blättchen, auf welchem ein Herz gezeichnet war; daneben hatte die Königin die so einfachen, aber bedeutungsvollen Worte geschrieben:

„Il est parti“!

Neuntes Capitel.

Ein ungeahntes Wiedersehen.

Wir haben Hülsen in einem bedauerlichen Zustand verlassen. Die Ohnmacht, in welche ihn der große Blutverlust versetzt hatte, dauerte fort, ohne daß eine hülfreiche Hand zu seinem Beistand herbei geeilt wäre, der um so nothwendiger wurde, als beim Niederstürzen des Pferdes einer seiner Schenkel von dem Körper desselben bedeckt wurde.

Es war ein günstiger Zufall, daß das Pferd, zum Tode erschöpft, plötzlich zusammenbrach und der weiche Rasen den durch das Hinuntersinken des schweren Körpers bedingten Stoß abhielt, so daß Hülsen unverletzt auf den Boden gleitete.

Stunde auf Stunde verging, Niemand nahte.

Das Getümmel des Krieges, der Kanonendonner und das Geschrei der Kämpfenden, das Hurrahrufen der Sieger, ihr schmetternder Jubel waren allmälig verhallt. Die Nacht war gekommen, ohne daß Hülsen ein Lebenszeichen von sich gab. Der mit Pulverdampf er=

füllte Nebel legte sich auf sein kaltes, bleiches Antlitz; er schien todt zu sein, ein schönes Opfer auf dem Felde der Ehre.

Aber er sollte in dieser Hülflosigkeit nicht lange verharren. Franz war bemüht gewesen, Hülsen so nahe wie möglich zu bleiben, um demselben vorkommenden Falls sogleich Dienste leisten zu können; so konnte es denn nicht ausbleiben, daß er, von der Liebe zu seinem Herrn und seinem Kampfesmuth fortgerissen, den ihm angewiesenen Platz verließ und sich, ohne irgend eine Gefahr zu achten, so dicht als möglich der Abtheilung anschloß, in welcher sein Herr befehligte. Er hielt sich durch die unabweisliche Nothwendigkeit, seinem Herrn überall in dem wüthenden Kampf zur Seite zu bleiben, wegen Ueberschreitens des ihm gegebenen Befehls hinlänglich entschuldigt.

Rasch nahte er Hülsen's Regiment. Kaum daselbst angelangt, vernahm er die Ordre, sein Herr solle die Batterie um jeden Preis nehmen.

Daß dabei Mancher von den Kriegsleuten, die alle von Muth entflammt waren, seinen letzten Ritt thun würde, konnte für ihn nicht fraglich sein. Um so mehr glaubte er sich verpflichtet, seinem Herrn in möglichster Nähe zu folgen.

Die Abtheilung schwenkte darauf ab und bis zu dem Gehölz hatte Franz seinen Herrn noch immer im Auge behalten; als aber der eigentliche Sturm mit der erforderlichen Schnelligkeit erfolgte, sich darauf an dieser

Stelle ein äußerst hartnäckiger und bald auch allgemeiner Kampf entspann, so wurde er durch das Getümmel und die anrückenden Massen von seiner Stelle fortgedrängt, und als es ihm wiederum möglich ward, in die Nähe derselben zu gelangen, waren die Preußen längst vorgerückt und von seinem Herrn und dessen Abtheilung sah und hörte er Nichts. Das hielt ihn jedoch nicht ab, den kämpfenden Heeren nachzuziehen und dabei die in seinem Wege liegenden Getödteten genau zu betrachten. Gott sei Dank, keiner derselben trug die Züge seines Herrn! So eilte er weiter und weiter, ohne jedoch Hülsen's Abtheilung oder Regiment anzutreffen.

Die Preußen rückten jubelnd und mit Siegesschnelle vor; ein Hurrahrufen übertönte das andere, übertönte zuletzt den Donner der Kanonen, und endlich schmetterten die Trompeten und verkündeten den Sieg. Die Schlacht war beendet; in schmachvoller Flucht flohen die Franzosen und ihre Verbündeten.

Der denkwürdige Sieg bei Höchstädt war erfochten, erfochten durch die Tapferkeit des preußischen Hülfsheeres! Franz stimmte einen Augenblick in den Jubel ein; dann aber war er unablässig bemüht, seinen Herrn aufzufinden. Eine Kugel war ihm dabei an die Brust geflogen und hatte dieselbe stark gestreift, ohne daß er ihrer achtete. Rastlos spähte er umher, bis er wirklich so glücklich war, Hülsen's Regiment zu treffen. Hier wurde ihm gesagt, daß Hülsen vermißt würde und wahrscheinlich gefallen sei.

Das schlug seinen Muth freilich sehr nieder; aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß, so lange er nicht selbst seinen Herrn wirklich todt gesehen, die Möglichkeit, denselben lebend zu finden, noch vorhanden wäre. Darum begann er auf's Neue zu forschen, und fand bald darauf die erwünschte Spur und endlich Hülsen selbst. Es war ungefähr Mitternacht, als er zu seinem freudigen Schrecken das wohlbekannte, aber todtenbleiche Gesicht desselben erblickte.

Er steckte die Kiehnfackel, mit welcher er umher geritten, in den weichen Boden und war darauf sogleich bemüht, seinen Herrn unter dem Pferde — dem prächtigen, armen Thier! — hervorzuziehen.

Dies gelang ihm nach einigen Anstrengungen. Darauf versuchte er, mit Hülfe von Branntwein und kühlem Wasser seinen Herrn wieder in das Leben zurückzubringen. Dazu schien jedoch anfangs wenig Hoffnung zu sein; denn nicht allein trug Hülsen alle Zeichen des Todes an sich, sondern Franzens Bemühungen waren auch lange Zeit durchaus erfolglos.

Aber er ließ nicht nach, wenn ihn auch der Schmerz bisweilen übermannte und er veranlaßt wurde, sehr häufig seinen Rockärmel zu incommodiren, um die Augen wieder klar zu machen.

Endlich aber sollte seine Mühe dennoch belohnt werden; Hülsen gab ein schwaches Lebenszeichen von sich, ohne doch das Bewußtsein zu erhalten. Franz frohlockte

und verdoppelte seinen Eifer; aber er erkannte auch bald, daß derselbe unter den gebotenen Umständen wenig fruchten würde und sein zum Tode erschöpfter Herr unter Dach und Fach gebracht werden müßte, sollte er gerettet werden. Darum zögerte er nicht, sich rasch auf das Pferd zu schwingen und nach Hülfe umher zu spähen.

Nach einiger Zeit war er wirklich so glücklich, eine Mühle zu finden, deren Eigenthümer sich sogleich bereit zeigte, seiner Aufforderung zu folgen, und so wurde Hülsen noch in der Nacht in des Müllers Behausung geschafft.

Nachdem Franz seinen Herrn also gesichert sah, ritt er fort, um ärztliche Hülfe zu suchen, und ließ nicht eher nach, bis er einen Feldscheerer am Lager seines Herrn sah.

Wie frohlockte er, als der letztere nach genauer Besichtigung der Verwundungen das Urtheil abgab, dieselben wären nicht geradezu tödtlich und eine gute Pflege, sowie die Naturkraft Hülsen's würden Alles wieder gut machen. Keines der herrlichen Glieder war gebrochen oder verrenkt, bis auf den Schenkel, der unter dem Pferde gelegen hatte, und in welchem Hülsen Schmerzen verspürte. Daher durfte sich Franz der hohen Freude hingeben, seinen Herrn stattlich wie früher wieder einherschreiten zu sehen.

Die Pflege, welche Hülsen in der Mühle gewährt werden konnte, war zu unbedeutend, um nicht sehr bald

den Wunsch nach einem bequemeren Ort in ihm hervorzurufen. Auch Franz war schon lange darauf bedacht gewesen, einen solchen in der Nähe ausfindig zu machen, doch vergebens. Da entschloß sich Hülsen zu dem Versuch, eine etwas entfernte Stadt zu erreichen, woselbst er jeden Beistand erwarten durfte. Zwei Wochen hatten ihn wieder ein wenig gestärkt, obwohl seine Wunden nur langsam der Heilung entgegenschritten; so hoffte er denn, die Fahrt dahin aushalten zu können. Der Feldscheerer gab seine Zustimmung, und Hülsen befand sich bereits am folgenden Tage auf dem Wege, von Franz und dem Müller begleitet.

Glücklich langte er an und sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht.

Hier verweilte er nun einen ganzen Monat; gute Pflege und seine kräftige Natur überwanden die neue Gefahr, in welche ihn eine Verschlimmerung seines Leidens gebracht hatte.

Er fühlte sich endlich so weit hergestellt, daß er eine längere Reise aushalten zu können glaubte, und entschloß sich, der Einladung eines in Hannover lebenden Freundes zu einem längeren Besuch zu folgen und daselbst seine Kräftigung und gänzliche Genesung abzuwarten.

Der Herbst war schön, und so brach er denn in kleinen Tagereisen dahin auf.

Herr von Tettau, der Vater von Hülsen's Freunde, war Besitzer eines schönen Landgutes an der Weser,

wohin sich dessen Sohn, ebenfalls verwundet, begeben hatte.

Hülsen und der Letztere standen bei dem nämlichen Regiment, waren auf diese Weise näher mit einander bekannt und in der letzten Schlacht befreundet geworden.

Der bereits wieder ganz hergestellte Freund erwartete Hülsen mit jener Freude, welche stets der natürliche Ausdruck eines achtungsvollen Gefühls zu sein pflegt, das wir für die Vorzüge eines uns werthen Menschen hegen.

Hülsen's Muth und Tapferkeit, welche er in der Schlacht bewiesen, hatten dieses Verhältniß der Hochachtung zwischen ihm und Max von Tettau — so hieß jener — begründet.

Der Tag, den Hülsen zu seiner Ankunft auf dem Landsitz bezeichnet hatte, war vorübergegangen, ohne daß er daselbst angelangt wäre, und der besorgte Freund sendete beim Nahen des Abends einen Boten auf den Weg, den Hülsen kommen mußte.

Ungefähr zwei Stunden darauf kehrte derselbe mit der schlimmen Nachricht zurück, eine Wunde Hülsen's habe sich in Folge der anstrengenden Reise verschlimmert, sei aufgebrochen und dadurch ein so bedeutender Blutverlust entstanden, daß Hülsen habe liegen bleiben müssen.

Schnell machte sich Max von Tettau auf den Weg zu seinem Freund, fand leider die traurige Botschaft in jeder Hinsicht bestätigt, und war alsdann auch sogleich

bedacht, ihn mit der größten Behutsamkeit nach der väterlichen Besitzung bringen zu lassen. Dies gelang zwar; als aber Hülsen daselbst ankam, verschlimmerte noch in der Nacht ein heftiges Fieber seinen ohnehin nicht gefahrlosen Zustand.

Mehrere Tage gingen hin; das Befinden des Kranken wurde jedoch trotz der in jeder Hinsicht sorgfältigen Pflege immer bedenklicher.

Ein nervöses Fieber raubte Hülsen die Besinnung und ließ ihn fast acht Tage am Rande des Grabes schweben.

Endlich siegte seine kräftige Natur. Ein tiefer, wohlthätiger Schlummer beruhigte die kranken Lebensgeister, und Franz, der unermüdlich an dem Krankenlager seines geliebten Herrn gewacht hatte, nickte gegen Morgen ein wenig ein.

Da erwachte Hülsen von einer leisen Berührung seiner auf dem Bett ruhenden Hand; noch erschöpft und vom Halbschlaf befangen, schlug er die Augen auf, und es däuchte ihm, als ob Anna mit feuchtem, liebenden Blick sich über ihn nieder gebeugt hätte. Diese Erscheinung für einen Traum haltend, schloß er die Augen wieder, und als er nach einiger Zeit erwachte, erinnerte er sich zwar daran, war aber auch jetzt überzeugt, geträumt zu haben.

Mit großer Freude wurde die Wiederkehr seiner Gesundheit von seinem Freunde und den übrigen Hausgenossen begrüßt.

Zwei Tage waren vergangen. Wiederum erwachte Hülsen aus einem leichten Schlummer, in den er gegen Abend gefallen war; die Lampe brannte nur matt; Franz war nicht in dem Zimmer, und wieder sah er Anna's leichte Gestalt, wie sie sich an dem Tischchen neben seinem Lager, auf welchem sich Erfrischungen und Heilmittel für ihn befanden, zu schaffen machte. Aber auch dieses Mal sah er sie nur flüchtig, da der Eintritt Franzens, wie es schien, sie zum schnellen Entfernen nöthigte. Nach einigen, mit demselben leise gewechselten Worten verschwand sie durch die Thür.

Das unsichere, trübe Licht ließ ihn zu keiner Gewißheit über die wirkliche Gegenwart der Erschienenen gelangen, zumal auch die Ferne des Orts eine solche Annahme nicht begünstigte.

Es war natürlich, daß Hülsen von Franz Aufschluß begehrte, sich aber mit der wenig befriedigenden Antwort begnügen mußte, ein Fräulein aus dem Hause erkundige sich öfter nach seinem Befinden und käme auch bisweilen in das Zimmer, wenn Hülsen gerade schliefe, um zu sehen, ob Alles da wäre, was er gebrauche. Ein charmantes und obenein schönes Fräulein sei es, betheuerte Franz und versicherte überdies, dasselbe gefiele ihm über alle Maßen, besonders, da es sich so theilnehmend für Hülsen zeige. Er habe ihr und einer älteren Dame, die sie Mutter genannt, sehr genaue Auskunft über Alles, was Hülsen betroffen, geben müssen, und könne seinen Herrn versichern, daß die

Leute außerordentlich gut und theilnehmend wären, und er gar nicht besser habe unterkommen können.

Hülsen wußte nicht, was er sagen sollte. Dieses Mal glaubte er schärfer, als das erste Mal, gesehen zu haben; freilich konnte ihn auch eine zufällige Aehnlichkeit und die lebhafte Erinnerung an Anna getäuscht haben.

Endlich, nach drei langen, schmerzlichen Wochen, war er wieder so weit genesen, daß er das Bett verlassen konnte. Seit jenem Augenblick hatte er das Mädchen nicht wieder gesehen, und selbst sein Freund erschien nicht zu häufig bei ihm, weil man auf Anrathen des Arztes jede Aufregung zu vermeiden suchte.

Als Hülsen, in dem bequemen Lehnsessel ruhend, zum ersten Mal durch die geöffnete Thür die frische Herbstluft einathmete, kam Max von Tettau und wünschte ihm zu seiner Genesung aufrichtig Glück. Dies gab Veranlassung, daß Hülsen sich nach den Angehörigen desselben erkundigte, indem er zugleich von dem tiefen Dank sprach, zu welchem ihn ihre sorgsame Pflege verpflichtet hätte.

„Es wird Ihnen vielleicht", entgegnete Herr von Tettau, „nicht unlieb sein, zu hören, daß sich Ihren Dank nicht ganz Unbekannte verdient haben."

„Sollte ich mich also doch nicht getäuscht haben"?! — sprach Hülsen mit Ueberraschung, an die wiederholte Erscheinung des Mädchens denkend.

„Vielleicht nicht", erwiederte Tettau, seine Gedanken

errathend, „wenn Sie sich stark genug fühlen, stelle ich Ihnen dieselbe vor“.

„Sie werden mich außerordentlich erfreuen“, sprach Hülsen, indem er ruhig zu sein sich bemühte.

Tettau ging darauf in den Garten und erschien bald nachher in einem der Gänge mit zwei Damen an der Hand, welche er Hülsen zuführte.

Das bleiche Antlitz des Letzteren färbte die angenehmste Ueberraschung: er erblickte Anna und ihre Mutter.

Er wollte sich erheben, um ihnen entgegen zu gehen; seine Schwäche verhinderte ihn aber daran, und die Baronin rief ihm schon von Weitem entgegen, sich durchaus nicht zu bemühen.

Mit herzlichen Worten wurde er begrüßt; tief erröthend schaute Anna auf ihn und reichte ihm dann die Hand.

Es vergingen mehrere Augenblicke, ehe er wieder Herr seiner inneren Bewegung wurde und eine geordnete Unterhaltung eingeleitet werden konnte; dann aber machte er seinem freudig bewegten Herzen auch sogleich durch die Frage Luft, welchem glücklichen Zufall er eine so ungeahnte Freude verdanke.

„Keinem Zufall, sondern unserem Willen und der durch die Verhältnisse gebotenen Nothwendigkeit“, entgegnete die Baronin. „Sie wissen“, fuhr sie fort, „womit man unserem Kinde gedroht hatte. Wir erfuhren auch später die Quelle dieser Drohung, und mein

Gemahl erachtete es unter solchen Umständen für das Beste, Anna so weit als möglich aus dem feindlichen Kreise zu entfernen; denn wir kannten die Macht desselben nur zu wohl und wußten, daß den Urhebern jenes schändlichen Complots jedes Mittel recht wäre, ihren Zweck zu erreichen. Herr von Tettau, mein Verwandter, bot uns dazu hülfreich die Hand, und so standen wir nicht an, seiner Einladung zu einem längeren Besuch Folge zu geben. Bis zu diesem Zeitpunkt haben wir auf einem Landsitz meines Schwagers in der Mark gelebt." — So schloß die Baronin ihren Bericht.

„Sie haben also von meinem Brief an Ihren Herrn Gemahl keine weitere Notiz genommen"? fragte Hülsen nach einer kleinen Pause.

„O doch, und sind Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme sehr verbunden; der Baron jedoch erachtete es der Vorsicht halber für besser, wenn wir trotzdem für längere Zeit von Berlin fern blieben", — entgegnete die Baronin.

„So mußte ich denn allein von einem so schändlichen Plan, der Ihnen gewiß mancherlei Ungemach und Unruhe bereitet hat, die angenehmen Vortheile genießen", sprach Hülsen mit Wärme, der Baronin die Hand küssend.

„Wir können nicht zu sehr klagen. Das Reisen in der schönen Jahreszeit belästigt nicht, und überdies waren wir überzeugt, von treuen Freunden empfangen zu

werden", beruhigte die Baronin mit Herzlichkeit und Anmuth. „Und ich glaube", fuhr sie fort, „Anna beklagt sich eben so wenig, als ich. Wir lieben es, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, und überdies hat uns diese Gelegenheit lang entbehrten Freunden wieder zugeführt. Das sind auch angenehme Vortheile. Aber Sie, lieber Hülsen, sind — Gott sei Dank! — einer furchtbaren Gefahr entronnen, nachdem Sie so vieles Ueble erfahren mußten."

„Ihre Güte ließ mich Alles leichter überstehen", entgegnete Hülsen und sein Auge verrieth, daß er so gern noch mehr hinzugesetzt hätte.

Aber obwohl er das verschwieg, verkündete doch Anna's sanft erregter Blick, der ihn darauf traf, daß sie seine geheimsten Gedanken errathen und verstanden hatte, und eine leichte Röthe, welche sich über ihre sanften, schönen Züge verbreitete, bestätigte dies noch mehr.

Die Damen hatten, wie wir wissen, Hülsen's ritterlichen Heldenmuth, mit welchem er seine Abtheilung in das Feuer geführt und wodurch seine Verwundungen entstanden waren, erfahren, und das Interesse für ihn mußte dadurch noch gesteigert werden, abgesehen davon, daß er ein sehr geschätzter Freund des Barons war.

So bildete sich denn sehr bald eine vertraulichere Annäherung, die Hülsen, nachdem er wieder ganz hergestellt war, bald veranlaßte, Anna sein Herz

aufzuschließen, um das Geständniß ihrer Liebe zu empfangen.

Gern und mit freudigem Herzen gab die Baronin ihre Einwilligung zu diesem Bund, der, wie sie überzeugt war, auch in dem Wunsch ihres Gemahls lag.

So war das Glück der Liebenden durch kein Hinderniß getrübt.

Hülsen's Gesundheit und Kraft nahm von Tag zu Tage zu, und bald röthete wieder Lebensfrische sein Antlitz.

Es war die Verabredung getroffen, daß, da Hülsen's Pflicht ihn nach seiner Herstellung wieder zu seinem Regiment rief, die Damen nach Berlin zurückreisen wollten, indem, wie der Baron geschrieben, eine Gefahr für Anna nicht mehr zu befürchten stand. Auch Hülsen hatte der Baron durch einen sehr liebevollen Brief erfreut, in welchem er ihn nicht allein von ganzem Herzen seinen lieben, künftigen Sohn nannte, sondern auch schließlich seine Versetzung zur Kriegsarmee berührte, und daran erinnerte, wie er Hülsen früher von dem Dienst bei Hofe abgerathen habe, wo, wie er das jetzt würde erkannt haben, nur Mißgunst und Kabale herrsche.

Diese Bemerkung des Barons veranlaßte Hülsen, als er mit Anna durch den Garten lustwandelte, mit dieser darüber zu sprechen.

„Wie bedauere ich, bemerkte sie, „daß es so kommen mußte; denn Ihre Anstellung, die Sie so sehnlichst wünschten, hat mir große Freude bereitet.“ —

„So erfuhren Sie also mein Verlangen“? fragte Hülsen.

„Der Vater theilte uns Ihre Absicht mit und zugleich die geringe Aussicht, welche Sie zur Erfüllung derselben hatten“ — entgegnete sie.

„Er schien meinen Wunsch nicht zu billigen und wahrscheinlich wäre derselbe auch nicht so schnell erfüllt worden, wenn er nicht, wie ich glauben muß, bei dem Könige befürwortet worden wäre“, — bemerkte Hülsen in Erinnerung dessen, was ihm die Gräfin Wartenberg darüber gesagt hatte.

„Ja“, sprach Anna unbefangen, „die Königin ist gut und theilnehmend.“

Ueberrascht schaute Hülsen sie an. Diese Worte verriethen ihm ihre so ungeahnte Kenntniß von der Mitwirkung der Königin bei seiner Anstellung; die Gräfin hatte also die Wahrheit gesprochen.

Er war plötzlich stehen geblieben, und sein Antlitz und Auge hing fragend an dem ihren, in welchem sich die innere Bewegung aussprach. Anna erröthete ein wenig.

„So bin ich also nicht getäuscht worden“? fragte er.

„Gewiß nicht. Die herrliche Königin hat eine Fürbitte beim Könige für Sie eingelegt“ — erwiederte Anna, etwas befangen lächelnd.

„Was konnte dieselbe aber dazu veranlassen, da sie weder mich noch meinen Wunsch kannte“?!

„Sie irren, bester Hülsen; Sie waren der Königin bereits vor Ihrer Anstellung persönlich nicht fremd.“ —

„Sie setzen mich in das höchste Erstaunen“! rief Hülsen. „Wie und auf welche Weise sollte das geschehen sein“?

„Vielleicht erinnern Sie sich noch eines Vorfalls, den Sie bei Ihrer Einkehr in Berlin hatten, und bei welchem Sie einer Dame hilfreichen Beistand leisteten“?

„Allerdings“, entgegnete Hülsen; „doch begreife ich noch immer nicht, wie derselbe irgend welchen Einfluß haben konnte, mich der Königin bekannt zu machen.“

„So haben Sie die Dame nicht erkannt“? fragte Anna mit Ueberraschung.

„In der That, nein“, betheuerte Hülsen.

„Sonderbar, sehr sonderbar“! sprach Anna gedankenvoll.

„Sie kennen dieselbe also“? fragte Hülsen.

„Gewiß. Es war die Königin selbst, der Sie einen so vortrefflichen Dienst leisteten“, entgegnete Anna und schaute Hülsen mit zärtlichen Blicken an.

„Bei Gott, das habe ich nie geahnt“! rief Hülsen, von dem Bewußtsein auf das Angenehmste ergriffen, der so hochverehrten Königin jenen Dienst geleistet zu haben. Zugleich bat sein Auge um weitere Erklärung.

„Die Königin war an jenem Tage, wie sie es liebt, in einer einfachen Chaise zu einer erkrankten Dame gefahren, welche auf einem Landsitz wohnte, ohne mehr als einen Diener mitzunehmen, um jegliches Aufsehen

zu vermeiden, welches, wie ihr mildes Herz sie bedenken ließ, die Ruhe der von ihr sehr geschätzten Dame leicht hätte stören können. Der Abend überraschte sie auf der Rückfahrt, und das Uebrige wissen Sie. Die Verbrecher, welche es wahrscheinlich auf ihre Diamanten abgesehen hatten, wurden durch Ihren Beistand verscheucht, und die Königin büßte Nichts mehr, als nur" — —

„Einen Handschuh ein, den ich ihr willenlos rauben mußte", ergänzte Hülsen lächelnd.

„In der That, sie hat das dem Fräulein von Pöllnitz mitgetheilt, ohne zu vermuthen, daß derselbe in Ihren Händen geblieben ist", bemerkte Anna.

Hülsen gab die nöthige Erklärung darüber und verschwieg nicht, welche Hoffnungen er an dieses Abenteuer geknüpft hatte.

„Sie sehen, daß Sie den Werth der kostbaren Beute als eine gute Vorbedeutung für die Gestaltung Ihrer Verhältnisse in Berlin nicht überschätzt haben", — entgegnete Anna lächelnd.

„Noch aber will mir das nicht einleuchten", bemerkte Hülsen.

„So muß ich Ihnen denn Alles sagen", fuhr Anna fort, „damit Ihre so natürliche Begierde nach Aufklärung über diese Angelegenheit vollständig befriedigt wird. Die Königin, in der Voraussetzung, Sie hätten sie erkannt, wartete vergeblich, daß Sie sich ihr in Lützenburg vorstellen ließen. So sehr sie dies auch wünschte, um Ihnen danken zu können, geschah es im

Lauf der Zeit dennoch nicht; sie glaubte daher, der ganze Vorfall wäre Ihnen gleichgiltig, oder Ihre Bescheidenheit hielte Sie zurück, und hat Sie auch dann, als sich die Gelegenheit dazu bot, nicht wieder daran erinnert. Ihre Persönlichkeit war jedoch ihrem Gedächtniß eingeprägt, und als sie kurz darauf mit Fräulein von Pöllnitz den Grunewald besuchte, sind Sie in Begleitung Schwerin's von ihr gesehen worden, und sie hat Anlaß genommen, sich nach Ihrem Namen zu erkundigen. Auf diese Weise wurden Sie ihr näher bekannt", — schloß Anna.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit war Hülsen dieser ihn so sehr interessirenden Mittheilung gefolgt; als nun Anna endete, sah er sich zu dem unwillkürlichen Ausruf genöthigt: „Welche Wunderdinge muß ich vernehmen"!

„Die alle einen sehr natürlichen Ursprung haben", bemerkte Anna lächelnd.

„Wie aber wurde der Königin meine Absicht bekannt"? fragte Hülsen.

„Das freilich hat so seine eigene Bewandtniß", entgegnete Anna schalkhaft, „und Sie müssen es schon Ihrer Freundin zu gut halten, wenn sie sich damals veranlaßt sah, für die Erfüllung Ihres Wunsches so viel, als in ihren schwachen Kräften stand, zu thun." —

„Wie, Sie selbst"?! — — rief Hülsen erstaunt, dem dieses Bekenntniß außer aller Ahnung lag.

„Schelten Sie mich nicht, bester Hülsen, wenn ich

Ihnen gestehe, daß es so ist. Ihr Wunsch war mir bekannt, die Hindernisse, welche sich der Erfüllung desselben entgegenstellten, gleichfalls; von dem lebhaften Verlangen erfüllt, dem Freunde meines Vaters irgend gefällig sein zu können, zögerte ich nicht, nachdem Fräulein von Pöllnitz, mit der ich befreundet bin, jenen Vorfall und das Interesse, welches die Königin an Ihnen nahm, mitgetheilt hatte, den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, um ihr Alles Das anzuvertrauen, was ich von meinem Vater erfahren. Jene verschaffte mir bald darauf Gelegenheit, die Königin zu sprechen, und ich zögerte nicht, als diese sich nach Ihnen erkundigte, ihr zu sagen, was ich wußte. Die Folge davon kennen Sie, und wir wollen alle Vermuthungen, wie die Königin meine Worte damals beurtheilt haben mag, bei Seite setzen; hat Sophiens Güte doch Ihren und auch meinen Wunsch so gnädig erfüllt", schloß Anna etwas erröthend und befangen, ihre geheimsten Gefühle vor dem theuern Mann ausgesprochen zu haben.

Statt aller Dankesworte umarmte der auf das Angenehmste überraschte Hülsen seine reizende Braut, und sein entzücktes Auge bezeugte ihr, wie glücklich ihn diese Worte gemacht. Fand er doch darin das nicht erwartete Bekenntniß, daß er Anna schon vom ersten Augenblick seines Bekanntwerdens nicht gleichgiltig gewesen, und wie wir wissen, täuschte er sich darin nicht.

Ein gewöhnliches Interesse hätte sich wahrscheinlich nicht zu einem solchen Schritt verstanden; um so theurer

wurde ihm ein Mädchen, dessen Schönheit und Tugenden sie zur Zierde ihres Geschlechts erhoben.

Jetzt erst gewann jener Handschuh für Hülsen wirkliche Bedeutung und höheres Interesse; zugleich ward ihm auch ein näheres Licht über die Zigeunerin, welche auf dem Maskenfest in Lützenburg die so eben mit Anna besprochenen Vorgänge genau kannte und scherzend berührt hatte. Es konnte für ihn jetzt kein Zweifel mehr obwalten, wer dieselbe gewesen, und er erachtete es für die angenehmste Pflicht seines Lebens, wenn er dereinst nach Berlin zurückgekehrt sein würde, der so überaus gütigen Königin für so viele Gnade seinen tiefsten Dank auszusprechen.

Der Tag der Trennung nahte heran, und, nachdem er die Scheidenden noch eine Strecke begleitet hatte, trennte er sich von ihnen in der frohen Aussicht, sie bald in Berlin wieder zu sehen, um alsdann mit Anna für immer vereinigt zu werden.

Dann, von seinem Freunde und Franz begleitet, der mit seines Herrn Wahl außerordentlich zufrieden war, begab er sich auf den Weg zu seinem Regiment, woselbst er von seinem General und seinen Kameraden mit vieler Güte und Liebe empfangen wurde.

Zehntes Capitel.

Das gesprungene Armband.

Sophie Charlotte befand sich seit der Abreise des Prinzen in einer fortwährend düsteren Stimmung, auf die zugleich noch andere, sie tief berührende Momente ihren Einfluß ausübten.

Zwar wurde ihr Mutterherz durch die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Prinzen in Hannover sehr erfreut, da sie überzeugt sein konnte, daß derselbe, ein Liebling der fürstlichen Großmutter, wohl behütet war und ihm Alles, was er irgend wünschte, zu Theil werden würde; aber das befriedigte die Sehnsucht und Hoffnung nicht, welche sie für die Zeit seiner Anwesenheit an dem elterlichen Hofe hegte. Wir wissen, daß es ihre Absicht war, dem Prinzen sehr bald zu folgen, um eine längere Zeit in Hannover zu verweilen und dadurch die lange Trennung zu verkürzen.

Sie war in dieser frohen Aussicht so sicher, daß keine Ahnung von etwaigen Hindernissen, welche sich ihrer Reise entgegenstellen konnten, dieselbe trübte. Seit

Jahren machten sich Sophie und ihre fürstliche Mutter gegenseitig auf längere Zeit Besuche, die oft Monate lang dauerten, und da die Königin seit dem vorigen Winter nicht in Hannover gewesen war, rechnete sie mit um so größerer Bestimmtheit darauf, des Königs Zustimmung zu der Reise dorthin zu erhalten, ganz abgesehen davon, daß des Prinzen Gegenwart daselbst dieselbe noch natürlicher erscheinen ließ.

Sie sollte in ihrer frohen Aussicht schmerzlich getäuscht werden. Denn als Sophie nach ungefähr einem Monat den König darum ersuchte, schlug er ihr diese Bitte zwar nicht ab, stellte aber die Bedingung, sie sollte die Reise in Begleitung der Gräfin Wartenberg machen, der also von Seiten der Kurfürstin eine Einladung zugehen müßte, worauf Sophie hinzuwirken hätte.

Mit Unwillen wies die Königin eine solche Zumuthung zurück. Von dem heißen Wunsch erfüllt, die Nähe ihr so verhaßter Personen, wie es die Gräfin für sie war, zu fliehen, sollte sie jetzt für das Entgegengesetzte Sorge tragen; das überstieg ihre Selbstverleugnung. Wie innig auch das Verlangen war, den Sohn, die Mutter zu umarmen, zu diesem erniedrigenden Schritt konnte sich ihr tief verletztes Gefühl nicht verstehen.

So entsagte sie denn den süßesten Freuden, tief gebeugt von Kummer und Schmerz über die Vereitelung ihrer Hoffnungen, aber auch über eine dem Charakter des Königs so unnatürliche Handlungsweise. Doch die eigentliche Quelle, woraus der, dieses Mal so

äußerst hartnäckige, Widerstand des Königs und die von demselben gestellte Bedingung floß, konnte ihr auch nicht verborgen sein.

Sie erkannte darin Wartenberg's Rache für jene Theilnahme, die sie seinen Feinden geschenkt hatte. Offen hatte sie, wie wir wissen, dieselbe dem Könige gestanden, und der Graf — auf das Höchste darüber erbittert — bot nun Alles auf, Sophie seine Macht fühlen zu lassen.

Seit dem mißglückten Versuch zu seinem Sturz herrschte er noch unumschränkter und willkürlicher, als je, traten die Anmaßungen der Gräfin auf eine noch unerhörtere Weise hervor. Mit jener verhängnißvollen Urkunde schien auch der finstere und herrschsüchtige Dämon dieser beiden Menschen gänzlich entfesselt zu sein. Von aller Verantwortung für ihr Thun und Lassen befreit, — was hatten Sie zu fürchten?! So ließen sie ihrem selbst= und rachsüchtigen Verlangen freies Spiel, um niedere Zwecke zu erreichen, und leider! — erreichten sie dieselben.

Seit dem Vorfall mit Hülsen schien der Gräfin feindlicher Sinn gegen die Königin in seiner ganzen Stärke und Niedrigkeit erwacht zu sein. Ueberzeugt, daß allein Sophieens Schönheit und Güte ihr den so geliebten Mann, dessen Erinnerung auch trotz seiner Entfernung lebhaft in ihrer Seele lebte, abwendig und selbst feindlich gesinnt gemacht hatten, beharrte sie in dem Verlangen, die Königin auf jede Weise zu reizen,

unangenehm zu treffen und, mit ihrem Gemahl vereint, sie die Macht fühlen zu lassen, welche sie sich über den König und den Hof zu verschaffen gewußt hatten.

Niemals vergab dieses Ehepaar es der großen Königin, sich der Partei zu ihrem Sturz angeschlossen zu haben; aber niemals auch verließ sie die Besorgniß, die Königin würde früher oder später einen neuen Versuch dazu wagen und sich alsdann sicherer Hilfsmittel bedienen. Auch lag noch ein weiteres, sehr ernstes Bedenken nahe. Der Kronprinz war herangewachsen, die Gesinnungen desselben gegen Wartenberg und dessen Frau nichts weniger als freundlich, so stand zu erwarten, daß die Königin sich früher oder später auch des Einflusses des künftigen Regenten, bedienen würde, um ihre verhaßtesten Feinde zu stürzen.

Diese Furcht, verbunden mit dem Rachegefühl und der Ueberzeugung, daß nur eine, der Königin gegenüber zu behauptende überlegene Stellung dieselbe einschüchtern und von weiteren Versuchen zurückschrecken würde, diente ihnen fortan als Richtschnur ihres Handelns.

Sie traten offen als die Feinde der Königin auf, und so darf es nicht überraschen, wenn diese sich hinsichts ihrer Reise nach Hannover getäuscht sah.

Der Gräfin anmaßender Stolz hatte die von dem König Sophieen gemachte Bedingung ersonnen; es war die beste Gelegenheit zu dessen Befriedigung vorhanden. Sie hatte dabei auf Sophieens große Liebe zu dem

Prinzen und deren Verlangen gerechnet, ihre Mutter wiederzusehen, und war von der erwünschten Wirkung ihrer Intrigue völlig überzeugt. Dieses Mal konnte es ihr nicht fehlschlagen, und wie frohlockte sie schon in der gewissen Aussicht, neben der Königin am hannöverschen Hofe zu glänzen, ganz abgesehen von dem Triumph, den sie durch eine Einladung dorthin über die Königin davontrug!

Sie wußte nur zu gut, daß es nicht verborgen bleiben konnte, unter welchen Bedingungen der König die Reise Sophieen gestattet hatte, und wie sehr fühlte sich ihr Stolz und ihre niedere Eitelkeit dadurch geschmeichelt!

Sie erlangte endlich eine Genugthuung für Hülsen's Verlust, welche zugleich ihr Ansehen in jeder Hinsicht erhöhen mußte.

Sie war in diesen Voraussetzungen äußerst glücklich, und daher nicht wenig betroffen, als der König ihr die bestimmte Weigerung der Königin mittheilte. Sie hatte mit solcher Sicherheit auf Sophieens Mutter- und Kindesliebe gerechnet, daß sie sich die Nachricht von der Vereitelung ihrer Hoffnungen wiederholen lassen mußte, ehe sie wirklich daran glaubte.

Doch um so hartnäckiger bestand sie jetzt auf ihrem Willen und wußte den König zu gewinnen, den Bitten Sophieens nicht nachzugeben.

Aber wie tief und schmerzlich auch die Königin ein so ungeahnter Fehlschlag traf, so hielt sie es doch mit

ihrer Würde unvereinbar, des Königs Widerstand durch eine wiederholte Bitte zu brechen; sie duldete still, groß und erhaben in ihrem Schmerz, und das gräfliche Ehepaar genoß niemals den Triumph, die Königin durch ihre Rache gebeugt zu sehen.

Nur ihr stilles Gemach war ein Zeuge vieler Thränen, den geliebten Sohn nicht umarmen zu können.

Unter diesen Kämpfen und schmerzlichen Entbehrungen ging der Winter dahin; nur ein lebhafter Briefwechsel mit ihrer Mutter und dem Prinzen durfte ihr sehnsüchtiges Herz für die Trennung einigermaßen entschädigen. Sie hatte der Kurfürstin Alles mitgetheilt, und auch diese bemühte sich vergeblich, des Königs Genehmigung zu dem Besuch ohne jene Bedingung zu erhalten. Zu sehr unterlag er dem Einfluß des gräflichen Paars, und obgleich die Bemühungen der sowohl bei dem Könige, als dem Minister und dessen Gemahlin sehr beliebten Kurfürstin sonst niemals fruchtlos gewesen waren, dieses Mal scheiterten sie gänzlich, und die Königin verharrte fest in ihrem Willen.

Aber Sophieens Kummer sollten noch andere Verluste vergrößern, und ihr diesen Winter zu dem trübsten ihres ganzen Lebens machen.

Wartenberg, darauf bedacht, sich von den, ihm so offen entgegentretenden Feinden zu befreien, hatte seit jenem Vorfall unablässig darauf hingearbeitet, dieselben aus seiner Nähe zu entfernen. Es war nicht allein die

Rache, welche ihn dazu trieb, sondern auch die Besorgniß, früher oder später durch dieselben gestürzt zu werden. Er schien der so wichtigen Urkunde nicht unbedingtes Vertrauen zu schenken. Daher veranlaßte er den König, Barfuß von der so lange noch fortgeführten Verwaltung des Militärwesens zu entbinden und in den Ruhestand zu versetzen. Alexander und Christoph Dohna wurden durch Winke genöthigt, auf ihre Güter in Preußen zu gehen. Graf Lottum mußte seinen Posten als Oberhofmarschall aufgeben und in Flandern den Oberbefehl über die preußischen Truppen übernehmen. Wensen befand sich noch in Küstrin. So war Sophie von allen politischen Freunden getrennt, die dahinzogen, ohne daß sie es durch ihr Ansehen oder ihre Bitten verhindern konnte. Nur Leibnitz stand ihr treu zur Seite und verweilte in Berlin. In seinem Umgange und in dem ihrer befreundeten Damen fand sie den ihr so nothwendigen Trost für so große Verluste, für das schmerzliche Bewußtsein, der Macht niederer Höflinge erlegen zu sein.

Das Leben an ihrem Hofe jedoch verrieth nicht die trostlose Stimmung, in welcher sie sich befand; sie änderte Nichts, war wie ehedem die gütige, milde und theilnehmende Königin, schenkte Künsten und Wissenschaften ein ungeschmälertes Interesse, und keiner der Fremden, welche ihren Hof besuchten, wurde durch ihr Benehmen oder Wesen an das Leid erinnert, das sie im Herzen trug.

So war das Jahr 1705 gekommen.

Ein milder Januartag breitete sein helles Licht über Lützenburg aus.

Sophie Charlotte saß in ihrem Gemach und schrieb; ihr thränenfeuchtes Auge war von einer milden Freude verschönt, die ihr Herz bewegte. Sie schrieb an den Kronprinzen, dem sie ihre Abreise nach Hannover anzeigte, welche am nächsten Tage erfolgen sollte.

Der Brief athmete die ganze Zärtlichkeit, welche sie für ihn empfand, aber auch den Schmerz, ihn nicht mehr umarmen zu können; denn der Prinz war bereits nach den Niederlanden abgereist; ihre frohen Hoffnungen waren also alle dahin.

Zwar schrieb sie ihm, der König habe die Absicht, nach Holland zu kommen, und sie gedächte denselben alsdann zu begleiten; wie wenig wirkliche Hoffnung sie jedoch dazu gehegt haben muß, spricht sich in den Worten aus, die sie dieser Nachricht als Zusatz folgen läßt: „Ich zweifle daran ein wenig, denn bis dahin kann noch Vielerlei vorfallen.“ —

Vielleicht wurde sie zu diesem Bedenken auch durch jene trübe Ahnung veranlaßt, welche, wie es scheint, in jener Zeit ihre Seele erfüllte.

Aber trotz alledem war sie glücklich, zu ihrer Mutter eilen zu dürfen, wenn die Genehmigung des Königs zur Reise auch mit einem bittern Opfer erkauft werden mußte.

Die Kurfürstin Sophie, darauf bedacht, ihrer Tochter Wunsch endlich erfüllt zu sehen, war ohne deren Wissen unablässig thätig gewesen, die Billigung des Besuchs von Seiten des Königs zu erhalten.

Endlich gelang es ihr, jedoch nur unter der früher schon vom Könige gestellten Bedingung, daß die Gräfin Wartenberg gleichfalls nach Hannover eingeladen würde und zu gleicher Zeit mit der Königin dahin reisen sollte.

Wie erkennen darin die Consequenz, mit welcher das gräfliche Ehepaar seine Absichten verfolgte.

Für die Gräfin Wartenberg war es eine unendlich schmeichelhafte Genugthuung, Sophie die Abhängigkeit von ihrem Wunsch fühlen zu lassen, wenn sie sich auch zu einer Aenderung desselben verstehen mußte.

Die Kurfürstin, von der Sehnsucht erfüllt, mit ihrer Tochter vereint zu sein, bot nun Alles auf, Sophie für des Königs Verlangen zu stimmen. Lange kämpfte diese mit sich, entschied sich jedoch zuletzt für eine Vermittelung ihrer Mutter, nach welcher die an die Gräfin von der Kurfürstin gesendete Einladung ganz abgesondert von ihrem eigenen Besuch und sie nicht davon berührt sein sollte.

Nur unter dieser Bedingung willigte Sophie ein.

Die Gräfin mußte sich dazu bequemen, wollte sie sich nicht der Gefahr aussetzen, mit ihrem Plan gänzlich zu scheitern.

Und so blieb die Königin außer aller näheren Berührung mit der Gräfin. Trotzdem litt sie schmerzlich unter diesen Verhältnissen, doppelt schmerzlich, da sie die Reise nicht mehr in der so frohen Erwartung antreten durfte, den geliebten Sohn noch zu treffen.

Doch war es für sie eine große Beruhigung, mit ihrem Kummer an das Herz einer Mutter, das so sehr mit dem ihrigen harmonirte, an den elterlichen Hof eilen zu dürfen, woselbst man sie und ihre Neigungen besser verstand.

Diese Betrachtungen, namentlich aber die Gewißheit, den Prinzen nicht mehr in Hannover zu finden, gaben ihrem Schmerz den Ausdruck einer milden und versöhnenden Resignation.

Sie hatte den Brief eben vollendet, als der Hofmaler Leygebe gemeldet wurde, der sie auf Befehl des Königs gemalt hatte.

Friedrich, von der Schönheit seiner Gemahlin sehr eingenommen, veranlaßte dieselbe, sich im Lauf des Jahres mehrmals für ihn malen zu lassen, da es ihm Vergnügen gewährte, ihr Portrait in verschiedenen Stimmungen und Situationen zu besitzen. Dieses Mal hatte er dem Maler den Befehl ertheilt, den Moment darzustellen, in welchem die Königin in dem, mit des Königs Gästen erfüllten, Tabaksgemach dem Könige eigenhändig mit einem Fidibus die Pfeife anzündet, und Sophie fügte sich auch diesem so eigenthümlichen Verlangen mit der ihr eigenen Milde, obwohl ihr das viele

Sitzen sehr beschwerlich wurde und ihre Zeit jetzt wegen der nahen Abreise etwas beschränkt war.

Das Bild war glücklicherweise fast ganz vollendet und bedurfte nur noch weniger Pinselstriche; auch wurde der König erwartet, der dasselbe heute in Lützenburg in Gegenwart der Königin in Augenschein nehmen wollte.

Nicht lange darauf, nachdem sich Sophie in das Atelier begeben und Leygebe noch einige Verbesserungen gemacht hatte, wurde der König gemeldet, und Sophie befahl, das Bild in ein daneben befindliches Gemach zu bringen, das sich zum Empfang des Königs besser eignete.

Der Letztere war mit dem Portrait wohl zufrieden und gestand das der Königin.

Der wegen seiner Kunst berühmte Maler hatte aber auch ein Meisterstück geliefert, dessen Vollendung die durch die Trauer noch erhöhte Schönheit der Königin erheblich begünstigt hatte.

Wir sehen Sophie in diesem Bilde, welches wie viele andere in einem der königlichen Palais aufbewahrt wird, treu dargestellt, wie wir sie in dem ersten Bande dieses Buchs gezeichnet haben, und selbst Friedrich war heute von dem Zauber tief ergriffen, den ihr schönes Antlitz auf ihn ausübte. Er verhehlte ihr diesen Eindruck nicht und bemerkte:

„Madame, ich kann Sie versichern, der Maler hat Ihnen nicht geschmeichelt.“ —

„Sie sind sehr gütig, Majestät, und ich freue mich

daß das Bild Ihren Beifall hat“, entgegnete Sophie, ohne irgend welche Freude darüber zu verrathen.

„Das Portrait soll mir Ihre Abwesenheit weniger fühlbar machen“, bemerkte der König; ich will es in meinem Cabinet aufstellen lassen.“

„Thun Sie das, und ich werde mich freuen, sollte Sie dasselbe an mich erinnern.“

„Sie werden morgen um zehn Uhr abreisen, Madame?“ fragte der König, der das also befohlen, nach einer kleinen Pause, in welcher er das Bild wiederholt betrachtet hatte.

„Ja, und hoffe, von der Reise nicht zu viel zu erleiden“, entgegnete Sophie.

„Sie befinden sich doch ganz wohl“? fragte der König theilnehmend.

„Bis auf ein wenig Halsschmerzen, ja.“

„So sollten Sie die Reise noch hinausschieben.“

„Die Beschwerden sind so unbedeutend, daß sie kein Hinderniß abgeben können“, entgegnete Sophie rasch.

„Thun Sie sich keinen Zwang an, beste Königin. Die gegebenen Befehle können schnell rückgängig gemacht werden“, sprach der König.

„Ich hoffe, die nächtliche Ruhe wird mich ganz von meinem Schmerz befreien“, warf die Königin leicht hin. „Doch“, unterbrach sie sich, „denken wir nicht an so kleine und unbedeutende Leiden; ich muß Ihren heutigen Besuch in der Stunde vor meiner Abreise dazu benutzen,

Sie an die größeren Leiden Derer zu erinnern, die unschuldig davon betroffen werden."

„Wozu das?" fragte der König, und seine Stirn faltete sich plötzlich ernstvoll.

„Finden Sie das nicht natürlich"? fragte Sophie und fuhr fort: „Sie kennen die Veranlassung dazu; erscheint es Ihnen nun nicht gerechtfertigt, wenn ich Sie an Diejenigen erinnere, welche die unschuldigen Opfer heimlicher Kabalen sind"?

„Lassen Sie das jetzt! Wir können darüber nach Ihrer Rückkunft sprechen", entgegnete der König.

„Warum eine gute und gerechte That nicht sogleich ausführen, wenn man den rechten Willen dazu hat? Und wer von uns besitzt die Macht, zu sagen: Mir gehört die Zukunft"?! — fragte Sophie mit Bedeutung und schaute den König an.

Dieser wurde von einer so ernsten Frage, die er nicht erwartet hatte, tief ergriffen und bemerkte:

„Warum erheben Sie in der Stunde der Trennung eine solche Frage"?

„Fehlt Ihnen die Antwort dafür, Majestät? Ich kann es nicht glauben. Der Mensch, und wäre er auch mit der Macht bekleidet, die Sie besitzen, bleibt ewig nur ein Atom des Weltalls, ein Hauch, den die Winde zerstören und verwehen, noch ehe er es ahnt, oder fürchtet. Nur der Augenblick gehört uns wirklich; darum müssen wir ihn ergreifen und benutzen. Von diesem Gedanken durchdrungen, bitte ich Sie, jene unschuldig

leidenden Männer wieder zurückzurufen und ihnen Ihre Gnade angedeihen zu lassen."

„Sie vergessen, daß ein Irrthum Sie zu der Ansicht verleitet, jene Männer erduldeten eine ungerechte Strafe", bemerkte der König.

„Ich habe noch niemals die Ueberzeugung aufgegeben, dieselben litten nur deshalb, weil sie Ihrem Minister mißliebig sind und er sie fürchtet," fiel Sophie mit fester Stimme ein.

„Sie gehen in Ihren Muthmaßungen wahrhaftig sehr weit"! entgegnete der König gereizt.

„Sei dem, wie ihm wolle. Sie wissen, ich habe eine Pflicht gegen die bezeichneten Männer zu erfüllen; sie haben mein Wort, daß ich bemüht sein werde, Eure Majestät zu bestimmen, ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir scheiden, Majestät, — wer kann es wissen, ob nicht für immer —; darum bitte ich Sie, erfüllen Sie meinen Wunsch", schloß die Königin.

„Sie wissen, Madame, daß ich dem Grafen alle Rücksicht schuldig bin; daher warten Sie ab; vielleicht läßt sich später Etwas thun", erwiederte der König ungeduldig.

„Nein, nein, Majestät! Ich will nicht von Ihnen scheiden, ohne jenen Männern mein Versprechen erfüllt zu haben. Ich würde ruhiger abreisen, wüßte ich meine Bitte erfüllt", — sprach Sophie.

Der König war in der peinlichsten Stimmung. Er wollte die Königin beruhigen, scheute sich aber auch,

durch eine Zusage dem Grafen entgegen zu treten, und wußte daher nicht, auf welche Weise er Sophie beschwichtigen sollte. Endlich schien er einen Ausweg gefunden zu haben und erwiederte:

„Ihre trübe Stimmung läßt Sie diese Angelegenheit viel schlimmer betrachten, als sie es wirklich ist. Daß Wensen in Küstrin lebt, ist kein Unglück. Hülsen hat in der siegreichen Schlacht bei Höchstädt Gelegenheit gefunden, sich durch Heldenmuth und Tapferkeit auszuzeichnen, und ist bereits avancirt. Die Dohna's sind gewöhnt, auf ihren Gütern zu leben, und Lottum kann ich sehr gut in Flandern gebrauchen.“

„Betrachten Sie die Angelegenheit von diesem Standpunkt aus, so läßt sich allerdings Nichts dagegen sagen. Aber Sie vergessen, daß es diesen Männern nicht um eine gute Stellung, sondern um die Anerkennung ihrer Schuldlosigkeit zu thun ist, und diese haben Sie auf solche Weise nicht erzielt. Darum bleibt Ihnen noch das zu thun übrig, was ich von Ihnen erbitte. Vielleicht ist es der letzte Wunsch, Majestät, den ich an Sie richte; bedenken Sie das und erfüllen Sie denselben“, — entgegnete Sophie mit weich werdender Stimme, indem sich ihr Auge feuchtete.

„Sie erschrecken mich in der That durch so trübe Bemerkungen“, sprach der König, davon wirklich besorgt gemacht, „und ich erkenne, wie nothwendig Ihnen eine solche Zerstreuung ist, als sie die Reise und der Aufenthalt bei der Kurfürstin mit sich bringen. Darum seien Sie

hierauf allein bedacht, und überlassen Sie es mir, jene Angelegenheiten mit dem Premier zu besprechen und vielleicht nach Ihren Wünschen in der geeigneten Zeit zu ordnen. Mehr kann ich Ihnen nicht verheißen.“ So schloß der König und brach auf.

„Das genügt mir nicht, Majestät. Sie müssen mir ein bestimmtes Versprechen geben“, sprach die Königin und trat ihm in den Weg.

„Wollen Sie mich zu Etwas zwingen, Madame“? fragte der König gereizt.

„Sie wissen, daß ich das weder kann noch will. Die Dringlichkeit meines Verlangens soll Ihnen nur den Maßstab für die Bedeutung geben, die ich meinem gegebenen Worte beilege“, entgegnete Sophie fest.

„Diese Männer verdienen so viel Rücksicht nicht, und ich wiederhole Ihnen, Madame, sich bis zu einer späteren Zeit zu gedulden“, sprach der König mit großer Entschiedenheit, die der Königin die letzte Hoffnung eines guten Ausgangs ihres Gesprächs nahm.

Sophie erkannte, daß weitere Mühe vergeblich sein würde, und stand davon ab, tief betrübt, daß es so sein mußte.

Der König fuhr mit dem Versprechen fort, ihr noch vor ihrer Abreise Lebewohl zu sagen.

Sophie fügte sich in das Unabänderliche, erfreut, zu vernehmen, daß wenigstens einer ihrer Freunde Gelegenheit gefunden, die unfreiwillige Entfernung zu seiner Auszeichnung zu benutzen. Das war Hülsen. Sie war

in ihren Erwartungen nicht getäuscht worden, und das erfreute sie gerade bei diesem Manne doppelt.

Sie hatte sich für eine kurze Zeit aus dem Zimmer begeben, und wurde, zurückkehrend, nicht wenig überrascht, vor dem Bilde einen Cavalier stehen zu sehen, der im Anschauen desselben so sehr vertieft zu sein schien, daß er darüber ihr leises Eintreten gar nicht bemerkt hatte.

Sein Antlitz war von ihr abgewendet, so daß sie ihn nicht erkennen konnte; ein Blick in den Spiegel zeigte ihr jedoch sogleich die bleichen, kränklichen Züge, das schwärmerisch-blickende Auge desselben. Sie lächelte mild über den Ausdruck, der sich jetzt darin offenbarte; denn Mienen und Blick sprachen den süßen Genuß aus, welchen er dabei empfand. Ja es schien, als ob, so schweigsam er sich auch verhielt, seine Seele viele liebe Worte zu dem Bilde spräche. Zugleich überzog eine leichte Röthe sein bleiches, feines Gesicht, und die düstere Schwermuth, welche sich auf seiner geistvollen Stirn eingewohnt zu haben schien, war von einer so reinen, fast kindlichen Freude durchleuchtet, daß man dieselbe nur mit einem matten Sonnenblick vergleichen konnte, der sich aus düsterem Abendgewölk hervorstiehlt, um die noch regenfeuchten Blättchen und Zweige wie zum Scheidegruße flüchtig mit seinem goldenen Munde zu berühren.

Seine ganze Erscheinung bot ein so heilig-rührendes

und zugleich poetisches Bild dar, daß die Königin davon tief ergriffen wurde und dieselbe durch keine Bewegung zu stören bemüht war. Aber sie konnte auch nicht lange in Zweifel bleiben, welche Gefühle den Cavalier an das Bild fesselten; zu deutlich sprach sein Benehmen die Huldigung aus, welche er nicht der Kunst, sondern dem Bilde selbst darbrachte, und indem diese Erkenntniß ihr schönes Antlitz mit einer flüchtigen Röthe übergoß, schien sie auch plötzlich über Vieles, was sie so lange unbeachtet gelassen, da es ihr eben ganz fremd war, Aufklärung zu erhalten. Ein schmerzliches Lächeln spielte um ihren Mund; sinnend und gedankenvoll senkte sich ihr Blick.

Sophie war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit; sie besaß ein echt weibliches Herz, dem ein liebender, inniger Anschluß an eine kräftige Mannesseele Bedürfniß war, um sich ganz glücklich zu fühlen.

Ob sie vielleicht in diesem Moment zu einem Vergleich ihrer gegenwärtigen Lage mit der allgemeinen Verehrung, die man ihren Vorzügen schenkte, genöthigt wurde, — wer kann es wissen!

Ein Geräusch weckte den Cavalier aus seiner Betrachtung; er blickte um sich und gewahrte die Königin, welche diesen Moment vielleicht vorausgesehen, und, um ihm eine Verlegenheit zu ersparen, eine Bewegung machte, als ob sie eben eingetreten wäre. Sie schaute ihn unbefangen an.

„Ich bemerkte, daß Sie auf dem Wege zu mir waren, lieber Graf", redete sie ihn an. „Haben Sie die bezeichneten Musikstücke in der Bibliothek vorgefunden"?

„Ja, Majestät; ich erwartete Sie, um Ihre weiteren Befehle darüber in Empfang zu nehmen", entgegnete Schwerin überrascht und tief erröthend; — denn dieser war der Cavalier, seit drei Monaten Kammerherr der Königin, und zugleich mit der besonderen Aufsicht über die Musikalien betraut.

„Das ist mir lieb; denn ich würde dieselben in Hannover ungern vermißt haben. Sorgen Sie dafür, daß sie den übrigen Heften beigepackt werden", bemerkte Sophie, im Begriff, sich zu entfernen. Plötzlich schien sie sich auf Etwas zu besinnen.

„Sie haben wahrscheinlich von Ihrem Freunde Hülsen Nachricht erhalten"? fragte sie. „Wie geht es ihm"?

Schwerin theilte der Königin das mit, was wir bereits über Hülsen wissen, und freute sich herzlich über das Interesse, mit welchem dieselbe seine Worte aufnahm. Als er geendet hatte, bemerkte sie:

„Wenn Sie an Ihren Freund schreiben, so vergessen Sie nicht, demselben meine ganze Theilnahme zu bezeichnen, welche ich seiner Genesung und Allem schenke, was ihn betroffen hat."

Dann, zum Weggehen gewendet, fügte sie, den Kopf ein wenig neigend, hinzu:

„Da ich morgen abreise, lieber Graf, so sage ich Ihnen zugleich Adieu. Leben Sie wohl und vernachlässigen Sie die schöne Tonkunst nicht. Ich stelle Ihnen meine Bibliothek zur Verfügung.“ —

Mit diesen Worten wollte sie sich entfernen; da jedoch Schwerin kein Dankeswort darauf erwiederte, obwohl sie das erwarten durfte, sonden sie sprachlos und mit ängstlich-fragenden Blicken anschaute und plötzlich erbleichte, so sah sie sich veranlaßt, zu zögern, und, als er auch in dem nächsten Augenblick des Wortes nicht mächtig zu sein schien, theilnehmend zu fragen: „Sie haben vielleicht einen Wunsch, den ich Ihnen noch vor meiner Abreise erfüllen soll“? —

„Es ist so“, entgegnete Schwerin leise und etwas verlegen.

„Worin besteht derselbe“?

Schwerin zögerte einen Moment; dann aber, während sich sein bleiches Antlitz röthete, entgegnete er:

„Erlauben mir Eure Majestät, Sie nach Hannover zu begleiten“ —

Sophie erröthete flüchtig, sie erwiederte:

„Sie wissen, lieber Graf, daß ich meinen Hofstaat nicht zu sehr ausdehnen darf, auch ist derselbe bereits vom Könige und von mir bestimmt worden.“ —

„Marwitz wird mir den Dienst abtreten, wenn Eure Majestät die Gnade haben wollten, meine Bitte zu genehmigen“, bemerkte Schwerin mit fast ängstlichem Ton.

Die Königin wurde dadurch etwas befangen; aber wie immer schnell in ihren Entschlüssen, entgegnete sie:

„Gut denn; mir soll das recht sein.“

Schwerin's freudestrahlendes Auge sprach deutlich das Glück aus, welches ihm durch die Gewährung dieser Bitte geworden war. Er verneigte sich tief und sprach ein paar Dankesworte; darauf ging Sophie in ihr Gemach; Schwerin kehrte in freudigem Gefühl nach Berlin zurück, um noch rasch die nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu treffen.

Der nächste Tag war der zwölfte Januar des Jahres 1705.

Sophie erwachte nach einer ruhelosen Nacht, in welcher sie vielfach von Halsschmerzen belästigt wurde, schon sehr früh und war sehr betrübt über ihren Zustand, der sie zu dem Bedenken veranlaßte, ob sie die Reise unternehmen sollte. Aber das heiße Verlangen, sich den für sie so drückenden Verhältnissen zu entziehen, und ihre Mutter nach so langer Zeit wieder zu sehen, überwand schnell jeglichen Zweifel. Sie erhob sich rasch, bekämpfte die Beschwerden, und ließ dieselben, außer Fräulein von Pöllnitz, die sie damit bekannt gemacht hatte, Niemanden sonst erfahren. Die Besorgniß, der König könnte aus allzugroßer Aengstlichkeit um einen, nach ihrer Meinung unbedeutenden Zustand die Reise, wie er schon am vorigen Tage angerathen, aufschieben, ließ sie mit der ihr eigenthümlichen Willens-

stärke ihre Leiden bekämpfen, und sie erschien kräftig und schmerzlos, obwohl sich in der Nacht ein leichtes Fieber zu den Halsbeschwerden gesellt hatte.

Der Tag war heiter und mild, und kam Sophiens Verlangen entgegen; sie war ganz glücklich darüber und erwartete mit Ungeduld die Stunde der Abreise.

Diese erschien endlich und mit ihr auch der König.

Sophie empfing ihn heiter und ohne irgend ein Zeichen von Leiden.

„Wie befinden Sie sich heute, Madame"? fragte er.

„Sie sehen, ganz wohl", entgegnete Sophie.

„So reisen Sie glücklich und kehren Sie eben so glücklich wieder zurück", sprach der König und küßte sie auf Stirn und Hand.

„Werden Sie auch meine Bitte nicht vergessen"? fragte Sophie.

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde thun, was ich kann", betheuerte der König.

„Und wenn ich sterben sollte, Majestät, auch dann"? fragte Sophie, plötzlich ernst werdend.

„Wiederum sprechen Sie einen so fern liegenden, trüben Gedanken aus"! bemerkte der König, etwas ergriffen, während ihn die Königin mit einem eigenthümlich-wehmüthigen Blick fest anschaute, und fügte alsdann hinzu: „Nehmen Sie mein Wort mit auf die Reise, daß ich in einem so schrecklichen Fall, den Gott von uns Allen gnädig fern halten wird, es für meine

Pflicht erachten würde, Ihre Wünsche sogleich zu erfüllen.“ —

„So, nun erst bin ich ganz ruhig, und ich danke Ihnen von Herzen dafür“, entgegnete Sophie, dem Könige die Hand reichend.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Letztere, daß sie ein Armband nicht angelegt hatte, welches er ihr als Bräutigam geschenkt und das sie sonst gewöhnlich zu tragen pflegte. Dasselbe enthielt eine Haarflechte von ihm, und war darin sein Namenszug und der Kurhut gestochen. Friedrich sah sehr darauf, daß Sophie dasselbe trug; darum fiel es ihm heute sogleich auf, als er es nicht an ihrem Arm erblickte, und er gab ihr sofort sein Befremden darüber zu erkennen.

„Sie müssen mich schon mit der Zerstreutheit entschuldigen, in welche mich die Abreise versetzt hat“, entgegnete Sophie anmuthig, in vollem Reisehabit vor ihm stehend; „aber“, fügte sie hinzu, „ich danke Ihnen, mich darauf aufmerksam gemacht zu haben; ich würde dasselbe wahrscheinlich sehr bald mit Betrübniß vermißt haben. Ich will es sogleich anlegen.“

Mit diesen Worten ging sie zu einem Tischchen, auf dem das vergessene Armband in einer goldenen, zur Aufnahme von Pretiosen bestimmten kunstvollen Schale vereinsamt lag, da man es nicht eingepackt hatte, ergriff dasselbe und wollte es wie gewöhnlich um den Arm legen; da fiel es zu Boden und zersprang in mehrere Stücke.

Betroffen blickte sich das königliche Paar an.

„Eine schlimme Vorbedeutung“, — bemerkte der König.

„Die ein ausgebrochenes Glied des Bandes herbeigeführt hat“, entgegnete die Königin, die schnell das Armband aufgehoben hatte.

„Geben wir Nichts darauf“, fügte sie in leichtem Ton hinzu, obwohl ihr Herz von einer trüben Ahnung durchschauert wurde.

„Möchten Sie Wahrheit gesprochen haben“! sprach der König, tief ergriffen; schaute die Königin mit feuchtem Auge innig an, und fast unwillkürlich schloß er sie in die Arme.

„Haben Sie Dank für Alles“, sprach sie mit leiser, wehmüthiger Stimme, an seiner Brust ruhend. „Möge unser Sohn ein gütiger und gerechter Fürst werden“! fügte sie hinzu.

In der schönsten Eintracht, beseelt von Hochachtung für einander, schied das königliche Paar, Friedrich in dem Gefühl wahrer Bewunderung seiner Gemahlin, Sophie in der aufrichtigen Schätzung des milden, gütigen Herzens, des wahren Kunstsinnes, welche der König zu seinen Tugenden zählte.

Als Sophie beim Hinausgehen in das Nebenzimmer trat, fand sie, wie sie das erwartet hatte, ihren treuen Lehrer und Freund Leibnitz, der gekommen war, ihr ein Lebewohl zu sagen.

„Ich eile dem gelobten Lande entgegen“, sprach sie

in vertraulichem Ton zu ihm; „folgen Sie mir bald, damit mir der Honig Ihrer Weisheit nie fehlen möge.“

Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand, die Leibnitz küßte, nickte den, die größte Theilnahme und Anhänglichkeit an ihre herrliche Fürstin offenbarenden Anwesenden bis zur Dienerschaft hinunter huldreich zu, sprach mit Diesem und Jenem noch ein freundliches Wort, obwohl das viele Sprechen ihr Schmerzen verursachte, und schritt dann vor die Thür des Palais.

Daselbst blieb sie, auf das Angenehmste überrascht, stehen, und reine Freude strahlte in ihrem Antlitz.

Der ganze Platz vor dem Schloß war dichtgedrängt mit Berlinern besetzt, die eigens herüber gekommen waren, um ihre hochverehrte Königin noch vor der Abreise zu sehen und ihr ein Lebewohl zuzurufen. Und kaum trat Sophie heraus, als ein freudiger Jubel die Luft erfüllte.

Die Königin fühlte sich heute davon tief bewegt, dankte in ihrer liebevollen und freundlichen Weise nach allen Seiten, und, von ihrer Holdseligkeit entzückt und bezaubert, schien der Jubel der Versammelten nun gar nicht enden zu wollen, und Ausrufe der Bewunderung, Wünsche zu ihrem Wohl wurden ohne Rückhalt laut ausgesprochen.

Viele küßten ihr die Arme, die Kleider, ohne sie jedoch irgend zu belästigen, und in Aller Augen offenbarte sich die herzlichste und aufrichtigste Theilnahme und Liebe für die große und schöne Königin.

Eben war Sophie im Begriff, in den Wagen zu steigen, als sie plötzlich einen Blick auf den Bock that, auf welchem der Bruder des Königs, der Markgraf Albrecht, in Staatsrock und Perücke saß, die Zügel in der Hand.

„Wie, Prinz, Sie wollen mich doch nicht etwa und zwar so nach Hannover fahren"?!" fragte Sophie, auf das Höchste von dieser Dienstfertigkeit überrascht.

„Wenn Majestät erlauben, ja", entgegnete der Markgraf, sich verneigend.

„Aber, bester Prinz"! — bedeutete die Königin.

„Gestatten Sie mir diese Ehre", — bat der Markgraf.

„Bedenken Sie doch nur, welchen Beschwerden Sie sich aussetzen! Nein, nein, ich darf das nicht zugeben"! entgegnete Sophie, fern aller Eitelkeit und nur von Rücksicht für den galanten Markgrafen erfüllt.

„So muß ich auf die Gefahr, meiner gnädigsten Königin zu mißfallen, dieses Mal ungehorsam sein", scherzte der Markgraf, der durchaus keine Lust zeigte, seinen Kutscherplatz zu verlassen.

„Nun denn, bester Prinz, Sie mögen Ihren Willen auf eigene Gefahr haben", entgegnete Sophie, in seinen Ton einstimmend; aber auch sogleich seine leichte, durchaus zur Reise ungeeignete Kleidung bemerkend, fügte sie hinzu: „doch nur unter der Bedingung, daß Sie sich gehörig vor Wind und Wetter schützen."

Der Markgraf betheuerte, dem Befehl gehorchen zu wollen, obgleich er es dennoch nicht that, und so rollte die Equipage dahin, von dem Markgrafen mit großem Geschick geführt, und von den heißen Segenswünschen aller Zurückbleibenden begleitet.

So sehr war Sophie geliebt und verehrt, daß fast Aller Augen von Thränen erfüllt waren, obwohl doch eigentlich kein Grund dazu vorhanden war; aber wer erklärt das geheime Gefühlsleben der Herzen, in welchem sich Ahnungen bilden, die vielleicht schon die kommende Stunde zu ihrem tiefsten Schmerz erfüllen soll! —

Die Rührung Aller bei Sophieens Abreise war so groß, als gälte es ein Nimmerwiedersehen.

Eine halbe Stunde später fuhr die prachtvolle Reisecarosse der Gräfin Wartenberg und die glänzende Equipage ihres überreichen Gefolges langsam durch die einsamen, menschenleeren Straßen Berlins dem Thore zu.

Die Gräfin rümpfte die Nase, als man ihr auf die Frage, weshalb so wenige Menschen auf den Straßen seien, antwortete, daß die Berliner nach Lützenburg gegangen wären, um der Königin Lebewohl zu sagen, und es darum in den Straßen so einsam sei; aber ihr Aerger wäre wahrscheinlich noch größer geworden, hätte man ihr nicht verschwiegen, daß es die Meisten vermieden, ihrer Equipage zu begegnen, um nicht zu einem Gruß genöthigt zu sein.

Es geschah nicht selten, daß die zufällig Vorübergehenden Hohn und Spott gegen sie blicken ließen, und statt eines freundlichen, theilnehmenden Grußes, im Stillen ihr Flüche und Verwünschungen nachriefen.

Alle diese Leute waren ehrliche, geradsinnige Bürger, welche die Gräfin verabscheuten und die Königin, weil sie durch dieselbe zu leiden hatte, um so aufrichtiger liebten und vergötterten; zwar fehlte es jener nicht an Beweisen von Devotion und Verehrung; aber dieselben wurden ihr von Günstlingen und Creaturen gebracht, welche durch ihre Vermittlung emporgestiegen waren.

Die Gräfin wußte, daß man sie haßte, und darum hatte sie auch für öffentliche Huldigungen Sorge getragen, die man ihr bringen mußte. Die Welt sollte glauben und sehen, daß man ihr noch größere Devotion als der Königin selbst erwies. Man rief ihr ein Lebewohl zu, schwenkte die Hüte; sie grüßte und verneigte sich wiederholt und freundlich; aber man erkannte nur zu deutlich das Gemachte dieser Huldigungen, und in keinem Auge glänzte eine Thräne wahrer Empfindung.

So war ihre Equipage in die Nähe des Thores gelangt, als ein Haufen der von Lützenburg zurückkehrenden Berliner ankam, und, die Gräfin erkennend, sie plötzlich mit Zischen, Pfeifen und einem verhöhnenden Spectakel begrüßte. Die Reiter hieben auf die Pferde

ein; und von dem Hohn der aufgeregten Menge begleitet, fuhr sie erbittert zum Thore hinaus*).

---

*) Die weiteren Schicksale dieser in der Hofgeschichte Friedrich's I. so wichtigen Dame werden in einem späteren, sich diesem anschließenden, Romane erschöpfend besprochen werden.

Elftes Capitel.

Vor dem Ball.

Nur langsam ging die Reise der Königin auf den wenig bequemen Winterwegen vorwärts, durch ein feines Schneegestöber, das sich gegen Abend einstellte, noch unangenehmer gemacht.

Einsam und traurig waren die Gegenden, durch welche der Weg führte. Die blätterlosen Bäume und Gesträuche, die zum Theil mit schmutzigem Schnee und Eis bedeckten Gefilde, die tiefdunkeln Nadelwälder, wohin Dohlen und Krähen vereinzelt im langsamen Flug schweigsam dahingezogen, — der Mangel an allem bewegten Treiben der Landbewohner, welches sonst der im Sommerschmuck prangenden Landschaft eine dem Auge angenehme und erheiternde Staffage bot, vor Allem aber der mit blaugrauen Schneewolken bedeckte Himmel, konnten das ohnehin betrübte Gemüth Sophieens nicht erfreuen. Ueberdies nahmen die Schmerzen im Verlauf der Reise zu und erfüllten sie mit Besorgniß, dieselbe früher oder später unterbrechen, oder gar aufgeben zu müssen, — eine

üble Aussicht, die sich leider bald bestätigen sollte. Denn als Sophie, von dem Jubel der Magdeburger und dem Geläute der Glocken begrüßt, in die Stadt zog, fühlte sie sich bereits so sehr unwohl, daß sie es für nöthig erachtete, daselbst einige Zeit zu verweilen und ihr Besserwerden abzuwarten.

Vier lange peinigende Tage verweilte sie in Magdeburg.

Von Ungeduld getrieben und auch beruhigt durch eine scheinbare Minderung ihres Leidens, befahl sie endlich die Weiterreise, welche am 16ten erfolgte.

Unter großen Mühseligkeiten gelangte sie zwei Tage später in Hannover an, ohne sich jedoch wohler zu fühlen.

Es schien über diese Reise ein eigener Unstern zu herrschen; denn als sie, in der Hoffnung, von der Kurfürstin empfangen zn werden, das elterliche Schloß betrat, wurde sie von der Nachricht erschreckt, daß die Kurfürstin einer Unpäßlichkeit halber das Zimmer hütete.

Das betrübte die liebende Tochter tief, die mit sehnsuchtsvollem Herzen und in der frohen Gewißheit, die Mutter in frischer Gesundheit begrüßen zu können, mit Ueberwindung der eigenen Schmerzen die beschwerliche Reise überstanden hatte, und nun dem vollen Genuß eines ungestörten, frohen Beisammenseins entgegen zu eilen glaubte.

Das Leiden der Kurfürstin war jedoch für die un=

endlich gütige und rücksichtsvolle Königin ein Grund mehr, ihr eigenes Leiden zu verleugnen, damit die Mutter durch die Besorgniß um sie nicht noch mehr belästigt wurde, und mit seltener Willenskraft beherrschte Sophie ihre Krankheit einige Tage lang auf bewunderungswürdige Weise. Wie sie gewöhnlich bei ihrer Anwesenheit in Hannover zu thun pflegte, erschien sie auch jetzt öffentlich bei Hof, um die üblichen Vorstellungen entgegen zu nehmen.

Niemand, der Sophie heute sah, ahnte, mit welchen schmerzlichen Opfern sie eine Stunde erkaufte, die ihr nur geringen Genuß bieten konnte, während dieselbe den Versammelten die sehnlichst erwünschte Gelegenheit gewährte, die allgeliebte, hohe Landestochter zu bewundern, durch ein freundliches Wort beehrt zu werden, und sich nach langer Zeit wiederum der ganzen Schönheit der Königin zu erfreuen.

Und Sophie, deren mildes Herz nur darauf bedacht war, überall Glück und Freude hervorzurufen, entfaltete im Lauf der Vorstellung den ganzen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit, und Niemand verließ das Schloß, ohne mit Bewunderung und erhöhter Liebe für sie erfüllt zu sein.

Es war natürlich, daß sich ein Jeder beeiferte, der Königin irgend etwas Angenehmes zu bereiten; so auch der Comthur von Reden, der ihr zu Ehren ein Ballfest veranstaltete, bei welchem die Königin auch zu erscheinen versprochen hatte.

Es war gegen Abend; Sophie lehnte, erschöpft von

den gehabten Anstrengungen, in einem Sessel. Sie hatte soeben die Kurfürstin verlassen, die noch immer das Zimmer hütete, und derselben eine Stunde durch ihre Heiterkeit verkürzt und so gezeigt, daß es ihr keine Anstrengung kosten würde, den Ball bei dem Comthur zu besuchen. Die mütterliche Liebe verhehlte zwar die Besorgniß nicht, ob ein solcher Besuch unter den angegebenen Umständen nicht gefährlich für Sophieens Zustand werden könnte; diese aber hatte die Kurfürstin zu beruhigen gewußt und daran erinnert, daß den aufmerksamen Gastgeber ein beiderseitiges Fortbleiben doppelt betrüben würde. So war denn die Kurfürstin durch die scheinbar kräftige Haltung ihrer Tochter beruhigt und sah dieselbe ohne jegliche Besorgniß zu dem Ball fahren.

Alle diese Verhältnisse und Unterredungen hatten die Königin doch mehr angestrengt, als sie geglaubt, und daher ruhte sie jetzt in ihrem Gemach ein wenig aus, um für das Fest neue Kräfte zu sammeln.

„Ich denke, der Ball wird hübsch sein, und wir werden eine angenehme Stunde haben“, bemerkte sie zu Fräulein von Pöllnitz, die sich bei ihr befand.

„Ich zweifle nicht daran, Majestät; aber, ganz aufrichtig gesagt, ich wünschte, derselbe fände gar nicht oder später statt und Majestät blieben heute zu Hause und legten sich zu Bette“, entgegnete das Fräulein mit aufrichtiger Theilnahme.

„Sie sind wirklich zu besorgt, liebste Pöllnitz; mein

Zustand, ich kann Sie versichern, ist ganz leidlich", sprach die Königin unbefangen und in fast heiterem Ton.

„Ihre Güte läßt Sie sich selbst ganz vergessen"! bemerkte das Fräulein betrübt und etwas unwillig.

„Sie sind böse über mich, weil Sie mir nicht glauben wollen", scherzte Sophie.

„Ja, theuerste Königin, ich bin es; aber ich kann nicht anders, meine Angst um Sie ist zu groß"! betheuerte das Fräulein, während ihr betrübtes Auge die Aufrichtigkeit ihrer Worte bekundete.

„Ich danke Ihnen, meine Freundin, für Ihre so wahre und zärtliche Theilnahme, und würde gewiß Ihrem Wunsche folgen, wenn ich nicht auf den Zustand der Kurfürstin und auf den Comthur Rücksicht zu nehmen hätte. Was würde das für ein Gerede abgeben, wollte ich plötzlich absagen lassen! — Sie wissen, wie das ist. Ein Jeder der zu dem Feste Geladenen hat sich schon lange darauf gefreut; fehlte ich nun, so würde man das Fest am Ende abbestellen und alle Freude wäre aus", entgegnete die Königin und fuhr dann fort: „Ich will mich sehr in Acht nehmen und auch nicht tanzen; nun können Sie doch beruhigt sein, nicht wahr"? —

„Sie sind wie immer zu gütig und rücksichtsvoll gegen Andere; aber wahrhaftig, theuerste Königin, dieses Mal sind Sie es zu wenig gegen sich selbst. An sich denken Sie niemals, müssen Sie auch, wie heute, darunter leiden", entgegnete das Fräulein.

„Nun ja, das ist möglich“! warf die Königin leicht hin und bemerkte dann: „Vergessen Sie denn ganz und gar den König und die Späherin, die er mir mitgegeben hat? Erscheine ich heute nicht auf dem Ball, so bildet sich die Gräfin am Ende ein, es geschehe ihretwegen, um ihr die Gelegenheit zu nehmen, mit den Brillanten zu glänzen, die sie sich von dem Juden Liebmann eigens zu diesem Besuch für schweres Geld gekauft hat; sie ersinnt dann auf's Neue gegen mich die abscheulichsten Intriguen, und meldet schon morgen dem König durch einen Courier die fürchterlichsten Dinge von Starrsinn und Uebermuth, womit ich ihr begegnet sei. Das will ich nicht, und darum leide ich lieber. Der Abschied von dem König war so liebevoll; wir trennten uns in der besten Stimmung, und ich will daher Alles vermeiden, was dieselbe irgend trüben könnte. Der König hat ja, ich weiß es, so wenig gute und angenehme Stunden, warum ihm also nicht Unannehmlichkeiten ersparen, wenn es in meiner Macht liegt“? —

„Wie gut, wie seelengut sind Sie doch, Königin“! sprach das Fräulein, tief gerührt, und neigte die Lippen auf die Hände Sophieens, welche sie ergriffen hatte.

„Nicht wahr, liebste Pöllnitz, nun sind Sie mir auch nicht mehr böse“? fragte Sophie weich und in freundschaftlichem Ton.

„Wie dürfte, wie könnte ich das sein, theure Königin“! rief das Fräulein sehr bewegt aus, und küßte Sophieen wiederholt die Hände.

„Wir lustigen Frauen werden doch vor dem Ball einander nicht zur Wehmuth stimmen wollen“?! sprach die Königin lachend, verzog aber das Gesicht, weil sie Schmerzen dabei fühlte.

Schnell jedoch überwand sie dieselben, und ohne es Fräulein von Pöllnitz merken zu lassen, fuhr sie in heiterem Tone fort:

„Lassen Sie uns jetzt an meine Toilette denken; denn ich muß doch meinen lieben Hannoveranern zeigen, daß man in Berlin Geschmack besitzt und mir die Garderobengelder nicht etwa spärlich vom Könige gezahlt werden.“

So scherzte die Königin, bemüht, ihre Freundin heiterer zu stimmen. Aber das gelang ihr heute nicht, wenigstens nicht in Wahrheit. Zu groß war die Liebe und Anhänglichkeit, welche Fräulein von Pöllnitz für die Königin hegte, und daher eben so groß die Besorgniß, die ihr, trotz der Versicherungen und des scheinbar guten Befindens der Königin, die Beschwerden derselben einflößten. Aber sie überwand sich so weit, als es ihrer Liebe irgend möglich war; zu gut kannte sie die Königin, um nicht zu wissen, daß derselben ein Eingehen auf ihre Stimmung angenehm war. Und daher zeigte sie sich, wie ehedem, heiter und unbefangen.

„Majestät sollten die Robe mit den Diamanten wählen“, — schlug sie vor.

„Bewahre, liebste Pöllnitz“! entgegnete Sophie scherzend. „Ich würde ja sonst mit der Gräfin rivalisiren,

und das will ich nicht. Kein Brillant soll den Glanz schmälern, den sie heute von sich ausstrahlen lassen wird. Nein, nein, meine Toilette soll ganz einfach sein, nur mit einem Brillant geziert, der mir von wirklichem Werth ist. Sie kennen ihn; er ist ein Geschenk Ludwig's XIV., welches er mir während meines Besuchs in Versailles gab. Das war eine glückliche Zeit, liebste Pöllnitz", bemerkte sie nach einer kleinen Pause seufzend.

„Wie rasch doch die Jahre fliehen"! fuhr sie dann nach kurzem Schweigen fort. „Scheint mir doch nur eine Spanne Zeit zwischen dem frohen Einst und dem trüben Jetzt zu liegen, und wer kann sagen, wie lang die noch sein wird, welche die Gegenwart mit der stillen Einsamkeit des Vergehens verbindet"! — —

Fräulein von Pöllnitz, schon in Lützenburg von den trüben Ahnungen der Königin, welche diese ihr nicht verschwiegen hatte, beängstigt, vernahm auch jetzt die letztere Betrachtung mit Besorgniß; aber auch sogleich bemüht, die Königin davon abzulenken, schien sie dieselbe zu überhören und bemerkte:

„Da Sie die Purpurrobe nicht wünschen, so wäre es mir lieb, wenn die Wahl von Ihnen selbst getroffen würde." —

Sophie, von ihren Gedanken erfüllt, achtete nicht darauf, sondern sprach, sinnend mit halblauter Stimme mehr vor sich hin als zu dem Fräulein:

„Es war schön in Frankreich; aber herrlicher doch

in dem milden, blühenden Italien, wo sich der göttlichen Kunst die ewig herrliche Natur vermählt, wo Alles von Harmonie, von unaussprechlich schöner Poesie durchwebt ist, und die Seele sich in entzückenden Melodieen aushaucht, — wo der Mensch sich zu dem ewigen Weltengeist erhoben und, mächtiger, kräftiger, sich der Gottheit näher fühlt, — ihn die Ahnung durchschauert von einer Ewigkeit, einem Fortleben mit den Seligen, in dem Paradiese ungetrübter, unwandelbarer Himmel, den der Aether geläuterter Seelen durchweht. — —

„Da liegen vor dem forschenden Geist die strahlenden Planeten klar und anschaulich; er greift mit seinen Aetherhänden in ihre leuchtenden Strahlen, und ihn beängstigt kein Zweifel mehr. Da wandelt er unter den Sternen in schöner Freiheit und schaut ungeblendet und verklärt in die Tiefen der Weltgebilde, aus denen alles Leben quillt und alle Gesetze sich entwickeln, wonach die ewigen Schöpfungen ihr Dasein empfangen, sich bewegen und vergehen. Klar und ohne Täuschung schaut der freie Menschengeist, nicht mehr beengt von kleinlichen Leidenschaften und Neigungen, in schrankenloser und unbefleckter Hoheit und Schönheit. Und Nichts bleibt ihm unaufgeschlossen; mit ganzer, voller Liebe kann er den Urewigen umfassen, der Alles schuf, der sich selbst Gesetze gab, wonach er seine Welten regiert.

„Dahin zu gehen, in diesen Paradiesen zu wandeln, welche Seligkeit“! — —

Sie hatte die letzten Worte mit Erregung und dem

tiefsten Gefühl gesprochen; von der Bedeutung derselben tief ergriffen, schwieg sie und schien der inneren Anschauung zu leben.

Nach einer längeren Pause, welche sie in dieser Weise hingebracht, fuhr sie fort:

„Was sind die Mächtigen dieser Erde im Hinblick solcher Himmel“! — — —

Wiederum schwieg sie und dann, sich ein wenig aufrichtend, bemerkte sie:

„Wird dieses sehnende Herz Befriedigung finden? — — Wer beantwortet diese Frage?! — — Das Grab ist so finster und klein; die ganze Größe des Menschen, die ganze Macht seiner Gedanken und seines Wollens schließt dieser enge Raum ein, so klein und fest, als wollte er ihn nie und nimmer wiedergeben und sperrte ihm für ewig den Weg in den himmlischen Aether! — Zu hoffen, zu empfinden ein Ewiges, Unendliches und Vollkommenes und dennoch an seinem einstigen Schauen und Genießen im Herzen zu zweifeln, — welch' ein Widerspruch! Warum legte der Ewige diese Empfindungen und Gedanken, aber auch diesen Zweifel in die Menschenbrust“?! —

Sie schwieg.

An dem klaren Nachthimmel funkelten hell und golden die Sterne und strahlten in das nur matt erleuchtete Gemach, in welchem sich Sophie befand. Sie hatte früher den Vorhang eines der Fenster zurückgeschlagen; jetzt, aufschauend, spiegelte sich in ihrem glänzenden

Blick der Sternenschimmer und zog denselben hinauf an das milde, tiefblaue Himmelsgewölbe.

„Da seid ihr nun alle, alle versammelt, ihr ewigen Zeugen seines Daseins, unverändert in Form und Leben, unverändert in eurer herausfordernden Schweigsamkeit, und spiegelt euch in dem Strahl eines Menschengeistes.“ —

Die Königin schaute mit festem Auge zum Himmel empor; ihr erregter Blick offenbarte deutlich die tiefe Bewegung ihrer Seele, so verharrte sie einen Augenblick schweigend.

Da berührte ihre von der Stullehne sinkende Hand die Schulter des Fräuleins, welches sich leise neben ihr auf den Boden niedergelassen und mit Bewunderung zugehört hatte. Aber ohne in ihrem Ideengange gestört zu werden, fuhr sie fort:

„Wie sie dort so freundlich funkeln, als wären es Menschenaugen, die uns mit Liebe und Sehnsucht zu sich riefen und sprächen: Bei uns ist es schön und immer gut, und hier findet der Geist Ruhe und Glück. Sehen Sie doch, Pöllnitz, sehen Sie doch, wie sie funkeln, die Augen des Himmels, daß es mir das Herz entzückt!

„Sind sie nicht schön“? fragte sie nach einer Pause, in welcher das Fräulein ihre Blicke mit denen Sophieens vereint hatte.

„Ja; aber ihre göttliche Schönheit versteht nur das geläuterte Herz“, — erwiederte diese, die Königin anschauend.

„Wahr, sehr wahr“, sprach diese leise und fuhr dann fort: „Aber, wenn es sich so verhält, warum nicht im Herzen die volle Gewißheit und Ueberzeugung einer uns gewordenen Offenbarung tragen, die zu uns sprach und spricht: Du wirst dort wandeln“? —

„Dürften wir diese nicht in der Liebe und Freundschaft suchen, die dem Weibe so nahe liegen“, — bemerkte das Fräulein.

„Die Liebe“,—sprach Sophie gedankenvoll;—und fügte hinzu: für das weibliche Herz ist sie freilich so eigentlich ein Alles, ohne daß es kaum beglückt sein kann. — Sie ist ein hohes, schönes, liebliches Gefühl, aber doch nur ein Gefühl, das sich im Zeitengang ablebt oder in ein anderes übergeht.“ — —

„Die uns aber eigentlich erst den Reiz des Daseins kennen lehrt“, — schaltete das Fräulein weich ein.

„Ja, liebste Pöllnitz, sie thut das, aber nur dann, wenn wir selbst mit dem ganzen Idyll unbefangener Gefühle nahen, in welchem sie gern ihren Wohnsitz aufschlägt. Später, wenn die Forderungen des Lebens an uns herantreten, wenn sich unsere Anschauungen erweitern, der Geist einer raschen Entwickelung entgegen schreitet, dann erkennen wir, daß die Liebe nicht das Höchste ist.“ —

Sie schwieg und schaute mehrere Augenblicke sinnend vor sich hin; dann fuhr sie, ohne ihre Lage zu ändern, mit weicher Stimme fort:

„Vielleicht glauben Sie, mir sei die Liebe fremd ge-

blieben. Sie würden irren, liebste Pöllnitz; denn auch ich habe die schöne Poesie einer Jugendliebe gefühlt; auch ich durchlebte ein Idyll, das uns Jugend und Schönheit schafft. — —

„Es war in Italien“, — fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „ich fast noch ein Kind, dem die Ahnung der Liebe, das Geheimniß des Geschlechts noch fern lag.

„Wir bewohnten eine reizende Villa in der Nähe des Meeres, und meine junge Seele, von dem milden Himmel, der Poesie meiner Umgebung, dem Reiz der üppigen Vegetation entzückt, verlangte nach einem ununterbrochenen Ausdruck meiner Gefühle. Ich war ein sehr lebhaftes, gesprächiges Mädchen, dem es hohes Vergnügen gewährte, sich frei zu ergehen, mit allen in den Weg kommenden Leuten, jung oder alt, ein Wort zu sprechen, Gaben auszutheilen, oft weit mehr, als es meine Kasse gestattete.

„So war ich bei den gewöhnlichen Leuten in der Nachbarschaft bald bekannt geworden. Mir gefielen sie wegen ihrer Schönheit, der malerischen Tracht und des sinnigen Ausdrucks ihrer dunklen Augen und schöngeformten Züge. Es zog mich mit Gewalt zu ihnen hin, und hundert Mal benutzte ich die Gelegenheit, meiner Hofmeisterin zu entfliehen, durch den Garten zu eilen, und mich dann ungezwungen unter ihnen zu bewegen.

„Die arme Hofmeisterin hat meinetwegen viele Angst ausgestanden, bis sie von meiner Mutter mit der Beruhigung erfreut wurde, mein Verlangen sei ein natür-

liches und gerechtfertigtes, und man möge demselben keinen zu großen Zwang anlegen. Seitdem konnte ich mich ganz nach Belieben ergehen. Es machte mir großes Vergnügen, Stunden lang auf einem einsamen Plätzchen zu sitzen und das Meer, das Treiben und Laufen der Insecten, die sich in dem heißen Sonnenstrahl vor meinen Augen entfaltenden Blumen zu betrachten, dem fernen, über dem Meere verhallenden Laut zu lauschen, den des fortziehenden Fischers Gesang zurückließ.

„Oft auch, wenn es in mir zu unruhig wurde, suchte ich eine Kapelle auf und hörte, in einen Winkel gedrückt, mit gespanntem Ohr die Messe an, oder ich übte mich mit den jungen Italienerinnen in ihrer Sprache, die mir damals noch nicht ganz geläufig war, während wir spielten und sangen, oder allerlei Kurzweil trieben.

„So ging meine Zeit dahin; ich war ein glückliches Kind, an welchem die Eltern ihre Freude hatten. Eines Tages war ich wie gewöhnlich hinausgeflogen, der behütenden Hofmeisterin entsprungen, die ihre aufmerksamen Augen vergebens ermüdete, und spazierte sinnend durch ein Wäldchen von Myrthen und Oliven, an welchen sich die traubenreiche Rebe emporrankte. Es war so schön und angenehm kühl darin, daß ich mir bald ein Plätzchen aufsuchte, von dem aus ich einen freien Blick auf das Meer gewann.

„Hier saß ich denn und sang und schaute hinaus, und es wurde mir zuletzt ganz wunderlich um's Herz. Da vernahm ich leichte Fußtritte; ich sah mich um, und

bemerkte einen jungen Mann von ungefähr zwanzig Jahren, der ein vielleicht achtjähriges Mädchen trug. Die Kleidung Beider war ärmlich, das Aussehen des Mädchens überdies blaß und kränklich; aber Beide waren von hoher, eigenthümlicher Schönheit und zogen meinen Blick schnell an sich, indem sie mein ganzes Interesse erregten.

„Der junge Italiener hatte ein erschöpftes und blasses Aussehen; aus seinem großen, dunkeln Auge sprach ein düsterer Ernst, der mich jedoch mehr anzog als abstieß. Nicht weit von mir legte er das Mädchen auf den Boden, setzte sich neben demselben nieder, nahm den Hut ab und trocknete sich die Stirn, nachdem er die glänzend schwarzen, langen und lockigen Haare durch einige Kopfbewegungen zurückgeworfen hatte.

„Ich war von seinem Anblick entzückt. In seiner ganzen Erscheinung, in seinem weichen Gliederbau, in der Hoheit und Milde seines wundervoll geformten Gesichts glaubte ich den belebten Musengott zu sehen, und mein Auge hing mit Bewunderung an der regungslos dasitzenden, auf das Meer sinnend hinaus blickenden Gestalt, welche überhangendes Weinlaub wie mit einem Rahmen einfaßte. Kein Laut störte die unaussprechlich liebliche Ruhe, die ringsum herrschte.

„Ganz neue, wunderbar-angenehme und zugleich beunruhigende Gefühle überwältigten meine junge Seele; doch über alle Empfindungen in mir siegte das Ver-

langen, dem jungen Manne nahe zu sein, seine Stimme zu hören. Schnell überwand es die natürliche Scheu, die ich empfand. Ich erhob mich leise, näherte mich eben so leise, aber mein Herz pochte, meine Wangen glühten; nur noch wenige Schritte und ich wäre bei ihm gewesen. Allein ich zögerte und fühlte mich unwillkürlich zurückgehalten. Doch dem weiblichen Sinn hat die Natur in dergleichen Situationen allerlei Aushülfsmittel gegeben, die eigentliche Absicht zu verbergen. Es liegt in dem Wesen des Weibes, daß man ihm entgegen kommen muß; es will nicht suchen, sondern gesucht sein. So auch bei mir. Mein junges Herz wußte die Verlegenheit dadurch zu überwinden, daß es mit einem raschen Hinblick auf das Mädchen sogleich das rechte Mittel dazu fand.

„Ich wickelte den Shwal von meinen Schultern, schritt dann sicher bis zu dem Mädchen hin, knieete neben ihm nieder und bedeckte es damit vorsichtig, wie eine Mutter ihr Kind.

„Der Jüngling wendete ein wenig das Haupt nach mir, ohne Ueberraschung zu zeigen und ohne mich durch ein Wort zu stören. Ich machte mir länger zu schaffen, als nöthig gewesen wäre; endlich aber blickte ich auf. Der Ausdruck seines Gesichts und Auges war ein noch schönerer geworden durch das Gefühl, das mein Thun in ihm erregt zu haben schien. Mein Anzug, meine ganze persönliche Erscheinung mußten ihm sogleich sagen, daß ich eine Fremde war; aber keine Verwunderung

sprach sich in seinem Antlitz aus; sein Ernst ward nur milder, sein Auge freundlicher.

„Das erhob meinen Muth, und so blickte ich ihm denn, ohne aufzustehen und während meine Hände das Kind noch berührten, in seine schönen Augen. Und je länger ich zu ihm aufschaute, um so wonniger ward es in mir. Da weckte mich sein Wort aus meinem süßen Traum, und mit melodischer Stimme fragte er mich:

„Wer bist Du, Mädchen“?

„Ich vermochte ihm nicht sogleich zu antworten, aber nach einer kleinen Weile bemerkte ich:

„Eine Deutsche.“ —

„Sie hören, liebe Pöllnitz, mein Gefühl nöthigte mich, statt meines Standes mein Vaterland zu bezeichnen, warum, das wußte ich damals nicht.

„Du bist gut und schön; die Heiligen mögen Dich behüten“! entgegnete er. „Gieb mir Deine Hand.“

„Ich that es etwas befangen; er nahm die Hand in die seine, betrachtete sie lange und aufmerksam, dann sprach er:

„Deine Hand ist fein und zart, wie Dein Herz, Mädchen.“ —

„Und jede Linie, jedes Aederchen derselben schien für ihn Interesse zu haben. Dann schaute er mich an, kurz, wiederholt; ein Seufzer hob seine Brust; darauf ließ er meine Hand fahren, erhob sich rasch, neigte sich zu dem Mädchen und sprach zu mir:

„Die Schwester ist krank; ich will sie nach meiner Hütte tragen. Warum hast Du sie mit dem Tuch bedeckt? Du darfst es nicht um Deine Schultern legen, sonst bekömmst Du das Fieber." —

„Ich will es auch nicht wieder haben", betheuerte ich, „darum gab ich es ihr."

„Ich glaub' es Dir, Mädchen, auch wenn Du es nicht sagtest; ich las es in Deinen blauen Augen, die so mild sind, wie der Himmel droben. Das Tuch will ich behalten; aber ich kann es Dir nicht bezahlen; denn wir sind arm, und das Tuch ist kostbar", sprach er.

„Nimm dies auch noch für Deine Schwester mit", bat ich; ein Collier, das ich trug, vom Halse bindend und es dem Mädchen umlegend.

„Das darf ich nicht; Deine Eltern würden darüber böse sein", widersprach er, während er mich an der Hand zurückhielt.

„Meine Eltern sind reich und werden nicht böse darüber sein; auch habe ich noch viele Schmucksachen", entgegnete ich, und machte eine Bewegung, mein Vorhaben auszuführen.

„Du bist gut und wirst einst viele, viele Menschen glücklich machen", sprach er sanft und schaute mich mit einem so tief-innigen Blick an, daß ich vor Seligkeit darüber zusammenschauerte. Viele werden Deine Gunst suchen, aber nur Wenigen wirst Du sie schenken, und glücklich der, dem Du sie gewährst"! — So schloß er, schaute mich nochmals an, neigte sich dann zu dem

schlafenden Mädchen, hob es sanft vom Boden auf die Arme, und im Begriff, fortzugehen, sprach er:

„Leb' wohl, und mögen Dich die Heiligen segnen"!

„Ich erwiederte Nichts darauf, sondern blickte ihm starr in die Augen; er nickte mir freundlich zu und ging fort.

„Von einer geheimen Macht getrieben, folgte ich ihm; er mußte das entweder geahnt oder meine Tritte gehört haben, denn er blieb stehen und zurückschauend sprach er:

„Folge mir nicht, Mädchen, es ist nicht gut für Dich."

„Ich will in Deine Hütte gehen", sprach ich.

„Du darfst ihre Schwelle nicht betreten, Du bist zu zart dazu, so lange die Krankheit darin wohnt", — entgegnete er, und sein Auge sprach die Freude aus, die er über meine Anhänglichkeit zu empfinden schien.

„Ich fürchte mich nicht", bemerkte ich bestimmt.

„Dies glaube ich, gutes Mädchen; aber ich darf Dir nicht gestatten, was Du wünschest", sprach er mild.

„Ich will aber"! entgegnete ich in kindlichem Eigensinn.

„Was willst Du dort"? fragte er und fügte hinzu: „Meine Hütte ist nicht wohnlich, wie Deine Villa, wenn auch die Oliven und der Wein ihr Dach umlauben" —

„Ich will wissen, ob Deine Schwester besser wird" sprach ich, mein eigentliches Verlangen verleugnend.

„Wenn Dich danach verlangt, so komme um diese

Stunde hierher, da will ich Dich erwarten und Dir von ihr Nachricht bringen", entgegnete er.

„Ich war über dieses Versprechen sehr glücklich; denn es erfüllte ja meinen innigen Wunsch, ihn wiederzusehen, und so sagte ich ihm mit frohem Antlitz, daß ich damit zufrieden sei und er auch gewiß sein Wort halten sollte. Er versicherte mich dessen noch mit wenigen Worten, grüßte dann und ging, ohne sich umzuschauen und allein auf den Zustand seiner Schwester bedacht, seines Weges.

„Ich sah ihm betrübt und unbefriedigt nach, so lange noch ein Schimmer seines Kleides zu erblicken war.

„Seit dieser Zeit legte sich mein lebhaftes Wesen; ich wurde träumerisch, und alle Erscheinungen, die das Erwachen der Liebe im Herzen bekunden, traten in meinem Benehmen hervor. Ohne dieser Empfindung den richtigen Namen geben zu können, unterlag ich ihrer Macht, die durch ein öfteres Zusammenkommen mit Angelo — so hieß der Jüngling — rege erhalten und noch erhöht wurde.

„Ich dachte und träumte nur ihn und seine Schönheit. Wir trafen uns öfter, und obwohl Angelo sich stets gleich, bescheiden und ruhig blieb, machte es mir doch unaussprechliche Freude, zu gewahren, daß seine Theilnahme für mich im Lauf der Zeit zunahm.

„Ich verhehlte ihm, welchem Stande ich angehörte, vermied allen Putz und Schmuck, und er fragte mich nie wieder, wer ich sei. Auch nahm er nur wenig von

dem, was ich ihm für die Schwester brachte, meist nur Spielsachen ohne besonderen Werth, oft lächelnd über die Menge, die ich herbei schleppte. Aber nach meinem Verlangen konnte ich gar nicht genug bringen, und hatte meine Noth, die Aufmerksamkeit der Hofmeisterin von dem Bündelchen abzulenken, das ich fast immer mitnahm.

„Seine Schwester war kränker geworden, und er schien darunter sehr zu leiden. Ich tröstete ihn, so viel ich es vermochte. Er hörte mir mit Wohlgefallen zu, und ich glaube, meine beredten Worte haben ihn damals wirklich getröstet.

„Aber ich ließ es dabei auch nicht bewenden, sondern bat die Kurfürstin, ihren Arzt zu dem Mädchen zu schicken, was auch wirklich geschah.

„Leider zu spät; das Mädchen war nicht mehr zu retten.

„Eines Tages, an welchem ich auf Angelo's Ankunft ein wenig warten mußte, erschien er bleicher, als gewöhnlich, und als ich mich nach der Ursache seines Aussehens besorgt erkundigte, erwiederte er in schmerzvollem Ton, der mir durch die Seele drang:

„Ich habe die Schwester begraben.“ —

„Ich erschrack darüber, obwohl mich seine früheren Worte und das Urtheil des Arztes darauf vorbereitet hatten, und nach einer kleinen Pause fragte ich ihn:

„Hast Du keine Geschwister mehr“?

„Nein“, entgegnete er düster, „dies war die letzte.“

„So hast Du doch Eltern und Verwandte“?

„Auch die habe ich nicht; die Eltern sind schon lange begraben. Ich habe die Schwester erzogen.“ —

„Bist Du nun allein, ganz allein“? fragte ich tief bewegt.

„Statt jeder Antwort neigte er sein Haupt zur Bejahung. Es lag ein so eigenthümlich-wehmüthiger Ausdruck darin und in seinem bleichen Antlitz, daß ich mich tief ergriffen fühlte.

„Ich hielt meine Gefühle nicht länger zurück, ergriff seine beiden Hände mit Heftigkeit, sah ihm in das bleiche, wunderschöne Antlitz, wollte ihm Etwas sagen, — sagen: Laß mich Deine Schwester sein, und vermochte es nicht.

„Er sah mich erstaunt, aber äußerst liebevoll an; ich neigte ein wenig mein Haupt zu ihm, die Augen gesenkt; da fühlte ich, wie seine Locken meine Wange berührten, ich fühlte den Hauch seines Mundes über meine Stirn wehen und hörte die flüsternden Worte:

„Angela“!

„Dann, sich sanft zurückneigend und mich wieder anschauend, sprach er:

„Du wirst mich verlassen.“ —

„Woher weißt Du das“? fragte ich, erschreckt von dieser Wahrheit, da der Kurfürst die Abreise über den andern Tag bestimmt hatte.

„Ich weiß es“, sprach er wehmüthig. „Darum lebe wohl auf immer. Ich seh' Dich nicht mehr“, fügte er

in einem so schmerzlichen Ton hinzu, daß mir die Thränen aus den Augen rannen. „Mögst Du immerdar glücklich sein“!

„Wohin willst Du“? fragte ich.

„Ich muß über's Meer.“ —

„Nimm mich mit“, bat ich.

„Er schüttelte wehmüthig das Haupt und sprach:

„Du darfst nicht.“ —

„Das sah ich ein, und weinend legte ich mein Gesicht auf seine Hände. So verging eine Weile; über uns tönte aus der nahen Kapelle das Glöcklein, als läute es einem Sterbenden.

„Willst Du dies mit in Deine Heimath nehmen“? fragte er darauf und hielt mir eine kleine Schnur von Früchten hin.

„Gieb“! sprach ich und langte danach.

„So lebe wohl, und die heilige Jungfrau schirme Deine Schönheit und Güte“! sprach er darauf, ließ plötzlich meine Hände fahren und war auf dem Wege nach dem Meere verschwunden.

„Betäubt, weinend blieb ich stehen; als ich mich wieder gesammelt hatte und aufschaute, tauchte hinter einem Ufervorsprung ein leichtes Boot hervor, das, die Segel vom Winde gebläht, in die Weite strebte. Darin stand Angelo und mit dem Winde flatterte der Shawl, womit ich seine Schwester bedeckte; er winkte mir ein letztes Lebewohl zu, während die klagenden Töne des Glöckleins leise verhallten.“

So endete die Königin ihre Mittheilung, und die Erinnerung an jene Vergangenheit hatte eine rührende Wehmuth über ihr Antlitz gebreitet, wodurch der Ausdruck desselben noch vergeistigter und idealer erschien. Darauf sprach sie:

„Man behauptet, nur das sei die wahre Liebe, die uns ein Gemisch von Lust und Schmerzen bereitet; ist dieses eine Wahrheit, so habe ich Angelo geliebt; denn lange Zeit hallten die Eindrücke seiner Schönheit in meinem jungen Herzen nach.“

„Ja, Königin, Sie haben Angelo geliebt“, entgegnete das Fräulein mit bewegter Stimme, von dem Vernommenen eben so sehr überrascht, als ergriffen, und fügte hinzu: „Ist noch heute, nach so vielen Jahren, in welchen die bedeutendsten Ereignisse Sie berührt, Ihr Geist, Ihre Ansichten zu hoher Vollendung sich geläutert haben, — ist heute noch die Erinnerung an jene Zeit so lebhaft, daß Sie ein so frisches, poetisches Bild von dem Erlebten zeichnen können, so muß es wohl die Macht der ersten Liebe gewesen sein, die das Alles so tief in Ihr Herz schrieb.“ —

„Gut, ich will Ihnen und meinem Herzen glauben; beide begreife ich. Wie aber würde ich an dem etikettensüchtigen Hofe bespöttelt werden, wenn man dort meine damalige kindische Schwärmerei oder Liebe erführe! — Denken Sie, Pöllnitz, eine Neigung für einen so tief unter mir stehenden Menschen zu hegen! Eine Prinzessin und ein Fischerjunge! — welch' ein Abstand! Sie,

liebste Freundin, werden mich freilich besser begreifen und erkennen, daß gerade die ursprüngliche Schönheit, die Schöpfung in ihrer Vollendung meinen für das Schöne ausgebildeten Sinn anzog. Natur sprach damals zur Natur, rückhaltlos, nur dem eigenen, unmittelbaren Verlangen nachgebend, und noch von keiner conventionellen Rücksicht beengt."

„Gewiß, gewiß, theuerste Königin; ich begreife das eben so gut, wie ich mir Sie selbst in jenem Alter veranschaulichen kann", entgegnete das Fräulein lebhaft. „Ihre so anziehende Mittheilung hat zugleich einen nicht geringen Beweis für meine frühere Ansicht geliefert", — bemerkte sie nach einer kleinen Pause.

„Wie das"? — fragte Sophie aufmerksam.

„Sie zeigten in jenem reizenden Idyll zugleich die Urgesetze, nach welchen die Lebensfäden der Menschheit gesponnen werden, die in das Unvergängliche hinaufreichen", bemerkte das Fräulein.

„Glauben Sie das nicht; Sie täuschen sich, Liebste", entgegnete Sophie bewegt und fuhr dann fort: „Die Fäden sind gerissen; jenes Gefühl, das mich einst Alles glauben und erwarten ließ, hat sich abgelebt an der Wirklichkeit, an dem Skepticismus, der früher oder später das Resultat aller Denkenden ist."

„Gut, Majestät, das ist so. Aber mir däucht, was ich denken kann, was ich mit Gefühl und Geist zu erfassen vermag, muß auch mein Besitz sein. Kann ich den Gedanken eines Ewigen und den unserer eigenen Ewig-

keit denken, so gehört mir auch Beides", bemerkte das Fräulein.

„Ja, ja, liebste Pöllnitz, das ist's, das ist's, und anders kann, darf es nicht sein!" rief die Königin mit großer Lebhaftigkeit und setzte hinzu: „Nicht schienen mir sonst die Sterne dort Menschenaugen zu sein, die zu mir redeten in der Sprache der Menschen, — nicht fühlte ich mich emporgehoben in den ewigen Aether, — nicht mein Auge erweitert und die im Verborgenen ruhenden Dinge erschauend. Jene Kreise wird der Geist durchwandeln in der Fülle seiner Kraft und Freiheit. Das ist meine Hoffnung, aber Nichts weiter."

„Nichts weiter"? — fragte das Fräulein bedeutungsvoll und schaute die Königin an.

„Ja, Liebste, Nichts weiter, wenn ich aufrichtig gegen Sie sein soll", entgegnete Sophie und fuhr alsdann, trotz der Schmerzen, die sie fühlte, von ihrem Interesse fortgerissen, fort: „Die Menschen denken sich Gott viel zu kleinlich, stellen sich selbst als den Höhepunkt der Schöpfung vor und beurtheilen daher die Urkraft nur nach ihrer eigenen Beschränktheit. Denn nur die Schwäche der Menschen schuf sich so kleinliche Begriffe von dem Weltenleben, wie sie allgemein verbreitet sind. — Wenn sich der Mensch täuschte, wenn er nicht das Höchste der Schöpfung wäre, wenn es noch ein Anderes gäbe, das die Urkraft gewollt"? — —

„Und dieses Andere, meine Königin"? fragte das Fräulein gespannt.

„Es gehört ein wenig Muth dazu, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen; doch den besitzen Sie, Liebste; so hören Sie: Wenn Sie die Richtigkeit meiner Ansicht beherzigen, so geben Sie auch Alles auf, was Sie jetzt glauben und hoffen", sprach die Königin, und aufschauend und mit der Hand auf den Himmel deutend, fuhr sie fort:

„Sehen Sie dort diese Milliarden Welten! Jegliche eine Schöpfung, ein Individuum, jegliche aber auch eine Schöpfung für sich, und was auf jeder einzelnen ist, ersteht, vergeht, ist auch ihrem eigenen Leben verfallen. —

„So denke ich mir die Gottheit, und sie so zu denken, scheint mir ihrer unendlichen Allmacht erst würdig genug zu sein." —

„Damit nehmen Sie ja dem Menschen die Berechtigung aller seiner Hoffnungen"! entgegnete das Fräulein betroffen.

„Ich thu's; habe ich mir doch dafür meinen Gott gewonnen", sprach Sophie mit Hoheit und dem kühnen Ausdruck edelsten Selbstgefühls.

Das Fräulein schwieg und schaute gedankenvoll hinaus in die Nacht.

„So zu denken, ist groß. — — Sie können Recht haben", bemerkte sie nach einer kleinen Pause.

„Nicht wahr"? fragte die Königin und fügte hinzu: „Genau genommen, ist doch Alles, was wir thun und

treiben, nichts Anderes, als Anlage, nüancirte und potenzirte Lebenskraft, und zuletzt, am Ende aller Dinge, kommt es doch auf die einfache Natur hinaus, sei es im Leben oder Tode." —

Sie blickte einen Augenblick vor sich hin; dann, sich plötzlich besinnend, faßte sie den Arm des Fräuleins und sprach:

„Aber es ist Zeit, an meine Toilette zu denken; ich komme sonst zu spät, und das möchte ich nicht. Wir müssen auch dem Irdischen unsern Tribut zahlen. Der tiefblaue Himmel hat in mir das Verlangen rege gemacht, seine Farbe zu tragen. So wäre die Wahl schnell getroffen. Nehmen Sie dazu Ludwig's Geschenk, und Nichts ist daran vergessen."

Eine halbe Stunde darauf begab sich Sophie zum Ball des Comthurs.

Zwölftes Capitel.

Ein Stern erlischt.

Die zum Ball bestimmten Räumlichkeiten waren zu Ehren der Königin mit der ausgesuchtesten Pracht, die zugleich den feinsten Geschmack bekundete, geschmückt worden. Der Comthur schien sich die Aufgabe gestellt zu haben, der geliebten Königin eine Huldigung im Namen der Residenz darzubringen; darum hatte er weder Kosten noch Mühe gescheut, Alles herbei zu schaffen, was ihr irgend angenehm sein konnte.

Dies war auch hinsichts der Einladungen zu dem Fest der Fall, und außer der Gräfin Wartenberg gab es daselbst nur Bewunderer der Königin.

Laut schmetterten die Trompeten, als Sophie an der Hand ihres Bruders, des Kurfürsten von Hannover, und von einem glänzenden Hofstaat umgeben, den Saal betrat, in der einfachen Tracht, doch so überaus schön, und verschönt noch durch die liebenswürdige Freundlichkeit, mit welcher sie sich nahte, um überall ein huldvolles Wort, einen geistvollen Scherz zu äußern oder

eine eben solche Bemerkung zu machen, und den Vertrauteren offen und warm die Hand zu drücken, oder ein längeres Gespräch mit ihnen anzuknüpfen.

Wie entzückte sie jedes Auge und Herz! Ihre Schönheit hatte heute etwas Blendendes, der Zauber ihrer Rede etwas Ueberirdisches; ihre ganze Erscheinung war die verkörperte Anmuth. Nichts verrieth ihr Leiden. Ihr Antlitz trug den Ausdruck frischer Gesundheit, noch erhöht durch den gereizten, fieberhaften Zustand, in welchem sie sich befand; ihr wundervolles Auge strahlte von einem Glanz, wie nie zuvor, und selbst ihr stets reger Geist schien heute mit ungewöhnlicher Lebendigkeit erfüllt zu sein.

Zwar fühlte Sophie die fieberhafte Aufregung; aber die Schmerzen hatten nachgelassen, und so folgte sie dem Drange ihres Geistes und Gefühls nach freier Bewegung, und von dem Wunsch erfüllt, in Allen einen angenehmen Eindruck zurückzulassen, strengte sie sich mehr an, als ihr Zustand es gestattete.

Die Liebe und Verehrung, welche man für sie hegte, sowie der erhöhte Zauber ihrer Erscheinung hatten Aller Augen an sie gefesselt; man sah, man hörte nur sie; man lebte nur mit ihr, und ein Jeder war bemüht, in Ihre Nähe zu gelangen, sie anschauen und ein Wort von ihren Lippen vernehmen zu können.

Sophieens Gegenwart hatte über alle Gäste eine angenehm-harmonische Stimmung verbreitet, welche sich

deutlich in dem frohbelebten Antlitz eines Jeden, sowie in der gegenseitigen Begegnung selbst aussprach.

Die Gräfin Wartenberg allein schaute mißmuthig in das Gewühl. Sie war vor der Königin auf den Ball gefahren, und wurde durch die Gäste, welche sich dieser nahten, in einer gewissen Entfernung von derselben gehalten, während man ihr selbst nur die übliche und unabweisbare Rücksicht zollte.

Wie Sophie es vorausgesagt, so war es auch. Der Gräfin prachtvoller Anzug strotzte von Brillanten; aber Niemand achtete darauf, und sie saß bald, nur von den sie begleitenden Herren und Damen umgeben, einsam in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit da.

Der Comthur als aufmerksamer und rücksichtsvoller Wirth schlug ihr bald eine Partie Karten vor, wozu sich die von Zorn und Unwillen gereizte Gräfin auch sogleich verstand, um sich aus ihrer Vernachlässigung zu retten.

Mitternacht war vorüber. Die Königin, ihrem, dem Fräulein von Pöllnitz gegebenen Versprechen getreu, hatte nur die Polonaise und einige Touren getanzt; dennoch verschlimmerte die Hitze in den Gemächern und die durch die Gesellschaft in ihr erzeugte Anfregung ihren Zustand schneller, als sie es vielleicht befürchtet hatte. Sie fühlte das, gab dem Fräulein einen Wink und begab sich, um ein wenig frischere Luft zu genießen, in eines der Nebenzimmer.

„Die Schmerzen haben in einer belästigenden Weise zugenommen, und ich fühle mich gar nicht wohl", sprach

sie mit leiser Stimme, als sie in dem Gemach angelangt war und sich erschöpft niedergelassen hatte. „Ich will ein wenig ruhen und mich dann entfernen. Sorgen Sie, daß man mich hier nicht stört.“

Das Fräulein entfernte sich und Sophie lehnte das glühende Haupt in den Sessel zurück und schloß die Augen.

Wenige Augenblicke darauf bewegte sich der Vorhang an einem der Fenster; ein Herr trat sehr vorsichtig aus der Vertiefung, und betrachtete Sophie einige Augenblicke; dann schritt er leise nach der Thür. Er mußte dabei nahe an der Königin vorübergehen, und war bereits nur noch einen Schritt von ihr entfernt, ohne daß sein Nahen sie gestört hätte.

Da schien ihn eine geheime Macht an die Stelle zu fesseln; er blieb stehen. Sein Auge, in dem sich Schmerz, Entzücken und Besorgniß ausdrückten, hing an dem Antlitz Sophieens wie unzertrennlich.

Um die Königin nicht zu stören, wagte er kaum, zu athmen, oder sich zu bewegen; ganz dem Anblick derselben hingegeben, schien er Alles um sich her zu vergessen.

Endlich fuhr er leicht mit der Hand über die Stirn und war eben im Begriff, sich zu entfernen, als die Königin aufschaute. Er schrack zusammen, blieb stehen und verneigte sich.

„Wie, Graf, Sie hier“? fragte Sophie, Schwerin erblickend.

Der Graf verneigte sich statt einer Antwort.

„Warum tanzen Sie nicht"? fragte die Königin darauf, ihn genauer anschauend.

„Majestät, mir fehlt die Lust dazu", — entgegnete er.

„Sie sind vielleicht nicht wohl. Mein Gott, was fehlt Ihnen? Sie sehen ja so blaß aus", sprach die Königin besorgt.

Da schaute sie der Graf mit einem theilnehmenden und zugleich wehmüthigen Blick an, daß sie nicht in Ungewißheit über die Ursache seines Aussehens bleiben konnte.

„Sie leiden, Majestät", sprach er mit einer Bedeutung im Ton und Blick, daß es die Königin tief rührte.

„Ja, Graf; aber es wird bald wieder besser werden", entgegnete sie. „Seien Sie ruhig. Ich habe eine gute Natur." —

Aber die letzten Worte sprach Sophie schon mit so großer Anstrengung und kaum hörbar, daß Schwerin, von seiner Angst und inneren Bewegung überwunden, zu ihren Füßen stürzte, den Kopf vor ihr neigte und mit bebender Stimme ausrief:

„O Majestät"!

„Beruhigen Sie sich, bester Graf. Es steht wirklich nicht so schlimm mit mir", — entgegnete Sophie mild, und, von dem Ausdruck seiner Theilnahme tief erschüttert, reichte sie ihm die Hand. Schwerin ergriff dieselbe, hielt

sie zitternd in der seinigen, küßte sie und netzte sie mit Thränen.

„Sie bedürfen der Ruhe, wie ich selbst, liebster Graf. Gehen Sie nach Hause“, sprach die Königin mit bezaubernder Sanftheit.

Langsam erhob sich der Graf, und während er sich vor der Königin verbeugte, streifte sein noch thränenfeuchtes Auge langsam und prüfend über Sophieens Antlitz hin. Dann ging er unhörbar aus dem Gemach.

In dem Nebenzimmer angelangt, traf er das Fräulein.

„Sagen Sie mir um Gotteswillen, wie steht es mit der Königin“? bat er, die Dame an der Hand zurückhaltend.

„Ich fürchte, schlimm. Die Königin hat ihrer Natur jedenfalls zu viel geboten; denn ihre Willenskraft und Selbstverleugnung ist unerhört“, entgegnete das Fräulein mit großer Besorgniß.

„Fürchten Sie einen üblen Ausgang“? fragte Schwerin ruhig und fast tonlos.

„Wer weiß sich in diesem Fall zu rathen“! bemerkte sie.

„Doch nein, das ist unmöglich. Nicht wahr, Fräulein“? fragte Schwerin mit bebender Stimme.

„Wir müssen auf Uebles gefaßt sein. Sie glauben nicht, wie sehr uns die Königin in Beziehung auf ihren Zustand getäuscht hat“, entgegnete das Fräulein.

„Begiebt sich die Königin bald nach Hause“? fragte Schwerin.

„Sogleich. Ich habe die nöthigen Befehle dazu geben müssen. In ihrer großen Güte will sie alles Aufsehen dabei vermeiden, damit die Lustbarkeit nicht gestört wird.“

„Wollen Sie mir, bestes Fräulein, für die Folge eine wahrheitsgetreue Mittheilung über den Zustand der Königin machen“? fragte Schwerin, des Fräuleins Hand erfassend und ihr mit einem eigenthümlichen Ausdruck in's Auge schauend.

„Ich werde Ihren Wunsch gern erfüllen“, versicherte sie, Schwerin mit Befremden und fast erschreckt anblickend.

„Ich danke Ihnen und werde mich auf Ihr Wort verlassen“, entgegnete er, drückte ihr nochmals die Hand und entfernte sich.

Fräulein von Pöllnitz eilte zu der Königin.

„Wie geht es jetzt, Majestät“? fragte sie besorgt.

„Nicht besser. Ist der Wagen da, so wollen wir nach Hause fahren“, entgegnete Sophie matt. „Sie begegneten dem Grafen Schwerin“? — bemerkte sie darauf.

„Ja, meine Königin.“

„Er thut mir in der Seele leid; ich fürchte, der Graf ist sehr krank“, sprach Sophie mit einem eigenthümlichen Ausdruck.

„So scheint's, und zwar tief im Herzen“, entgegnete das Fräulein.

Die Equipage wurde in diesem Augenblick gemeldet, und wenige Minuten darauf fuhr sie langsam nach dem kurfürstlichen Palais zurück; in einer Ecke derselben ruhte Sophie, von dem Fräulein und Frau von Bülow auf das Sorglichste unterstützt.

Obgleich die Königin ihr Entfernen und den Grund desselben sorgfältig zu verbergen gesucht und nur den Comthur, als sie ihm ein paar freundliche Worte über das Fest sagte, damit bekannt gemacht hatte, war doch schon nach wenigen Augenblicken die Nachricht von ihrem Leiden durch die Gesellschaft verbreitet.

Die Lust, der Frohsinn waren plötzlich gelähmt; Niemand fühlte mehr die geringste Neigung, sich zu vergnügen. Die Musik verstummte, und Alle bereiteten sich zur Abfahrt vor, oder saßen in leiser Unterhaltung bei einander, mit der höchsten Theilnahme den übeln Zufall der Königin, von welchem man vorher Nichts geahnt hatte, besprechend.

Die Gräfin Wartenberg, dadurch aufmerksam gemacht, wurde durch die plötzliche Störung des Festes nicht wenig unangenehm überrascht, und verließ, die Nase rümpfend, und mit einem leichtfertigen und geringschätzigen Urtheil über Sophieens Zustand, den Saal. Es war ihre erste Beschäftigung, nachdem sie sich wieder allein sah, dem Könige eine entsprechende Schilderung von Sophieens Benehmen zu machen.

Der Zustand der Königin verschlimmerte sich in der Nacht schnell und bedeutend. Es gesellte sich ein heftiges

Fieber hinzu, das ihr alle Ruhe raubte. Die augenblicklich angewendeten Mittel fruchteten nur wenig.

Am nächsten Tage trat zwar einige Linderung ein, und man hielt das Leiden noch immer nicht für bedenklich.

Am 23. Februar jedoch, zwei Tage darauf, wurde die Entzündung des Halses sehr heftig, nicht minder das dieselbe begleitende Fieber. Die Königin schien trotzdem auch jetzt nicht ängstlich zu sein und die Krankheit für vorübergehend zu halten.

Bis zum 28. war ihr Zustand erträglich; an diesem Tage aber trat wieder eine Verschlimmerung ein. Erstickungsanfälle wechselten mit Beklemmungen der Brust, so daß der hannöversche Leibarzt, Conerding, jetzt herbei gerufen wurde. Dieser, den Zustand der Königin gleichfalls nicht für lebensgefährlich haltend, verordnete anfangs nur leichte Mittel; als aber keine Besserung erfolgte, gab er dem Verlangen der Königin nach und machte einen Aderlaß, der jedoch nur für kurze Zeit Linderung brachte.

Im Verlauf der folgenden Tage steigerte sich das Leiden mehr und mehr, die dagegen angewendeten Mittel, selbst ein wiederholter Aderlaß, versagten ihre Wirkung; die schmerzhaften und beängstigenden Zufälle nahmen immer mehr zu, und es trat jener furchtbar-niederschlagende Moment ein, in welchem die Aerzte nach langer und reifer Berathung sich zu der Erklärung ge-

nöthigt sehen, ihre Hülfsmittel seien erschöpft und man müsse auf das Schlimmste gefaßt sein.

In dem Gemach, welches dem Berathungszimmer der Aerzte zunächst lag, stand Graf Schwerin an einem der Fenster und schaute stumm in die neblige Ferne. Sein Antlitz war bleich, und sein müdes Auge schien Nichts zu bemerken; seine Seele war nur von einem Gedanken, einem Gefühl vollständig gefesselt.

Es herrschte eine Todtenstille in dem Gemach. So anscheinend starr und ruhig aber auch der Graf dastand, fuhr er doch bei dem leisesten Geräusch zusammen; sein eingesunkenes Auge leuchtete einen Augenblick auf, indem es sich der Thür zuwendete; dann kehrte es in seine frühere Richtung zurück.

In diesem Zustande verharrte er fast eine ganze Stunde, da öffnete sich leise die Thür des Berathungszimmers; l'Estocq, Sophieens Arzt, erschien, und mit krankhafter Spannung richtete sich Schwerin's Auge auf denselben.

„Sprechen Sie nicht; Ihr Angesicht sagt mir Alles", redete er den Arzt mit tonloser Stimme an, indem er sich mit der Hand über Stirn und Augen fuhr.

„Unsere Kunst ist zu Ende", sprach dieser, tief gebeugt.

„Keine Hoffnung also"? fragte Schwerin ganz leise.

„Keine", entgegnete l'Estocq, das Haupt traurig schüttelnd.

„Weiß es die Königin schon"?

„Nein. Sie soll es erst erfahren.“ —

„Stumm schritt Schwerin aus dem Zimmer, ohne dem Arzt Dank oder Lebewohl gesagt zu haben. Dieser sah ihm mit betrübter Miene nach.

„So jung, so schön und mit allen irdischen Gütern gesegnet, und doch so wenig Hoffnung auf längeren Genuß“! sprach er leise vor sich hin, indem er sich wieder den anderen Aerzten hinzugesellte.

Der ärztliche Ausspruch wurde dem Bruder der Königin und dem Markgrafen Albrecht mitgetheilt, und es darf wohl kaum bemerkt werden, wie tief Beide davon erschüttert wurden.

Der Kurfürst bestimmte, daß nur l'Estocq die Königin mit ihrem Zustand und dem Beschluß der Aerzte bekannt machen sollte, und diesem Befehl gehorsam, begab sich derselbe wieder in das Krankengemach.

Sein Erscheinen in demselben war etwas Gewöhnliches und konnte durchaus nicht auffallen; aber der Ausdruck seiner Züge, die ungewöhnliche Blässe seines Gesichts verriethen die ganze Schwere der Pflicht, welche er in diesem Augenblick zu erfüllen hatte.

Sophieen entging das nicht.

Durch ihre Beschwerden fortwährend beunruhigt, hatte sie die Vorhänge des Bettes zu beiden Seiten zurückschlagen lassen, weil sie so freier athmen zu können glaubte. Die Fenster des Gemachs waren aus dem nämlichen Grunde nicht allzu dicht verhängt; so vermochte man die Züge der Königin genau zu betrachten. Sie

hatten nur wenig von ihrer früheren Schönheit eingebüßt; eine krankhafte Röthe flammte jedoch auf Stirn und Wangen, und die erstere bedeckte ein leichter perlender Schweiß.

Von ihrer Unruhe genöthigt, wechselte sie häufig die Lage des Körpers und des Hauptes, ohne doch besondere Linderung zu finden.

Als l'Estocq eintrat, fand er Fräulein von Pöllnitz neben dem Bett der Königin auf einem Polster sitzen und dieselbe mit liebevoller Sorge bedienen.

Fatme, die Kammertürkin, stand in der Nähe des Bettes, der Befehle lauschend, welche ihr etwa gegeben würden.

Sonst war Niemand in demselben.

„Sie bringen Etwas", redete Sophie den eintretenden Arzt an.

„Ja, meine gnädigste Königin; der Befehl Seiner Durchlaucht und meine Pflicht führen mich hieher", — entgegnete dieser.

„Sie haben wahrscheinlich eine Berathung mit den anderen Doctoren gehabt, nachdem Sie mich vorhin verließen"? fragte Sophie.

„Es ist so, Majestät", sprach dieser mit leiser Stimme, welche seine innere Bewegung nur zu deutlich verrieth.

„Und sind zu der Erkenntniß gelangt", fuhr die Königin, ohne eine tiefere Bewegung zu zeigen, fort,

„daß Ihre Hülfe zu Ende ist, und ich nicht zu retten bin.“ —

l'Estocq vermochte nicht, zu antworten, sondern neigte zum Zeichen der Bejahung das gebeugte Haupt, während ihm Thränen aus den Augen rollten. Sophie reichte ihm die Hand und zog ihn ein wenig näher, indem sie sprach:

„Sie überraschen mich nicht mit dieser Nachricht. Ich bin durch die schnelle Verschlimmerung meines Zustandes darauf vorbereitet.“ —

Fräulein von Pöllnitz, bis zur Ohnmacht erschüttert, sank an dem Bett nieder.

„Liebste, liebste Pöllnitz, ermannen Sie sich und seien Sie stark“! sprach die Königin mild, nach dieser schauend, und fügte hinzu:

„Sie sehen, der Tod erschreckt mich nicht; schon lange betrachte ich ihn als unvermeidlich.“ —

Das Fräulein vermochte nicht, Etwas darauf zu erwiedern; reichlich flossen ihre Thränen über die Hand der Königin, welche sie fast krampfhaft in die ihrige geschlossen hatte.

„Suchen Sie der Kurfürstin die Nachricht so schonend, als möglich, mitzutheilen, damit sich unter deren Eindruck ihr Leiden nicht verschlechtert“, sprach Sophie darauf.

l'Estocq versicherte, diesen Befehl sorgsam ausführen zu wollen.

Nach einer Pause bemerkte die Königin: „Wäre die Kurfürstin stark genug, so würde mir ein heißer

Wunsch erfüllt, wenn ich sie vor meinem Tode umarmen könnte. Aber bevor Sie, lieber l'Estocq, diesen meinen Wunsch Ihrer Durchlaucht aussprechen, überzeugen Sie sich erst, ob ihr Zustand das gestattet; sonst durchaus nicht."

l'Estocq, auf das Tiefste von so seltener Kindesliebe und Willenskraft gerührt und zur Bewunderung genöthigt, betheuerte, der Königin Wunsch in jeder Hinsicht auf das Genaueste erfüllen zu wollen.

„Sagen Sie aufrichtig, lieber l'Estocq", sprach Sophie darauf mit sicherer Stimme, den Arzt fest ansehend, „wie lange, glauben Sie, werde ich noch zu leben haben"?

Der Arzt zögerte mit einer Antwort; da ermunterte ihn Sophie:

„Sie werden mich nicht erschrecken. Sprechen Sie offen; ich bitte Sie."

„Ich fürchte, Majestät, nur noch bis morgen", — sprach dieser mit bebender Stimme.

„So bald schon"?! — fragte Sophie, schmerzlich lächelnd, und schwieg einige Augenblicke, indem sie die Augen schloß und das Haupt ein wenig zurücklegte; dann aber, den Arzt ruhig und gefaßt anschauend, sprach sie:

„Da keine Hülfe mehr für mich ist, so werden Sie mir wohl etwas Wein gestatten, daß ich in den letzten Augenblicken nicht der Ermattung unterliege".

Dieser willfahrte ihrem Verlangen, und Sophie entließ ihn alsdann zur Kurfürstin.

l'Estocq entfernte sich. Sophie ließ sich Wein geben, trank davon, und nachdem sie sich ein wenig gestärkt dadurch fühlte, mußte ihr Fräulein von Pöllnitz Schreibmaterialien reichen.

Mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, mit Ueberwindung so großer Schmerzen und im Bewußtsein ihres nahen Todes schrieb sie an den König folgende Worte:

„Mein König und Gemahl! Die Ahnungen meiner Seele haben mich nicht getäuscht; ich bin im Sterben und ehe die Sonne wieder heraufsteigt, werde ich dem allgemeinen Gesetz alles Irdischen bereits verfallen sein.

„Empfangen Sie denn das letzte Lebewohl der Sterbenden und mit demselben den Dank für all' das Gute und Liebe, das mir Ihre Güte erwiesen hat. Gott segne, Gott erhalte Sie und unseren Sohn, den ich so gern noch einmal an die Brust gedrückt hätte! — Auch diese Ahnung hat mich nicht getäuscht; ich wußte es schon bei seiner Abreise, daß ich ihn niemals wiedersehen würde. Möge ihn der Himmel zu Ihrer und des Landes Freude mit allem Guten segnen!

„Mein Gemahl, ich halte mich überzeugt, Sie werden das mir gegebene Versprechen hinsichts der Personen, welche sich Ihre Ungnade zugezogen, bald erfüllen. In dieser Ueberzeugung sterbe ich ruhig.

„Meine ganze Dienerschaft empfehle ich Ihrer

Gnade; ein Jeder derselben verdient sie; denn Alle sind mir treu und gehorsam gewesen.

„Bald werde ich den Kampf überwunden haben, und so, mein König und Gemahl, leben Sie auf immer wohl!

Sophie Charlotte.“

Nachdem die Königin diesen Brief geendigt hatte, ruhte sie ein wenig; darauf brachte ihr l'Estocq Nachricht von dem Zustande der Kurfürstin, welche leider nicht geeignet war, ihr Herz zu erfreuen. Dieselbe war bereits durch den älteren Bruder Sophieens, den Kurfürsten, auf die Gefahr vorbereitet worden, in welcher die Königin schwebte, und die geistesstarke Frau hatte, trotz der großen Liebe, welche sie immerdar für Sophie gehegt, geantwortet, daß man sich mit Ruhe und Sammlung dem Unabänderlichen fügen müsse, und in dieser Fassung empfing sie auch den Arzt und seine Nachricht.

Ihr Zustand gestattete ihr nicht, Sophie zu sehen, und so duldete sie mit Ergebung und einer ungewöhnlichen Kraft, indem das tief bekümmerte Mutterherz zugleich mit hoher Befriedigung die Botschaft von dem seltenen Muth vernahm, mit welchem ihre Tochter dem nahenden Tode in's Auge sah.

Wie für Sophie, war es auch für sie der größte Schmerz, die Vielgeliebte nicht noch ein Mal sehen zu können; aber da es nicht anders sein konnte, so ließ sie sich von ihrem Leibarzt, Conerding, in kurzen Zwischenräumen Berichte über Sophiens Zustand abstatten.

Diese vernahm von l'Estocq die so tief niederbeugende Nachricht, welche nur durch die Versicherung des Arztes, die Kurfürstin würde in einiger Zeit wieder genesen, einigermaßen gemildert wurde. Sollte es ihr auch nicht mehr vergönnt sein, die theure Mutter zu umarmen, so durfte sie doch mit der tröstlichen Versicherung sterben, daß dieselbe bald genesen würde, und das erfüllte sie mit hoher Freude.

Aber ihre beiden anwesenden Brüder durfte sie sehen und sprechen, den Kurfürsten und den Herzog Ernst August.

Von fünf Brüdern waren ihr diese beiden noch geblieben, die anderen in wenigen Jahren eines rühmlichen Todes auf dem Felde der Ehre gestorben.

Geliebt von Allen, besonders aber dem jüngeren Bruder, Ernst August, wußte sie sehr wohl, wie tief dieselben von ihrem Tode berührt werden würden, und nur auf Tröstungen bedacht, ließ sie den jüngeren Bruder zu sich kommen.

Verzweifelnd stürzte derselbe an ihrem Bett nieder; seine Liebe zu der theuern Schwester war so tief und innig, daß ihm der Gedanke ihres Sterbens fast die Besinnung nahm. Er zerfloß in Thränen.

Sophie war tief gerührt über so außerordentliche Beweise brüderlicher Liebe; doch auch erkennend, daß nur eigene Fassung den tief Gebeugten beruhigen konnte, kämpfte sie ihre Gefühle nieder, und ruhig, mild und voll seltener Beherrschung, sprach sie, des Herzogs Haupt in ihre Hände nehmend und aufrichtend:

„Müssen wir nicht jede Stunde auf den Tod vorbereitet sein? Was wäre natürlicher, als eben er?! Er ist unvermeidlich, und obwohl mein Alter mich hoffen ließ, noch einige Jahre länger zu leben, so empfinde ich doch keine Betrübniß darüber, daß ich sterben muß.“

So hohe Worte, von einem Geist ausgesprochen, der mit seltener Fassung der Ewigkeit entgegen ging, versagten ihre Wirkung nicht; an der edeln Ruhe der königlichen Schwester, welche selbst dem Tode alle Schrecknisse zu nehmen wußte, erstarkte die Seele des Herzogs; voll Bewunderung schaute er auf sie hin und vernahm in andächtiger Rührung die weiter gesprochenen Worte.

Noch lange redete sie zu ihm in der für sein Ohr geeigneten Weise, und als er sie verließ, ging er gefaßt von dem Bett der hohen Dulderin; sie hatte ihm Tröstung in die verzweifelnde Seele gelegt.

Wieder ruhte Sophie ein wenig; sie fühlte, wie sehr diese Unterredung ihre Kräfte in Anspruch genommen hatte, und erwartete überdies den Kurfürsten, ihren älteren Bruder, den sie zu sprechen gewünscht.

Auch dieser zeigte tiefe Betrübniß, obwohl er gefaßter als der Herzog war.

Aber auch ihm kam sie mit seltener Geistesgegenwart entgegen und erwiederte, — als er ihr seinen Kummer über ihren nahen Verlust und daß sie so früh und unter so vielen Schmerzen aus der Welt scheiden müßte, aussprach, — mit hoher Seelenkraft und Ruhe:

„Ich sterbe eines glücklichen und sanften Todes.“

Der Kurfürst knieete an ihrem Bett nieder, und auch mit ihm sprach Sophie noch viele freundliche Worte im Geheimen. Mit der Empfehlung derjenigen Gelehrten, welche sie begünstigt hatte, endete diese Unterredung; dann verlangte sie, einige Stunden sich selbst überlassen zu bleiben.

Nur Fräulein von Pöllnitz und Fatme blieben im Zimmer.

Es war die siebente Stunde Abends.

Zu Füßen des Bettes saß das Fräulein; reichlich flossen ihre Thränen, die sie jedoch der Königin zu verheimlichen suchte.

Sophie hatte die Augen geschlossen; aber Fräulein von Pöllnitz, welche die Königin betrachtete, bemerkte, daß sie nicht schlummerte, sondern ihr Geist sich lebhaft beschäftigte; denn ihre Lippen bewegten sich, ob im Gebet, wissen wir nicht.

Aber im Lauf der Minuten deuteten ihre verklärten Züge die angenehme Ruhe an, welche über ihren Geist gekommen war; die Bewegung ihrer Lippen hörte auf; sie war sanft eingeschlummert.

Nach einiger Zeit erwachte sie, etwas gestärkt und fast erheitert.

Sie erblickte das Fräulein und reichte ihr die Hand.

„Sagen Sie, liebe Pöllnitz, wie spät ist es“? sprach sie.

„Es ist die neunte Stunde“, erwiederte diese.

„Ich habe ein wenig geschlummert“, bemerkte Sophie mit schwacher Stimme.

„Und fühlen Sie sich etwas gekräftigt danach“?

„Nein, liebe Pöllnitz; l'Estocq wird sich nicht getäuscht haben“, entgegnete die Königin, mild lächelnd und die Hand des Fräuleins drückend.

Diese hielt ihre Thränen nun nicht mehr zurück; zu tief fühlte sie sich von der Königin Worten erschüttert.

„Warum weinen Sie? Dachten Sie etwa, ich sei unsterblich“? fragte Sophie lächelnd.

Aber das Fräulein vermochte ihren Schmerz nicht zu bewältigen; der eigenthümliche Ausdruck in dem Antlitz der Königin erfüllte sie zu sehr mit der Angst des nahen Scheidens. Alles, was sie zu sprechen vermochte, war:

„Meine Königin, welch ein Verlust“!

„Für das Land kaum, und für den König“ —, entgegnete Sophie, hielt dann ein wenig ein und fügte hinzu: „Nun, mein Tod giebt ihm Anlaß, seinem Sinn für Pracht und Glanz Genüge zu thun. — Es wird ein kostbares Leichenbegängniß sein. — — — Ach, wie viele unnütze Ceremonien wird man mit diesem Körper anstellen“! sprach sie nach einer kleinen Pause, in welcher sie sinnend vor sich hingeschaut.

Fräulein von Pöllnitz, so sehr sie auch von Bewunderung über so viele Ruhe erfüllt war, vermochte dennoch ihren Thränen nicht Einhalt zu thun; denn es war ja eben die Bewunderung, welche den Schmerz, eine mit so hohen Vorzügen und Tugenden begabte Kö-

nigin und Freundin in der Blüthe des Lebens verlieren zu müssen, bis zum Unerträglichen steigerte.

„Sie vermögen Ihrem Schmerz nicht zu gebieten, Liebste“, sprach die Königin und fuhr dann fort: „Aber, bedenken Sie doch selbst: Ist der Tod wirklich etwas so Grauenhaftes? Ich sage: Nein. Für mich bringt er den großen Vortheil, endlich meiner Neugier über den Grund der Dinge, den mir Leibnitz nie erklären konnte, genug zu thun. Sie erkennen, daß das für mich ein großer Vortheil ist. Denken Sie an unser Gespräch vor wenigen Tagen. Bald werde ich auf den schönen, ewigen Sternen wandeln und das Ewige mit dem, von allem Irdischen befreiten Geist erschauen.“

Das Sprechen wurde der Königin schwerer, auch fühlte sie eine rasche Abnahme ihrer Kräfte. Sie schwieg daher; aber nach wenigen Minuten folgte sie wiederum der Nöthigung ihres Geistes und fragte: „Welchen Tag haben wir“?

„Es ist Sonnabend und der letzte Tag des Januar“, entgegnete das Fräulein.

„Da wäre der nahende Sonntag ja eine gute Vorbedeutung. Zwei Sonntage in meinem Leben sind mir sehr wichtig gewesen. An einem solchen bin ich geboren und auch vermählt; so wird denn auch wohl an einem Sonntag mein Leben enden, — und ich sterbe wie ein echtes Sonntagskind“, fügte sie in fast scherzendem Tone hinzu.

Plötzlich hielt sie inne; angstvoll erhob sich das Fräulein und neigte sich zu ihr.

„Ich glaube, es ist bald aus“, — sprach sie mit matter Stimme, „sonderbare Schauer überrieseln mich, das wird wohl die erste Empfindung sein, wenn Seele und Leib sich scheiden“! —

Sie schwieg einige Augenblicke; dann sprach sie: „Bitten Sie die Harrenden, hereinzutreten; ich will ihnen noch ein letztes Lebewohl sagen.“

Und es erschienen der Kurfürst, der Herzog Ernst August, der Markgraf Albrecht, die Oberhofmeisterin, Frau von Bülow, l'Estocq und auch die beiden Kammertürken, Ali und Hassan, welche im Hintergrunde stehen blieben.

Kaum hatten jene sich dem Bett der Königin genähert, als sich der Hofprediger, la Bergerie, melden ließ, der, auf der Rückreise von Frankreich nach Berlin begriffen, von der Krankheit der Königin gehört hatte und darum nach Hannover gekommen war, wo er vor wenigen Stunden anlangte.

Sophie schien davon angenehm berührt zu werden, und ließ ihn bitten, einzutreten. La Bergerie erfreute sich ihrer Gunst, und so war es ihr doppelt erwünscht, den Prediger vor ihrem Hinscheiden noch ein Mal zu sehen und zu sprechen.

Von der ungeahnten Nachricht der Gefahr, in welcher die Königin sich befand, auf das Heftigste erschüttert, trat der Hofprediger ein.

„In der Noth erkennt man seine Freunde"! redete ihn Sophie mit Freundlichkeit an. „Obwohl ich nicht mehr im Stande bin, Ihnen zu lohnen, so wollen Sie mir doch Ihre Dienste erweisen. Ich danke Ihnen dafür."

La Bergerie, dessen gespannter Blick sofort das nahe Hinscheiden der Königin erkannte, verlor jede Fassung, von dem Schmerz über ihren Verlust niedergebeugt.

Er warf sich neben dem Bett der Königin nieder und rief mit dem Ausdruck des tiefsten Kummers: „So muß ich meine gütige Königin wiedersehen"!

„Ich zolle, lieber Prediger, den Tribut aller Sterblichen", entgegnete die Königin.

„In der Blüthe der Jahre dahinzusterben, schmerzt tief, meine gnädigste Königin; Gott, der Herr, stärke Ihre Seele mit Kraft, damit sie ohne Hader eingehe in das ewige Reich", bemerkte der Prediger, der, eingedenk seines Amtes, sich ein wenig gefaßt hatte.

„Mit dem Leben habe ich in Versöhnung abgeschlossen; was der Himmel über mich verhängt, darüber darf ich nicht klagen. Wir Alle unterliegen dem ewigen Naturgesetz, dem wir früher oder später verfallen", entgegnete Sophie.

„Könige und Königinnen werden Staub, wie Knechte und Bettler. Erkennen Ihre Majestät, daß Sie vor dem Throne Gottes werden Rechenschaft ablegen müssen"?

fragte la Bergerie, zu dieser Frage von seiner Seelsorger-Pflicht getrieben.

„Ich weiß es wohl"! antwortete die Königin gelassen.

„Ihre Majestät müssen jetzt auch die Eitelkeit und das Nichts der Dinge hienieden erkennen, zu denen Sie vielleicht zu sehr hingeneigt gewesen, und die Wichtigkeit der himmlischen Dinge, welche Sie vielleicht vernachlässigt und verachtet haben", — fuhr der Prediger fort.

Sophie blickte mild-lächelnd und fragend auf Frau von Bülow, die in der Nähe des Bettes stand und die sie fast ihr ganzes Leben hindurch begleitet hatte.

Die Oberhofmeisterin verstand diesen Blick ihrer Königin und erwiederte mit lauter Stimme:

„In allem Dem ist die Königin ohne Sünde"!

Aber der besorgte Prediger ließ sich in seinen Bemühungen nicht stören, sondern fuhr fort:

„Wir sind vor Gott allesammt Sünder. Im Gnadenblute Jesu Christi liegt das Heil; außerdem ist kein Bestand vor Gott. Nehmen Ihre Majestät auch Ihre ganze Zuflucht zu dem Verdienste unseres Herrn Jesu Christi"?

Sophieens Züge verriethen den schmerzlichen Eindruck, welchen des Predigers Besorgniß in ihr erzeugte. Sie glaubte von diesem in jeder Hinsicht sehr gebildeten Mann vollständig erkannt zu sein und sah sich nun getäuscht.

Sie erwiederte sanft und zutraulich: „Lieber Hof-

prediger, seit zwanzig Jahren habe ich der Religion mein ernstliches Studium gewidmet und mit Aufmerksamkeit die Bücher gelesen, die davon handeln. Mir ist kein Zweifel übrig, und Nichts können Sie mir sagen, was mir nicht bekannt wäre. Ich sterbe ruhig; darum lassen Sie mich sterben, ohne daß wir uns streiten.“ —

Trotz dieser so überzeugungsvollen Worte schien der eifrige Prediger dennoch nicht gewillt, fernere Bemühungen aufzugeben; dies erkannte l'Estocq und bemerkte:

„Bemühen Sie Ihre Majestät nicht länger; das Sprechen könnte nur eine Verschlimmerung ihres Zustandes herbeiführen.“ —

„Leben Sie denn wohl, Herr la Bergerie“, sprach die Königin sanft, und fügte mild hinzu: „l'Estocq will nicht, daß ich spreche. Ich sterbe als Ihre gute Freundin.“

Sie lehnte das Haupt erschöpft in die Kissen, und es verging eine längere Zeit, ohne daß ein Wort in dem Sterbezimmer gehört wurde.

Alle waren von dem bedeutsamen Moment aufs Tiefste ergriffen; la Bergerie nur glaubte, seiner Pflicht nicht volles Genüge zu thun, wenn er nicht wiederholt einen Versuch machte, zum Heil ihrer Seele Worte an die Königin zu richten; darum näherte er sich dem Bett. Aber ehe er seine Absicht ausführen konnte, winkte ihm der Herzog Ernst August und sprach:

„Bemühen Sie sich nicht weiter und seien Sie über=

zeugt, daß sich die Königin Alles selbst gesagt hat, was bei einem solchen Anlaß gesagt werden kann. Die Königin hofft, mit ihrem Gott gut zu stehen.“ —

Da ließ der Hofprediger ab und trat zurück.

Unter bangem Harren vergingen mehrere Stunden. Sophie sprach mit ihrem Bruder noch im Geheimen eine kurze Zeit; dann hieß sie Alle sich um ihr Bett versammeln, denn sie fühlte die rasche Abnahme ihrer Kräfte. Und segnend schied sie von ihnen.

Auch Fatme, Ali und Hassan waren näher getreten, und schauten mit thränenerfüllten Blicken auf ihre überaus gütige Königin, deren naher Verlust sie mit tiefem Schmerz erfüllte.

Die Königin sah ihre treuen Diener, und ihnen freundlich zuwinkend, sprach sie:

„Adieu Fatme, Adieu Ali und Hassan“!

Darauf schwieg sie und sank erschöpft in die Kissen zurück.

In dem Gemach herrschte die tiefste Stille, welche durch Nichts unterbrochen wurde.

So vergingen mehrere Augenblicke.

Da vernahm man in einem Nebengemach den feinen, silberreinen Ton einer Pendüle; dieselbe meldete die dritte Stunde Morgens des ersten Februars, eines Sonntags.

Die Königin schien diesen Ton noch zu vernehmen: sie blickte auf, und Fräulein von Pöllnitz anschauend, sprach sie:

„Es ist Sonntag“ —

Aber kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie zusammensank; sie faßte nach der Hand ihres Bruders, der neben ihrem Bett stand, und sprach mit schwacher, ersterbender Stimme:

„Adieu, mein lieber Bruder, — ich ersticke“! —

Diesen Worten folgte eine Ohnmacht; sanft und ohne Schmerz schien sie einzuschlummern; als aber der Kurfürst sich nach wenigen Augenblicken über sie hinneigte, gewahrte er, daß ihr theures Leben bereits entflohen.

Sophie starb im sieben und dreißigsten Jahre ihres Alters.

Kaum vernahm la Bergerie das Hinscheiden der Königin, als er sich im tiefsten Schmerz neben dem Bett auf die Kniee warf und mit lauter Stimme und voll Inbrunst betete:

„Herr, stelle Deine guten Engel rings um diese Fürstin und wehre die Angriffe des Satans von ihr ab! Wasche ihre Seele mit dem Blut Deines Sohnes rein und nimm sie in Deine Herrlichkeit auf“!

— — — — — — — — — — — —

In einem einsamen Gemach des kurfürstlichen Schlosses, das nur von dem matten Schein einer tief heruntergebrannten Kerze erleuchtet wurde, stand Schwerin am Fenster und schaute hinauf nach dem Himmel, an welchem die Sterne in voller Pracht funkelten.

In fieberhafter Aufregung lehnte er die heiße Stirn an die Pfosten; so stand er Stunde auf Stunde in der Todesnacht der Königin.

Und als die Stunden dahingingen, zeigte sich am fernen Horizont ein leichtes Gewölk, das sanft heraufzog und sich wie ein Trauerschleier über den Himmelsbogen breitete. Langsam wallte es über die funkelnden Sterne hin und hüllte sie ein, und kaum eine Stunde verging, da war vor seinen Augen der ganze Himmel mit dem dunkeln Gewölk bedeckt. Nur ein einziger Punkt im Abend war noch frei und klar geblieben und auf ihm schimmerte ein großer, glänzender Stern, an welchem sein Auge unabläßig hing.

Doch auch diesen überzog endlich ein Wolkenflor; dichter und dichter lagerten sich die Schatten über ihn; sein Glanz zwar durchstrahlte sie noch für Augenblicke; dann aber, noch einmal hell aufblitzend, erlosch er sanft und für immer.

Schwerin schloß die Augen.

Da tönten drei helle Glockenschläge an sein Ohr; eine Minute darauf öffnete sich eilig die Thür.

„Die Königin ist todt“! sprach l'Estocq, eintretend.

Schwerin erwiederte Nichts; als der Arzt näher ging, fand er ihn besinnungslos im Sessel zusammengesunken.

Dreizehntes Capitel.

Die Bestattung.

Es war am 2. Februar. Graue Winternebel hüllten Berlin und die Umgebung der Residenz ein und gaben ihnen ein düsteres, kaltes Aussehen.

Friedrich ging sorgenvoll in seinem Cabinet auf und ab; die Nachricht von der Königin Krankheit hatte ihn seit mehreren Tagen in große Unruhe versetzt, die um so größer wurde, als die Verschlimmerung derselben ihn das Traurigste fürchten ließ.

Fast täglich hatte er einen bis zwei Boten erhalten, welche ihm Nachricht brachten.

Ebenso bemerkte man an dem sorgen- und kummervollen Ausdruck, mit welchem die Residenzbewohner sich öffentlich über die schnell bekannt gewordene Kunde von der gefahrvollen Krankheit der Königin unterhielten, wie groß die Liebe für sie und die Besorgniß für ihr Befinden war.

Viele waren auf das königliche Schloß geeilt, um bestimmten Aufschluß zu erhalten, und die bekümmerten

Mienen, mit welchen sie zurückkehrten, kündeten den Harrenden schon von fern das schreckliche Wort an, das sie früher oder später würden vernehmen müssen.

Der König hatte sich eben niedergelassen, als Graf Wartenberg eintrat.

„Haben Majestät vielleicht neue Nachrichten über das Befinden der Königin erhalten“? fragte er.

„Nein, aber ich fürchte dieselben“ — entgegnete der König mit großer Betrübniß.

„So befürchten Majestät wirklich einen üblen Ausgang“?

„Muß ich nicht“? fragte der König und fügte hinzu: „Trübe Ahnungen, beängstigende Träume haben mich seit der Abreise der Königin fortwährend gequält. Sie selbst schien davon geplagt zu sein und verhehlte es mir nicht.“

„Hoffen wir das Beste von der kräftigen Natur Ihrer Majestät“, — beruhigte der Graf.

„Ich fürchte Alles“, bemerkte Friedrich, den Kopf neigend und gedankenvoll vor sich hinschauend.

„So erlauben mir Eure Majestät, Ihnen ein ander Mal meinen Bericht abzustatten“, sprach Wartenberg und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie noch, Graf, und sprechen Sie nur; das zerstreut mir vielleicht ein wenig die trüben Gedanken.“

Wartenberg war eben im Begriff, des Königs Befehl zu erfüllen, als ein Kammerdiener eiligst und mit tief-

betrübten Mienen eintrat, um Herrn von Bülow, den Oberhofmeister der Königin, der dieselbe nach Hannover begleitet hatte, anzumelden.

Friedrich, schon seit mehreren Tagen durch die Besorgnisse um die Königin aufgeregt, erschrack heftig; die Ahnung einer schlimmen Botschaft, die er erhalten würde, durchzuckte ihn plötzlich. Er suchte sich zu sammeln und ließ Bülow sogleich eintreten.

Die niedergebeugte Haltung des Oberhofmeisters, der aufrichtige und tiefe Schmerz, den das Antlitz desselben verrieth, steigerten des Königs Besorgniß auf das Höchste. Sprachlos saß er in einem Armsessel an seinem Arbeitstisch, die beiden Hände auf die Lehne des ersteren gestützt.

Sein erregtes Auge forschte ängstlich in den Mienen des Oberhofmeisters, und was er darin las, bereitete ihn auf das Schlimmste vor. Er zitterte in der Erwartung, das bestätigende Wort zu vernehmen, und als nun der Oberhofmeister den Brief der Königin in seine Hände legte und darauf die Todesnachricht aussprach, überkam den König eine Ohnmacht, und er sank zusammen.

So tief war der Schmerz, den er über Sophien's Verlust empfand, obwohl er darauf vorbereitet war. Sein Zustand war so beängstigend, daß man ihm zur Ader lassen mußte.

Endlich erholte er sich von dem jähen Schrecken; doch war das Herz mit tiefster Trauer über den so unschätz-

baren Verlust erfüllt. Mehrere Tage verharrte er einsam in seinen Zimmern und gestattete Niemandem den Zutritt.

Der Kronprinz befand sich im Haag und war im Begriff, nach England überzuschiffen, als ihn die Schreckensbotschaft von dem Tode der Königin traf.

Tief erschüttert, gab er sogleich die Reise auf und eilte auf dem nächsten Wege nach Berlin.

Schnell hatte sich die Trauerbotschaft von dem Tode der vielgeliebten Königin durch die ganze Residenz verbreitet, und war die allgemeine Theilnahme schon in Hannover überaus groß gewesen, so erreichte dieselbe in Berlin ihren Höhepunkt. Tausende von Menschen strömten dem Portal des Schlosses zu; ein Jeder von ihnen hoffte noch, getäuscht zu sein, bis ihm aus dem Munde eines dazu bezeichneten Hofbeamten das Vernommene bestätigt wurde. Aber nicht nur die Residenzbewohner klagten in aufrichtigem Schmerz über den Verlust ihrer herrlichen Königin; über das ganze Land war die Trauer verbreitet, und Jeder fühlte sich tief von dem Bewußtsein niedergebeugt, sie auf immer verloren zu haben. Ihre seltenen Tugenden, die Leutseligkeit, mit welcher sie Jedem entgegenkam, ihr Mitgefühl, ihr milder, stets zum Wohlthun geneigter Sinn, hatten sie zum Abgott des Volkes gemacht, das Sophie Charlotte mit Stolz seine Königin nannte.

Am meisten wohl fühlten die zum Hof Gehörigen den ihnen durch den Tod der Königin gewordenen Verlust.

Ein Jeder war von der Ueberzeugung erfüllt, daß Niemand es so gut verstanden, die edleren Vergnügungen anzuordnen und zu genießen, als sie.

Fast jeden Einzelnen von ihnen kannte sie genau, sowohl der Geburt, als dem Verdienst nach, und war stets darauf bedacht, einem Jeden in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Von edlem Selbstgefühl erfüllt, mit Schönheit und Anmuth geschmückt, wußte sie den Hof um sich her zu gestalten und zu beleben, indem sie zugleich als Muster reinster Tugend voran leuchtete und einem Jeden die richtigen Schranken vorzuzeichnen verstand, ohne daß er sich dadurch beengt fühlte.

Mit ihrem Tode, mußten sich Alle voll Betrübniß eingestehen, war der belebende Genius für immer aus ihrem Kreise entwichen.

Groß war der Schmerz, den Leibnitz durch den Tod seiner königlichen Freundin empfand.

Wie wir wissen, hatte er, durch Geschäfte in Berlin zurückgehalten, Sophien das Versprechen gegeben, ihr bald nach Hannover zu folgen, und nach wenigen Tagen wäre er wirklich abgereist. Da kam die Nachricht von der Erkrankung der Königin; am 31. Januar schrieb er noch folgende Worte an dieselbe: „Ich hoffe, die Gerüchte sind übertrieben, und Ihro Majestät werden völlig genesen sein, wenn ich mich Ihnen zu Füßen lege.“

Diese Worte las die Königin nicht mehr.

Die Todesbotschaft traf den Philosophen so furcht-

bar, daß er alle Fassung verlor, und dem Schmerz ganz hingegeben, sprach er in einem Brief, den er an Fräulein von Pöllnitz sendete, folgende Worte aus: „Ich weine nicht, ich klage nicht; aber ich weiß nicht, woran ich bin."

Sein Zustand war in der That bedauernswerth. So tief fühlte er sich geistig und körperlich gebeugt, daß er die gewohnten Beschäftigungen, den Briefwechsel mit den Gelehrten darüber aufgab, und lediglich der Trauer um die von ihm so überaus verehrte Königin lebte; selbst die Gesandten fremder Mächte und die höchsten Personen des Hofes statteten ihm Beileidsbesuche ab, und bezeugten dadurch, wie sehr sie seinen Schmerz anerkannten und ehrten. Aber auch solche Beweise von Theilnahme und Aufmerksamkeit richteten den tief Gebeugten nicht auf; in Sophie Charlotte hatte er zu viel, zu Unersetzliches verloren; sie war seine Schülerin, seine Freundin gewesen. Daher verging eine lange Zeit, bis er wieder Interesse an seinen gelehrten Beschäftigungen fand.

Fräulein von Pöllnitz blieb in Hannover bei der Kurfürstin Sophie zurück. Die tief gebeugte und überdies von Krankheit belästigte Fürstin fand einen Trost in dem Umgange einer Dame, deren Schmerz kaum kleiner, als der ihrige war, und die von der königlichen Tochter mit ihrer Freundschaft beehrt worden.

Drei hoffnungsvolle Söhne hatte sie schon zur Ruhe bestattet; ein neues, überaus schmerzliches Opfer forderte der Tod, den Stolz ihrer Seele, ihres Hauses, eine

Tochter, deren Ruhm sich über ganz Europa verbreitet hatte; nur die ungewöhnliche moralische Kraft, welche die Kurfürstin besaß, vermochte sie aufrecht zu erhalten. Denn die mit der Erkrankung und deren Verschlimmerung verknüpften Umstände, die Reise, die Selbstverleugnung, welche die Verstorbene zu Gunsten ihrer Mutter beobachtet, alle diese Momente mußten den Verlust tausendfach schmerzlicher empfinden lassen.

Die Kurfürstin erholte sich für die Folgezeit zwar von ihrer Krankheit; aber ihr Herz blieb von dem unersetzlichen Verlust bis zu ihrem Lebensende gebeugt.

Wie außerordentlich groß die Theilnahme war, welche auch die fremden Höfe an dem frühen Tode der Königin nahmen, geht daraus hervor, daß nicht nur an allen, besonders im Haag und in London, Trauer angelegt wurde, sondern daß dies der Kaiser noch früher that, als ihm der Tod der Königin officiell angezeigt worden war.

Wir haben den tiefen Schmerz bezeichnet, welchen Friedrich über den Verlust seiner Gemahlin empfand; die ganze Größe desselben erkannte er aber erst, als er sich von seinem Schrecken wieder erholte, und die näheren Umstände erfuhr, unter welchen die Königin gestorben war; insbesondere erfüllte ihn die hohe Geistesstärke der Entschlafenen mit Bewunderung.

Wie tief rührten ihn die Worte ihres letzten Briefes; er las dieselben viele Mal, und stets mit erneutem Schmerz um die Herrliche!

Sehr wohl that seinem Herzen die allgemeine, offen

zur Schau getragene Trauer; aber nicht diese allein, sondern das laute Preisen ihrer Tugenden, ihrer Schönheit und Güte bewies am besten, wie sehr die Königin von dem Volk geliebt war.

Um so mehr war Friedrich, nachdem er sich wieder ein wenig gesammelt hatte, darauf bedacht, eine der Königin würdige Bestattung anzuordnen. Eigenhändig schrieb er die Anordnungen dazu auf.

Der Bruder der Verstorbenen, der Kurfürst von Hannover, hatte ihren Körper einbalsamiren und auf einem erhabenen Prunkbett in seinem Schloß aufstellen lassen; auserwählte Carabiniere hielten Ehrenwache bei der Leiche, und alle Glocken des Landes läuteten zum stillen Todtenamt.

Dies dauerte bis zum 9. März.

Dann wurde die entseelte Hülle der Bestimmung des Königs gemäß nach Berlin zurückgebracht.

Der Oberhofmarschall, Graf von Wittgenstein, mit einem großen Gefolge von Kammerherrn, Kammerjunkern, Pagen, Lakaien, Trompetern, einer Abtheilung Garde und hundert Schweizern, hatte den Auftrag, die Leiche von Hannover nach Berlin zu geleiten.

Aller Orten, wo der Leichenzug anlangte, waren Befehle ertheilt, demselben die nämlichen Ehrenbezeigungen zu erweisen, die man einst der lebenden Königin erwiesen hatte.

Nahte sich der Zug irgend einem Ort, so begannen die Glocken zu läuten. Die Schulen, die Geistlichkeit,

die Behörden, der Magistrat, sämmtlich mit Trauerkleidern angethan und mit entblößten Häuptern, kamen dem Zuge entgegen und schlossen sich demselben an. Ging der letztere an einer Festung vorüber, so wurden die Geschütze gelöst, und die Truppen präsentirten. Blieb der Zug zur Nacht an einem Ort, so wurde der Sarg in die Hauptkirche getragen und auf einen Katafalk gestellt; der erste Prediger hielt eine Rede, und in der erleuchteten Kirche blieb eine Ehrenwache für die Dauer der Nacht und bis sich der Zug wieder in Bewegung setzte.

Nach vierzehn Tagen langte derselbe über Magdeburg, Brandenburg und Spandau am 22. März, Abends 10 Uhr, unter dem Schimmer unzähliger Wachsfackeln, und umwogt von dem trauernden Volke, in Berlin an.

Der König, der ganze Hof, Alle in tiefster Trauer, empfingen die Leiche vor dem Schloß; dann geleiteten sie dieselbe in die alte Schloßkapelle, woselbst sie auf einem prachtvollen Trauergerüst niedergesetzt wurde.

Nach dem Befehl des Königs sollte sie dort so lange verbleiben, bis die Anstalten zu dem von ihm bestimmten feierlichen Leichenbegängniß getroffen sein würden.

Drei Monate waren dazu erforderlich; während dieser Zeit hütete eine beständige Ehrenwache die königliche Leiche, und dreitausend Wachskerzen und Lampen erleuchteten fortdauernd die Kapelle.

Erst am 28. Juni konnte das angeordnete Todtenamt in der von dem Könige vorgeschriebenen Weise vollzogen werden.

Der Dom stand auf dem Schloßplatz vor den Häusern zwischen der Breiten Straße und der Brüderstraße. Der König hatte befohlen, daß der Leichenzug, um an Ausdehnung zu gewinnen, einen Umweg machen sollte.

Derselbe ging über den inneren und äußeren Schloßplatz, die Breite Straße entlang, über den kölnischen Rathhausplatz, an der Petrikirche vorüber, dann durch die Brüderstraße und die Stechbahn.

Der Zug bestand aus acht großen Abtheilungen. Jeder Abtheilung gingen Marschälle voran; dann folgte ein Stallmeister, mit einem langen Trauermantel angethan und mit weithin hangendem Trauerflor.

In der Mitte des, sich langsam und schweigend fortbewegenden prachtvollen Zuges fuhr der Leichenwagen, ihm voran gingen der Feldmarschall von Wartensleben mit dem Reichsapfel und der Graf Wartenberg mit dem Scepter.

Acht Pferde, mit schwarzsammetnen Decken behängt, zogen den Wagen. Jedes Pferd hielt ein Oberst am Zügel. Die Decken waren mit den preußischen und hannöverschen Insignien, dem preußischen Adler und dem lüneburgischen Pferde, in kunstvoller Stickerei geziert.

Der Sarg ruhte auf einem Leichentuch, dessen vier Zipfel von vier General-Lieutenants getragen wurden, und war mit einer Decke von Silberstücken belegt; diese

wieder schmückten Adler, goldene Kronen und Hermelin.

Auf dem Sarge lag zum Haupt der Leiche über drei auf einander gelegten Kissen die königliche Krone. Ueber dem ganzen Leichenwagen prangte ein Baldachin aus Silberstoff, von zwölf Obersten getragen; die Schnüre an den Stangen hielten zwölf General-Majors.

Zu beiden Seiten des Leichenwagens gingen zwölf Kammerherren, und vier und dreißig Schweizer mit Hellebarden folgten in langen Mänteln und Trauerflor.

Darauf ging zunächst der König, dann der Kronprinz, dahinter die drei Brüder des Königs, die Markgrafen Philipp, Albrecht und Christian. Ihnen schlossen sich die höchsten Würdenträger des Hofes, von der Schweizergarde zu beiden Seiten begleitet, an.

Dann folgten die Damen. Zuerst die Tochter des Königs, die Erbprinzessin von Hessen-Kassel, darauf die Gemahlin des Markgrafen Philipp, alsdann die Gräfinnen von Wartenberg, Wartensleben und Wittgenstein, Alle von Kammerherren geführt und von großem Gefolge begleitet.

Langsam ging der Zug vorwärts; über eine Stunde dauerte es, ehe er den Eingang des Doms erreicht hatte.

Eine Säulenhalle war vor den Thoren der Kirche erbaut. Schauerliche Sinnbilder der Vergänglichkeit, Cypressen, Mumien, Todtengerippe und Todtenköpfe schmückten dieselbe. Ueber dem Bogen, durch den man einging, sah man ein Grabmal; die ganze vaterländische

Erde wurde als Grab der Königin gedacht, und die Spree und Havel waren in einer, ihre tiefe Trauer versinnbildenden Darstellung darüber gelagert.

Eine lange Inschrift setzte den Anlaß der Trauerfeierlichkeit auseinander.

Die innere Einrichtung des Doms war noch wunderbarer und großartiger, als die Vorhalle.

Die ganze Kirche war wie zu einem Bilde geworden. Eine Menge künstlicher Figuren, menschliche Gestalten, in Gruppen und zusammenhängenden Reihen von Gemälden geordnet, erfüllten die heilige Wölbung von oben bis unten. Jede Gestalt, jedes Bild war bedeutungsvoll, und durch alle ging der Gedanke, daß die menschliche Tugend den Tod und die Zeit überwindet, daß unsterbliche Ehre ihr Theil ist.

Hier wurde der Sarg der Königin auf eine Erhöhung unter einen prächtigen, faltenreichen Thronhimmel gesetzt.

Der König, der Kronprinz, die Markgrafen, Alle nahmen ihre Plätze ein.

Darauf wurde von mehr als hundert Sängern eine mächtige Trauer-Cantate angestimmt.

Der Bischof Ursinus von Bär hielt die Leichenpredigt über den Text, welchen die Königin schon lange vorher zu diesem Zweck erwählt hatte, — über die Worte aus dem Evangelium Johannis: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“

Diese Worte werden den geneigten Leser an das

Testament erinnern, welches Sophie Charlotte schon vor mehreren Jahren entworfen und mit dem sie den strengen Hofprediger Cochius überrascht hatte.

Ihre Voraussage hinsichts des prunkvollen Leichenbegängnisses war, wie wir gesehen, vollkommen eingetroffen.

Der Katafalk in dem Dom kostete allein über achtzigtausend Thaler; im gleichen Verhältniß standen alle übrigen Zurüstungen, so daß das ganze Leichenbegängniß der Staatskasse über 200,000 Thlr. kostete.

Wie groß und allgemein das Interesse gewesen sein muß, das man an dieser Leichenfeier auch außerhalb der Residenz nahm, geht daraus hervor, daß über 80,000 Fremde zur Bestattung sich eingefunden hatten.

Vierzehntes Capitel.

Schluß.

Friedrich I., dessen Herz von wahrer Trauer über den Verlust seiner, ihm so überaus theuern Gemahlin erfüllt war, begnügte sich nicht mit dem feierlichen Leichenbegängniß der Königin, sondern erkannte es als eine heilige Pflicht, die ausgesprochenen Wünsche der Verblichenen gewissenhaft zu erfüllen.

Ein ganzes Jahr trauerte der Hof, und erst im März 1706 legte er die kleine Trauer an. Die Gemächer im Schloß erhielten alsdann auch eine andere Ausstattung und die Bedienung eine andere Livrée.

Aber Friedrich ehrte das Gedächtniß der Königin noch durch andere Anordnungen. Acht Denkmünzen wurden auf ihren Tod geprägt.

Ihrem Lieblingsaufenthalt, Lützenburg, gab er den Namen „Charlottenburg“, ertheilte demselben die Rechte einer Stadt, förderte ihr Wachsthum und Gedeihen und richtete seine ganze Sorgfalt auf die Ver-

schönerung des Schlosses und der Gärten desselben. Die Gebäude, welche man auf Befehl der Königin begonnen, wurden fortgesetzt.

Wie es Sophie Charlotte gewünscht, so vergaß der König ihre Dienerschaft nicht, sondern behielt dieselbe bei und ließ sie regelmäßig besolden.

Ebenso gedachte er der Personen, welche sich durch jene freimüthige und wohlgemeinte Vorstellung wegen des Grafen Wartenberg seine Ungnade zugezogen, und für welche die sterbende Königin noch eine Bitte gegen ihn ausgesprochen hatte.

Friedrich erfüllte sein Versprechen.

Der Hofmarschall von Wensen wurde von Küstrin zurückberufen; Hülsen war bereits zum Hauptmann avancirt und kehrte nach der Schlacht bei Höchstädt mit dem Wartensleben'schen Regiment nach Berlin zurück.

Den übrigen Herren wurde es anheim gegeben, ob sie wieder an den Hof kommen und ehrenvolle Stellungen einnehmen wollten; doch Niemand von ihnen fühlte Lust dazu, nachdem die herrliche Königin dahin gegangen war, zumal auch zu erwarten stand, daß das Wartenberg'sche Ehepaar nun noch unbeschränkter als früher schalten würde.

Fräulein von Pöllnitz blieb am Hof zu Hannover, woselbst sie unvermählt starb.

Leibnitz kehrte nach Hannover zurück; er starb, den Verlust seiner königlichen Freundin betrauernd, daselbst im Jahr 1716.

Mehrere Bildnisse Sophieens befinden sich theils in Charlottenburg, theils befanden sich einige auf der Kunstkammer in Berlin; darunter das früher näher bezeichnete von Leygebe.

Aus dem Nachlaß der philosophischen Königin haben sich mehrere Gegenstände bis auf die Gegenwart erhalten.

So das Armband, welches bei der letzten Abreise der Königin zersprang; dasselbe ist bisher auf der königlichen Kunstkammer aufbewahrt worden und wird jetzt eine Stelle in dem neuen Kunst-Museum finden.

Das Clavier, welches sie von der Herzogin von Orleans, ihrer Cousine, als Geschenk erhalten, und das in ihrem Cabinet stand, wurde lange Zeit in dem Charlottenburger Schloß bewahrt.

Ein Flakon, mit goldenen Stäben überkreuzt, dessen sie sich häufig bediente, befindet sich im Privatbesitz.

Ihre Handbibliothek wurde der königlichen Bibliothek einverleibt.

Aus ihren Musikalien traf der König Friedrich Wilhelm I. eine Auswahl, und übergab diese gleichfalls der Bibliothek; späterhin wurden die in derselben enthaltenen Stücke der Schwester Friedrich's des Großen, Prinzessin Amalie, auf seinen Befehl ausgeliefert.

Diese Musikalien haben sich jedoch nicht erhalten; sie bildeten eine Sammlung der damals berühmtesten italienischen Meister.

— — — — — — — — — — — —

Sophie Charlottens plötzlicher Tod übte einen tieferen und nachhaltigeren Einfluß auf die Gestaltung der Hofverhältnisse aus, als dies vielleicht vorausgesehen wurde, und hoffen wir, dem geneigten Leser hierüber später weiteren Aufschluß geben zu können.

Es bleiben uns nur noch wenige Worte übrig.

Wie tief Hülsen von dem Tod der Königin getroffen wurde, dürfen wir kaum bemerken; wir wissen, wie hoch er dieselbe verehrte und wie ihre Güte ihn zum wärmsten Dank verpflichtet hatte.

Die Rückkehr des Wartensleben'schen Regiments, welche im Frühjahr erfolgte, vereinte auch Hülsen nach langer Zeit wieder mit Anna. Ihre Vermählung jedoch fand erst im Herbst des Trauerjahres statt.

Dieser dauernd sehr glücklichen Ehe entsprossen Nachkommen, welche die Stammeltern mehrerer noch lebender Geschlechter der von Hülsen geworden sind; vielleicht spiegeln sich Hülsen's Vorzüge und Talente in einzelnen Gliedern derselben wieder.

Friedrich von Hülsen wurde später Oberster in dem Wartensleben'schen Reiterregiment.

Franz blieb bei seinem ihm so theuern Herrn bis zu seinem Lebensende.

Schwerin überlebte die Königin nicht mehr lange, wie l'Estocq vollkommen richtig vorausgesehen hatte.

Nachdem er sich von dem Eindruck, den die Todesbotschaft in ihm erzeugte, wieder erholt hatte, erbat er

es sich als eine Gunst, bei der königlichen Leiche zu bleiben und dieselbe später nach Berlin zu begleiten.

Sein Wunsch wurde ihm gewährt.

Zwar ertrug er die Beschwerden der Rückreise nach Berlin; aber kaum daselbst angelangt, fühlte er seine Kräfte in Folge eines zehrenden Fiebers erschöpft.

Zwei Tage darauf fand man ihn todt in der alten Schloßkapelle, woselbst die Leiche der Königin aufgestellt war.

Er war auf seinem einsamen Sitz, das Antlitz dem Sarge zugewendet, eingeschlummert.

Auf seiner Brust fand man eine goldene Capsel, darin einen verwelkten Blumenstrauß.

— — — — — — — — — — — —

So ruht die irdische Hülle der großen Königin in dem Dom.

Kurz war ihr Leben, aber reich an Allem, womit die Gottheit ihre Auserwählten schmückt! — Wer zollt ihm nicht seine ganze, volle Bewunderung, wer fühlt sich nicht erhoben von ihrem Sterben! —

Wer, wie Sophie Charlotte, das Höchste erstrebte, das Glück des Lebens in der Ausübung der seltensten und herrlichsten Tugenden fand, und so, wie sie, zu sterben wußte, — verdient den Namen, den ihr die Mit- und Nachwelt in des Wortes tiefster Bedeutung zollt, den der

„philosophischen Königin."

Bacher, Julius,

Sophie Charlotte, die philosophische Königin historischer Roman in drei Bä
nden

Bd.: 3. Band

Berlin 1857